

HISTORISCHER VEREIN LUDWIGSBURG

# Ludwigsburger Geschichtsblätter

XV

Mit 18 Text- und 22 Tafelbildern

1963

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

HISTORISCHER VEREIN LUDWIGSBURG

Ludwigsburger  
Geschichtsblätter

Blatt 10

Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins Ludwigsburg (Stadt und Kreis)  
von Heinrich Gaese

Alle Rechte beim Historischen Verein Ludwigsburg

Gesamtherstellung Eichhorn-Druckerei und Verlag Kallenberg GmbH., Ludwigsburg

## Inhalt

Vorwort. Von Heinrich Gaese . . . . .	5
Die Entwicklung der Zisterziensergrangie Geisnang. Mit einer Abbildung. Von Wolfgang Bollacher . . . . .	7
Zur Namensforschung und Siedlungsgeschichte. Mit drei Abbildungen. Von Dr. Willi Müller . . . . .	22
Ludwigsburger Manufakturen im 18. Jahrhundert. Mit einer Abbildung. Von Hans Schmäh . . . . .	29
Vom Ludwigsburger Leben am Ende der Biedermeierzeit. Mit fünf Abbildungen. Von Oscar Paret . . . . .	52
Justinus Kerner, Leben und Werk, Vortrag, gehalten im Historischen Verein zum 100. Todestag des Dichters. Mit zwei Abbildungen. Von Walter Hagen . . . . .	79
Drei unbekannte Dokumente von Justinus Kerner aus den Jahren 1850/1851. Mit einer Abbildung. Von Walter Hagen . . . . .	107
Neue vorgeschichtliche Funde im Kreis Ludwigsburg. Mit drei Abbildungen. Von Oscar Paret . . . . .	114
Burg und Dorf Mundelsheim, Bericht über die vorübergehende Freilegung des Burggrabens. Mit drei Abbildungen. Von Julius Friedrich Kastner . . . . .	126
Denkmalpflegerische Arbeiten im Kreis Ludwigsburg. Die Renovierung der Aldinger Kirche. Mit einer Abbildung. Von Pfarrer Albert Groß . . . . .	135
Die Kirche in Beihingen. Mit fünf Abbildungen. Von Pfarrer Otto Majer . . . . .	138
Die Restaurierung der Kilianskirche in Bissingen. Mit drei Abbildungen. Von Markus Otto . . . . .	141

Die Martinskirche zu Großingersheim. Mit drei Abbildungen. Von Pfarrer Ernst Kühnle . . . . .	142
Die Cyriakus-Kirche in Bönningheim. Mit vier Abbildungen. Von Elisabeth Zipperlen . . . . .	145
Die Kirche in Hofen. Mit drei Abbildungen. Von Elisabeth Zipperlen . . . . .	151
Die Grabplatte des Hans-Konread von Auerbach in der Hofener Kirche. Mit einer Abbildung. Von Elisabeth Zipperlen . . . . .	153
Drei neue Ortsgeschichten. Besprochen von Heinrich Gaese . . . . .	155
Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg in „Hie gut Württemberg“, Beilage zu Ludwigsburger Kreiszeitung. 1960 (Jahrgang 11) Nr. 1 bis 1962 (Jahrgang 13) Nr. 8/9. Bearbeitet von Oscar Paret . . . . .	157

## Vorwort

Das Erscheinen des neuen Bandes der „Ludwigsburger Geschichtsblätter“ ist durch eine großzügige Unterstützung seitens der Stadt Ludwigsburg möglich geworden. Dem Herrn Oberbürgermeister, dem Gemeinderat und der Stadtverwaltung sei dafür Dank gesagt!

Die in diesem Bande vereinigten Arbeiten sind z. T. aus den Vorträgen im Historischen Verein hervorgegangen. Der Verein hält es für seine Pflicht, wesentliche Ergebnisse der Forschung auf diese Weise festzuhalten und sie einem größeren Kreis von Interessierten zugänglich zu machen. Ganz besonders gilt dies für die Arbeiten jüngerer Ludwigsburger, denen in diesen Blättern die Möglichkeit zur Veröffentlichung ihrer Forschungsergebnisse gegeben werden soll. Stadt und Verein sehen darin eine besondere Verpflichtung.

Ein besonders glücklicher Umstand für die Geschichte von Stadt und Kreis Ludwigsburg ist das Bestehen der Heimatbeilage „Hie gut Württemberg“. Ist sie doch gleichsam ein Sammelbecken für alle heimatgeschichtlichen Bemühungen! Was an Vorarbeiten für ortsgeschichtliche Darstellungen oder andere größere Arbeiten sich sonst in Schubladen häufen würde, findet hier früh den Weg in die Öffentlichkeit und ist damit weiterer Klärung und Diskussion ausgesetzt, fordert aber auch gleichzeitig zur Weiterbearbeitung und Zusammenfassung heraus. Auch die „Ludwigsburger Geschichtsblätter“ haben davon Gewinn, der Leser der „Geschichtsblätter“ wird eine Fülle von Arbeitsbeziehungen zwischen diesen und „Hie gut Württemberg“ entdecken. Dem Verlage Ungeheuer und Ulmer, der die Herausgabe dieser Nummer auch sonst durch die Überlassung von Klischees und Fotos unterstützte, sei dafür herzlich gedankt!

Der Dank des Vereins gilt aber auch den zahlreichen Mitarbeitern dieses Bandes, die ihre Arbeiten zur Verfügung stellten oder die Bildausstattung ermöglichten, Herrn Professor Dries in Schwäbisch Gmünd für den Entwurf des neuen Umschlages und nicht zuletzt der Eichhorn-Druckerei, die wiederum die Drucklegung besorgte.

Diese Nummer bringt fünf Aufsätze zur Geschichte von Stadt und Kreis, es folgen eine Dokumentation über Kerner und Berichte über vorgeschichtliche Funde, eine mittelalterliche Grabung (Mundelsheim) und eine Reihe von denkmalpflegerischen Arbeiten im Kreis. Buchbesprechungen und ein Schrifttumsverzeichnis runden den Band ab. Damit schließt sich auch die neue Nummer im wesentlichen dem Stil und der bewährten Tradition der bisherigen Nummern an.

Heinrich Gaese



# Die Entwicklung der Zisterziensergrangie Geisnang

Von Wolfgang Bollacher

## I.

Es ist bekannt, daß auf dem heutigen Stadtgebiet in der Nähe der Geisnangstraße und damit etwa an der Stelle des späteren Fuchshofs im Mittelalter das Kirchdorf Geisnang<sup>1</sup> lag. Dieses Dorf war, wofür in erster Linie die alamannischen Gräberfunde östlich des Alten Friedhofs sprechen, um das 7. Jahrhundert n. Chr. entstanden. Damals hatte sich aus dem 5 km nordwärts gelegenen älteren Geisingen eine Siedlergruppe losgelöst und auf dem Weideland der Geisinger Markung ein neues Dorf, eine sogenannte A u s b a u s i e d l u n g errichtet. An diesen Vorgang, der übrigens eine allgemeine siedlungsgeschichtliche Erscheinung jener Zeit gewesen ist, erinnert noch heute der Name Geisnang. Geisnang heißt Anger, Weidegebiet des Giso, und zwar des Giso, der in Geisingen – Gisoingen – sein Stammdorf hatte.

Geisnang teilte in den folgenden Jahrhunderten das Geschick des engeren Landes um den Asperg. Im fränkischen Großreich des 9. Jahrhunderts kam es politisch zum „comitat glemisgowe“, das heißt zur Grafschaft Glemsgau. Diese Grafschaft gelangte später über die Ingersheimer und Calwer Grafen an die Staufer. Die Staufer belehnten mit ihr etwa um 1180 herum die Pfalzgrafen von Tübingen, so daß diese zu Beginn des 13. Jahrhunderts auch in Geisnang das Wort hatten.

Daneben hatte in diesem Dorf vornehmlich das Kloster Hirsau Besitzungen. Dem Güterregister dieses Klosters, dem Codex Hirsaugiensis, ist auch die erste urkundliche Nennung Geisnangs im Jahre 1150 zu danken.

Von 1150 an bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts schweigen die Urkunden wieder. Möglicherweise hätte man das Dorf noch länger aus den Augen verloren, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das für Geisnang schicksalhaft und sogar in gewissem Sinn für die Entstehung Ludwigsburgs verantwortlich werden sollte. Dieses Ereignis war die Stiftung des Zisterzienserklosters Bebenhausen im Jahre 1190 durch Pfalzgraf Rudolf I. von Tü-

bingen. Aus dem Besitz der pfalzgräflichen Familie erhielt die neugegründete Abtei innerhalb kurzer Zeit so reiche Zuwendungen, daß die Pfalzgrafen rasch verarmten. Götz von Tübingen mußte bereits 1302 den wirtschaftlichen Ruin seines Hauses eingestehen.

Es überrascht daher nicht, wenn Bebenhausen schon um 1204 mit pfalzgräflichen Gütern auch in Geisnang begabt wurde. Seinen zunächst nur kleinen Grundbesitz verstand das Kloster in der Folgezeit zäh und stetig zu vergrößern, und gegen 1290 besaß es bereits das ganze Dorf.

Nunmehr fehlen wiederum über einen längeren Zeitraum hin die Nachrichten. 1356 ist das Dorf plötzlich *v e r s c h w u n d e n*. Statt seiner ist nur noch ein Hof Alt-Geisnang vorhanden, der später zum Fuchshof umbenannt werden und als solcher im wesentlichen unverändert bis 1740 fortbestehen sollte, s. S. 19.

Der Grund für das seltsame, unvermittelte Verschwinden des gesamten Dorfes war nun nicht ein kriegerisches Ereignis oder eine sonstige Katastrophe gewesen, sondern vielmehr die eigenartige Wirtschaftstechnik der Zisterzienser, die sogenannte *G r a n g i e n w i r t s c h a f t*.

Die Zisterzienser zielten darauf hin, große zusammenhängende Ländereien zu erwerben, die gegebenenfalls darauf lebenden Bauern zu vertreiben, deren Höfe niederzureißen, an Stelle der alten Siedlung *e i n e n* neuen großen Hof zu erstellen und das gesamte Land von diesem Hof aus im Eigenbau durch Laienbrüder bearbeiten zu lassen. Einen solchen Acker- oder Bauhof nannten die Zisterzienser eine *G r a n g i e*.

Die Zisterzienser, namentlich auch diejenigen unseres Raumes, haben im 13. Jahrhundert in großer Zahl Grangien angelegt, denen ganze Weiler und Dörfer zum Opfer fielen.

So verwandelte das Kloster Maulbronn das nahe Dorf *E l f i n g e n* in den sogenannten Elfinger Hof, Schöntal machte aus der Ortschaft *E s e l s d o r f* über dem Salltal bei Orendelsall einen Bauhof. Salem – ebenfalls dem Zisterzienserorden zugehörig – ließ die Weiler *B o l s t e t t e n*, *H o r n* und *W e i l e r f e l d* auf der Zwiefaltener Alb niederreißen, deren Markungen zusammenlegen und auf dem neu gewonnenen Latifundium eine Grangie errichten.

Auch Bebenhausen schuf neben Geisnang auf diese Weise noch weitere Eigenhöfe. *W a l d h a u s e n* bei Tübingen, *I t t i n g h a u s e n* bei Degerloch, *B ü s n a u* im Glemswald auf den Fildern, *A g l i s h a r d t* auf der Uracher Alb, *L a c h e n* bei Unterjesingen, *W i l d e n a u* bei Rübgarten, Kreis Tübingen, *M o s p e r g* bei Altensteig, Kreis Calw, und *V e s p e r w e i l e r* am Rande des Schwarzwaldes wurden zu Grangien umgeformt<sup>2</sup>.

## II.

Wie es zu dieser merkwürdigen Wirtschaftsweise kommen konnte, ist nur aus der zisterziensischen Reformidee heraus zu verstehen:



Die Zisterziensische Bewegung begann 1098 in dem französischen Kloster Cîteaux bei Dijon im heutigen Departement Côte d'Or. Cîteaux erscheint in latinisierter Form als Cistercium oder Zisterz. Daher nennt man die Zisterzienserklöster auch Zisterzen, redet also zum Beispiel von der Zisterze Maulbronn, der Zisterze Bebenhausen usw.

Nachdem der Hlg. Bernhard 1113 in den jungen, bis dahin ob seiner harten Zucht wenig beliebten Orden eingetreten war und Clairvaux östlich von Troyes im Departement Aube als erstes Tochterkloster von Cîteaux – Bernhard von Clairvaux daher – gegründet hatte, breitete sich der Orden rasch in ganz Europa aus. Seine Verfassung wurde in der berühmten *Charta caritatis* niedergelegt. Gleichzeitig wurden die *General-kapitel* geschaffen. Diese Kapitel waren jährlich stattfindende Zusammenkünfte aller Zisterzienseräbte unter dem Generalabt von Cîteaux, eine Art Zisterzienserparlament, und wohl die folgenschwerste Einrichtung in der äußeren Verfassung des Ordens. Sie ermöglichten nämlich die in der *Charta caritatis* geforderte einheitliche und bis ins kleinste hinein gleichartige Durchbildung und Entwicklung aller Zisterzienserklöster. Sie bewirkten, daß in den Zisterzen uniforme Verhältnisse herrschten. Alles war in den Ordensklöstern gleich: Kleidung, Kost, Bauweise, Liturgie usw.

Die Reformbewegung richtete sich, ähnlich wie ein Jahrhundert zuvor die kluniazensische, gegen die lax gewordenen Sitten der im Feudalsystem verwurzelten und im Reichtum schwelgenden Benediktinerklöster.

In bewußtem Gegensatz hierzu kehrten die Zisterzienser „ad puritatem regule“, d. h. zur ursprünglichen benediktinischen Regel und Regelobservanz zurück und lebten in größter Einfachheit und Strenge<sup>3</sup>.

Ihre neuen Ideen mönchischer Askese und Verinnerlichung äußerten sich auch in einer für die damalige Zeit revolutionären Wirtschaftsweise.

Die ersten Zisterzienser wollten nicht vom Schweiße anderer, sondern allein von ihrer eigenen Hände Arbeit leben. Das „*ora et labora*“ des Hlg. Benedikt brachte diesen Gedanken auf die programmatisch kürzeste Formel.

Die Zisterzienser wollten ferner nichts besitzen, was Renten oder Renditen abwarf, weder Fronhöfe noch Pfründen noch Leibeigene. Sie wollten kein Herrendasein führen. Andererseits – und das ist ebenso wichtig – wollten sie aber auch selbst nicht beherrscht werden, niemandem untertan und hörig, selbst von der bischöflichen Diözesangewalt eximiert sein. Sie erstrebten völlige *Autarkie*, um ihr Mönchsideal verwirklichen zu können.

Aus diesen Gründen wurde der freie, keinem Lehensverband eingefügte, ihnen allein gehörende bäuerliche Eigenbetrieb, die *Grangie*, zum Kern und Angelpunkt des zisterziensischen Wirtschaftsprogramms.

Das Wort „Grangie“ leitet sich vom lateinischen *granum* (Korn) her und lebt heute im französischen *la grange* (Scheune) fort. Während man unter Grangie bis dahin jedes landwirtschaftlich benutzte Gebäude verstand, wurde Grangie im 12. und 13. Jahrhundert zum Eigennamen der zisterziensi-

schen Wirtschaftshöfe. Dennoch ist die Wortbildung „Zisterziensergrangie“ kein Pleonasmus, denn die Grangienwirtschaft wurde bald von anderen Mönchsorden nachgeahmt. Ein Beispiel für einen solch nicht zisterziensischen Eigenbetrieb aus der nächsten Umgebung Ludwigsburgs soll hier für viele stehen: auch das Dominikanerinnenkloster Mariental in Steinheim/Murr bildete gegen Ende des 13. Jahrhunderts das kleine Dorf Jux in den Löwensteiner Bergen zu einer Grangie um<sup>4</sup>.

Die Grangien, die höchstens eine Tagesreise weit vom Kloster entfernt liegen durften, wurden zunächst nur außerhalb von Siedlungen, schließlich aber immer häufiger inmitten von Dörfern angelegt. Dabei fielen diese dann meistens den Grangien zum Opfer.

Alle Grangien wurden nach Hirsauer Vorbild von Laienbrüdern, sogenannten Konversen, bebaut, die das Armutsideal der Urkirche verwirklichen und den Klöstern gegen himmlischen Lohn dienen wollten. Die Laienbrüder oder fratres barbati waren Halbmönche. Sie legten das Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab, waren ebenfalls streng reglementiert, führten den Brudernamen, betätigten sich aber ausschließlich als Arbeiter auf den klösterlichen Besitzungen<sup>5</sup>.

Die strengen Reformideen der Zisterzienser wurden – darauf sei an dieser Stelle nur kurz hingewiesen – bald aufgeweicht und liberalisiert. Auch die zisterziensische Reform entließ ihre Kinder. Dies ging so weit, daß die Zisterzienser später durch gewinnbringende Verpachtung ihrer muster­gültig angelegten Eigenbetriebe zu unermeßlichem Vermögen gelangten und geradezu die „Bankiers des Mittelalters“ genannt wurden<sup>6</sup>.

### III.

Bebenhausen richtete seinen Erwerbsdrang aus zwei Gründen auf Geisnang.

Einmal glaubten die Mönche, in diesem Dorf leicht Fuß fassen zu können, weil dessen Grundherren die dem Kloster wohlgesonnenen Pfalzgrafen waren. Zum anderen eignete sich die Alt-Ludwigsburger Landschaft mit dem Tälesbach zu wasserwirtschaftlichen Anlagen. Wie alle Zisterzienser waren nämlich auch die Bebenhäuser Ordensleute große Wasserbautechniker. Wo immer sie konnten, ob in Bebenhausen selbst, in Walddorf, Hagelloch, Altdorf oder in Pfrondorf, nutzten sie die vorhandenen Wasserkräfte, namentlich um Mühlen zu betreiben<sup>7</sup>. Sie drainierten, kanalisiertem und legten Weiher und Teiche an, in denen Fische als Fastenspeise gezogen wurden.

### IV.

Um 1240 entschloß sich nun der Konvent von Bebenhausen, seinen Güterbesitz in Geisnang auszubauen und Geisnang zur Grangie zu machen.

Zielstrebig und geschickt wurde ans Werk gegangen. Das Kloster griff ins Herz des Dorfes und erwarb 1243 im Tauschwege gegen Ländereien im Oberen Gäu das größte und bedeutendste Anwesen des Dorfes, den Herren- oder sogenannten Fronhof. Dieser Hof lag – gleich anderen Fronhöfen jener Zeit – innerhalb Ortsetters an bevorzugter Stelle, dicht neben der Kirche. Er gehörte damals Wernher von Ihlingen, der damit von seinem Vetter Kuno von Stoffeln vom Stoffelberge, einer Burg bei Gönningen, belehnt worden war. Stoffeln wiederum war Vasall der Pfalzgrafen von Tübingen, den Ortsherren Geisnangs.

Um dem Kloster das gewünschte freie Eigentum an diesem Hof einräumen zu können, mußte der Hof aus dem Lehensverband der Pfalzgrafen entlassen, allodifiziert werden. Der Rechtsakt der Allodifikation vollzog sich in feierlicher Form anlässlich eines Dinggerichts auf dem Birtnle, einem vorgeschichtlichen Grabhügel bei Rottenburg. Gleichzeitig wurden die Tauschgüter im Oberen Gäu in den pfalzgräflichen Lehensverband aufgenommen.

Der Fronhof hatte seine Äcker und Felder in wenigen großen Parzellen unmittelbar beim Dorf gehabt, also nicht verstreut, in sogenannter Gemengelage. Als daher das Kloster in Geisnang noch im gleichen Jahre Land und Höfe von Gebhardt von Lichtenstein, dem Ortsherren von Nekarkgröningen, erworben hatte<sup>9</sup>, war es in Geisnang mit einem Male in den Besitz großer Güter gelangt. Die Voraussetzungen für den Bau des geplanten Eigenbetriebs waren gegeben.

Sofort wurde der Fronhof auch zum Kern der jungen Grangie gemacht, Laienbrüder zogen auf und errichteten zusätzliche Wirtschaftsgebäude. Schon ein Jahr später – 1244 – wird berichtet, daß in Geisnang die „procuratores“ des Klosters Bebenhausen – gemeint sind die ordensüblichen Konversen – emsig am Werk seien.

1244 erkannte auch Pfalzgraf Wilhelm von Tübingen – Asperg – die Pfalzgrafen hatten sich damals gerade in zwei Linien gespalten – die Bebenhäuser Höfe in Geisnang als Immunitätsgebiet an. In einer auf dem Asperg ausgefertigten Urkunde versicherte er, daß er nicht nur den gegenwärtigen, sondern auch den künftigen Klosterbesitz in Geisnang von allen „exactiones“, das heißt von allen Abgaben, Dienst- und Fronleistungen befreie<sup>10</sup>.

Mit dieser „Blankofreiung“ war für das Kloster ein entscheidendes Hindernis ausgeräumt.

Um die Mitte der Vierzigerjahre des 13. Jahrhunderts – das kann als Ergebnis festgehalten werden – schlug also die Geburtsstunde der Grangie Geisnang. In kluger Weise hatten die Bebenhäuser im Zentrum des Dorfes Boden gefaßt, so daß sie im Verlauf der folgenden Jahrzehnte nur noch eine Art zentrifugaler Erwerbspolitik nach den Markungsgrenzen hin zu betreiben brauchten. Die übrigen Erwerbungen, die bis 1281 währten, sind zwar noch zahlreich, dienten aber lediglich der Abrundung der bereits vorhandenen Gütermasse: das verschuldete Hirsau trat seinen Geisnanger Besitz ab<sup>11</sup>, Ritter Schwiger von Obweil ließ sich vom Kloster einen gro-

Ben Hof in Geisnang gut bezahlen<sup>12</sup>, der Edle Hage von Hohenneck schenkte der Grangie eine Mühle unterhalb von Schloß Harteneck<sup>13</sup>.

## V.

Auch das Geisnanger Kirchgut ging an Bebenhausen über.

Der Mittelpunkt der Geisnanger Pfarrgemeinde war die etwa im 10. Jahrhundert entstandene und Johannes dem Täufer gewidmete Kirche<sup>14</sup>. Sie gehörte zur Diözese Konstanz und zum Dekanatsbezirk Schönaich (Kreis Böblingen), im 13. Jahrhundert vielleicht eine Zeitlang zum speyerischen Dekanat Asperg. Von den Pfarrern, die bis etwa 1250 an ihr amtierten, sind zwei urkundlich genannt, ein gewisser Wolclochus und ein C. – möglicherweise Carolus – der später zum Dekan in Schönaich aufrückte.

Zur Johanneskirche selbst gehörten Gärten und Felder. Mit diesen Ländereien, dem sogenannten „Widdum“, war die Kirche bei der Gründung von ihrem Stifter ausgestattet worden. Widdum bedeutet Mitgift, Morgengabe und war das Hochzeitsgeschenk des Kirchgründers an die Kirche, die hier wie überall, als Braut Christi galt.

Es war klar, daß Bebenhausen die Kirche und das Widdum erwerben mußte, wenn es in Geisnang zu einem lückenlos geschlossenen Besitz gelangen wollte.

Dies war aber eine so schwierige Aufgabe, daß das Kloster hierzu über 30 Jahre benötigte.

1243 gelang es Bebenhausen, zunächst einmal das Patronatsrecht – das ius patronatus – über die Kirche zu erlangen. Dieses Recht war zusammen mit dem Fronhof auf das Kloster übergegangen. Der hochmittelalterlichen Übung entsprechend, war es nämlich mit der Fronvogtei dinglich verbunden gewesen<sup>15</sup>. Da der Patronat das Kloster aber nur zu einer gewissen Aufsicht über die Amtsführung des Priesters und die Verwaltung der Kirchgüter berechtigte, konnte Bebenhausen mit ihm für sein Vorhaben nicht allzu viel anfangen. Es drängte daher darauf, daß ihm die Kirche und namentlich die Pfarrgüter zur Nutzung übertragen, geschenkt oder inkorporiert würden.

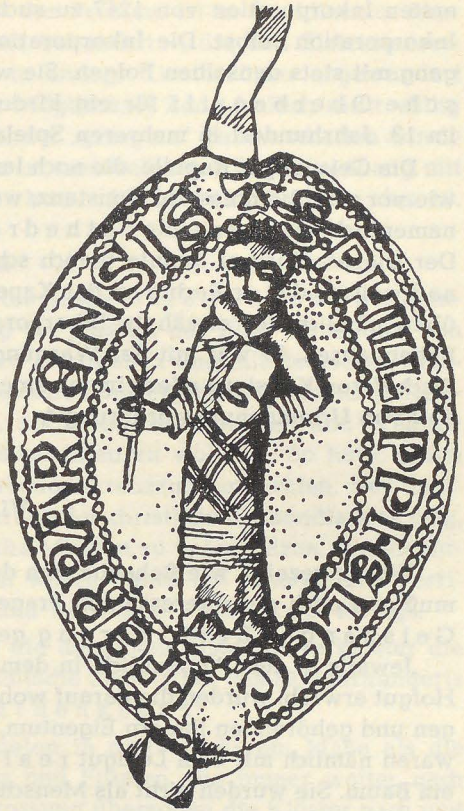
Die Bemühungen der Abtei hatten 1247 einen gewissen Erfolg. Der gerade als päpstlicher Legat in Deutschland weilende Bischof Philipp von Ferrara übertrug dem Kloster die Geisnanger Kirche „pleno iure“<sup>16</sup>. Der Rechtsgehalt einer solchen „donatio pleno iure“ ist in den um 1245 erschienenen Dekretalen Innozenz' IV. – übrigens den wichtigsten Grundlagen des mittelalterlichen Inkorporationsrechts – beschrieben<sup>17</sup>. Danach wurde das Kloster Bebenhausen Eigentümer der Johanneskirche. Das neu verliehene Eigentumsrecht war aber nur ein nominelles Recht, ein „nudum ius“. Es vermittelte lediglich das Titular-, nicht auch das Nutz Eigentum. Die Mönche

Siegel an der Urkunde vom 28. 1. 1247, ausgestellt im Lager Heinrich Raspes bei der Belagerung Ulms von dem päpstlichen Legaten Bischof Philipp von Ferrara, wonach die Kirche in Geisnang dem Kloster Bebenhausen übereignet wurde (HStA Stuttgart A 474, I).

Aufschrift:  
S (igillum) PHILLIPPI ELECTI  
FERRARIENSIS.

Wachs an Leinenband, etwa natürliche Größe.

Nach einem Foto des Hauptstaatsarchivs Stuttgart gezeichnet von Ilse Paret.



konnten daher das Kirchgut nicht zur Grangie verwenden, nicht „in usus proprios“ nehmen.

Deshalb erstrebte der Konvent eine weitergehende Einverleibung. Sie wurde schließlich im Jahre 1276 vom Konstanzer Bischof ausgesprochen<sup>18</sup> und wenig später von Papst Nikolaus IV. (1288–92) in Orvieto bestätigt. Nach dem Wortlaut der Verbriefung wurden dem Kloster die Kirche und ihr Grundvermögen nunmehr „ad mensam“ zuerkannt. Die *donatio* oder *incorporatio ad mensam* war mit der *incorporation in usus proprios* identisch. Nach der rechtstheoretischen Darstellung des großen Kirchenrechtslehrers Panormitan (gest. 1435) hatte sie zur Folge, daß der jeweilige Inkorporationsempfänger das Pfründgut frei nutzen konnte<sup>19</sup>.

Erst die zweite Inkorporation von 1276 vermittelte also den Bebenhäuser Mönchen das lang begehrte Nutzegentum am Geisnanger Widdum. Jetzt konnten die Konventualen die Ländereien der alten Geisnanger Pfarrkirche in „suos usus“ nehmen, nach Gutdünken verwenden und in die Grangie einbeziehen. Erst von nun an war es ihnen auch möglich, die gemeindelos gewordene Kirche zur Kapelle für die Laienbrüder umzugestalten.

Der Grund für die zweimalige Einverleibung der Geisnanger Kirche ist also nicht in irgendwelchen Streitigkeiten über Gültigkeit oder Wirkung der

ersten Inkorporation von 1247 zu suchen, sondern im Rechtscharakter der Inkorporation selbst. Die Inkorporation war kein einheitlicher Rechtsvorgang mit stets denselben Folgen. Sie war vielmehr der *rechtstechnische Oberbegriff* für ein kirchenrechtliches Institut, das jedenfalls im 13. Jahrhundert in mehreren Spielarten auftreten konnte.

Die Geisnanger Kapelle, die noch lange erhalten blieb, gehörte aber nach wie vor zum Bischofsstuhl Konstanz, weshalb das Kloster gewisse Abgaben, namentlich das sogenannte *cathedricum*, nach dort zu zahlen hatte. Der Diözesanbischof konnte jedoch schon hundert Jahre später nicht mehr nachweisen, daß er Rechte an der Kapelle besaß. Die einzige Urkunde hierüber, nämlich der erwähnte Inkorporationsbrief von 1276, befand sich in Bebenhausen. Er war mit der Warnung versehen worden, ihn ja nicht dem Bischof von Konstanz oder einem seiner Abgesandten zu zeigen – ein klarer Fall von Urkundenunterdrückung<sup>20</sup>.

## VI.

Wurde gezeigt, wie Bebenhausen das Land für seine Grangie erwarb, so muß nun noch der interessanten Frage nachgegangen werden, was mit der *Geisnanger Bevölkerung* geschehen ist.

Jeweils in dem Augenblick, in dem Bebenhausen in Geisnang ein freies Hofgut erwarb, wurden die darauf wohnenden, bislang dem Verkäufer hörigen und gehörenden Bauern Eigentum, Leibeigene des Klosters. Die Bauern waren nämlich mit dem Leihgut *realiter* verbunden, wie ein Haus oder ein Baum. Sie wurden nicht als Menschen, sondern als Sachen behandelt.

Da die Bebenhäuser Zisterzienser nach der Ordensverfassung keine Leibeigenen haben durften, andererseits aber ihr Land in der geschilderten Weise selbst bewirtschaften wollten, wurden die Bauern überflüssig. Den Mönchen blieb daher keine andere Wahl, als die Bauern auszuweisen, sie zu „*legen*“, und danach die verlassenen Häuser niederzubrechen. Dieses Legen war – wie wir aus verschiedenen Quellen wissen – nur rechtmäßig, wenn die Bauern entschädigt wurden<sup>21</sup>. Zwar mußte ihnen nicht das von den Zisterziensern kassierte Ackerland ersetzt werden – dieses gehörte ihnen ja gar nicht – wohl aber das wohlerworbene Recht auf Lehen und Erblehen. Daß bei obrigkeitlichen Eingriffen nicht nur Eigentum, sondern auch Rechte ersetzt werden können und müssen, ist nebenbei ein Rechtsgedanke, der erst um 1920 wieder entdeckt wurde.

Aus dem Umstand, daß – soweit wir sehen – nirgends von Prozessen und Vergleichen zwischen den ausgewiesenen Bauern und der Abtei im Schönbuch die Rede ist, darf man mit allem Bedacht im Wege eines *arguere silentio* schließen, daß die Bauern der Bebenhäuser Grundherrschaft rechtmäßig behandelt worden sind.

Wie aber sind nun diese Bauern und damit auch die Bauern Geisnangs entschädigt worden?

Vereinzelt nahm man bisher an – das Problem ist in der Literatur über die Zisterzienser so gut wie nirgends behandelt –, die den Zisterziensergrangien weichenden Bauern seien in andere Klosterdörfer abgewandert und dort abgefunden worden. Diese Möglichkeit kann freilich nicht völlig ausgeschlossen werden. Die Großzahl der „gelegten“ Bauernschaften wurde aber auf eine Weise entschädigt, die in unmittelbarem Zusammenhang mit den großen siedlungsgeschichtlichen Vorgängen des 13. Jahrhunderts steht.

Hier muß etwas ausgeholt werden:

Zwischen 1100 und 1300 erfolgte die große Ostbewegung der deutschen Stämme. In dieser Zeit gelang es, jenseits der Elbe ein Gebiet von rund 300 000 qkm deutscher Kultur zu erschließen und mit deutschen Siedlern zu durchsetzen. Der wohl entscheidende Beweggrund dieses ausgedehnten Siedelwerks war das Bestreben, die heidnischen Slawen und Wenden missionieren und das Christentum ausdehnen zu wollen<sup>22</sup>. So hatte schon 1147 Bernhard von Clairvaux zum Wendenkreuzzug aufgerufen. Der deutsche König, der die römische Kaiserkrone des christlichen Abendlandes trug, war in erster Linie berufen, eine solche Mission zu unterstützen. Die eigentlichen Bahnbrecher der Kolonisation waren daher die Inhaber der Territorialgewalten, also die geistlichen und weltlichen Vasallen des Königs.

Daneben förderten insbesondere die deutschen Zisterzienserklöster die Erschließung des Ostraums. Das ostdeutsche Siedelwerk des 13. Jahrhunderts ist ohne Zisterzienser nicht denkbar<sup>23</sup>.

Die ostelbischen Zisterzen gründeten in noch stärkerem Maße als die westelbischen ständig neue Ableger und Filialen, die immer weiter nach Osten griffen. Durch fortgesetzte Sprossung überzogen die Klöster nach und nach in dichtmaschigem Netz die Ostgebiete. Die Zisterzienser rodeten das Land und legten, insbesondere seit den Generalkapitelbeschlüssen von 1208 und 1216, planmäßig neue Siedlungen an.

Der zugänglich gemachte Osträum rief nach Menschen. Die von den Zisterziensern angelegten und geplanten Dörfer und die Einführung deutscher Kultur erforderten Siedler. Die kolonisierenden Klöster griffen deshalb zur Rekrutierung tauglicher und geeigneter Bauern auf das Hinterland ihrer Mutterklöster zurück.

Die Mutterklöster kamen dem Verlangen ihrer Filialen nach Kolonisten entgegen. Sie schickten Bauern aus ihrem Herrschaftsbereich, namentlich solche, die den Grangien weichen mußten, unter einem Anführer, einem sogenannten *locato*r –, mit dem Versprechen zu den Tochterklöstern, dort Land zugewiesen und geliehen zu bekommen.

Damit war zweierlei erreicht: das Mutterkloster war seiner überschüssigen Bauern ledig und dem Tochterkloster waren brauchbare Siedler zugeführt worden.

Als der Bedarf an Siedlern mit der zunehmenden Erschließung Ostelbiens immer größer wurde und die Mutterklöster schließlich kein Personal mehr

bieten konnten, traten die kolonisierenden Klöster an alle deutschen Abteien des Zisterzienserordens mit der Bitte heran, Siedler zu stellen<sup>24</sup>.

Über die Beteiligung Bebenhausens am ostelbischen Siedlerwerk und über das Schicksal der Geisnanger Bevölkerung haben wir zwar keine direkten Quellen. Es sprechen aber alle greifbaren Umstände und Indizien – von denen im folgenden nur einige genannt seien – dafür, daß Bebenhausen die Kolonisation tatkräftig unterstützte und Bauern, die seinen Grangien weichen mußten, also auch Einwohner Geisnangs, in den Osten sandte.

Die Hauptlast der zisterziensischen Kolonisation lag bei den Abkömmlingen der französischen Abtei Morimund. Morimund war neben Clairvaux das zweite Tochterkloster von Citeaux, das für das deutsche Zisterziensernetz Bedeutung erlangte. Die ostelbischen Zisterzen, die von Morimund abstammten – und dies waren die meisten – haben sich zur Behebung des Siedlermangels naturgemäß an die ihnen zunächst verwandten Klöster, das heißt an alle diejenigen gewandt, die in Morimund ihre Stammutter hatten. Dies bedeutete, daß an Maulbronn, Herrenalb und Schöntal – sie alle gehen auf Morimund zurück – besonders eindringlich herangetreten worden ist. Für Bebenhausen konnte dies nicht ohne Wirkung bleiben, denn die Beziehungen jedenfalls zwischen Herrenalb, Maulbronn und Bebenhausen waren sehr eng. Die Äbte der drei Klöster wirkten bei besonders wichtigen Amtshandlungen stets zusammen.

Bebenhausen selbst – und das ist eine weitere Überlegung – ging über sein Mutterkloster Schönau bei Heidelberg und Eberbach im Rheingau bei Hattenheim unmittelbar auf Clairvaux zurück, gehörte also zur Filiation Clairvaux. Nachdem Bernhard von Clairvaux den abendländischen Missionsauftrag an den Slawen unterstrichen hatte, waren gerade die Filialklöster von Clairvaux verpflichtet, im Sinne Bernhards zu kolonisieren und zu missionieren.

Im übrigen – das ist ein dritter Punkt – war um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Ostkolonisation ein solch entscheidendes Anliegen der Zisterzienser geworden, daß sich ihm kein deutsches Kloster dieses Ordens verschloß. Insbesondere die glänzende Organisation des Zisterziensernetzes, die ständigen Besuche der „filiae“ durch den Mutterabt und die jährlichen Konvente aller Zisterzienseräbte in Citeaux sorgten dafür, daß auch die kleinste und abgelegenste Zisterzienserabtei – und Bebenhausen war eine sehr große – von dem Geschehen an Oder, Neisse und Moldau berührt wurde und, wenn möglich, das ihre dazu leistete.

Schon diese Überlegungen zeigen, daß auch Bebenhausen fest in den Großverband der Zisterzienserklöster eingefügt war und so nicht etwa als ein von der Ostkolonisation unberührtes Kloster ausgeklammert werden kann.

Nun kommt aber noch ein sehr gewichtiges Argument für seine Mitwirkung an der Kolonisation hinzu. Nach der ursprünglichen Ordensverfassung der Zisterzienser mußten die Grangien in einsamen Gegenden fernab



von allen Menschen – in locis a conversatione hominum semotis – angelegt werden. Erst vom Beginn des 13. Jahrhunderts an trat die Erscheinung auf, daß die Zisterzienser sich mit Vorliebe in bereits besiedelten Räumen festsetzten, Dörfer kauften und diese zu Eigenbetrieben umformten. Die Erscheinung fiel also gerade in die Zeit der stärksten Kolonisationstätigkeit des Ordens. Es ist wohl sicher, daß zwischen ostelbischer Siedlungspolitik und westelbischer Grangienwirtschaft ein unmittelbarer Zusammenhang bestand<sup>25</sup>. Das kolonisatorische Wirken des Ordens war zwar nicht die ausschließliche Ursache für diese „dörferlegende Grangienwirtschaft“, es hat sie aber entscheidend gefördert. Mit anderen Worten: Grangien wurden a u c h deshalb in zunehmendem Maße inmitten von Ortschaften angelegt, um Siedler für den Osten frei zu bekommen.

Da Bebenhausen nachweislich sehr intensiv Dörfer und Weiler legte, ist also hinreichend bewiesen, daß es das ostelbische Siedelwerk unterstützte und die von ihm im Zuge der Grangienwirtschaft vakant gewordenen Bauern für die Kolonisation abzweigte.

Noch befriedigender schiene die Beweisführung, wenn wirklich nachgewiesen wäre, daß Schwaben unserer engsten Heimat im 13. Jahrhundert den mancherlei Werbungen für das neue Land entsprochen und sich da oder dort im Osten niedergelassen haben.

Tatsächlich haben im 13. Jahrhundert bei der Besiedelung nahezu der gesamten Ostgebiete auch Schwaben eine, wenn auch relativ unbedeutende, Rolle gespielt. Die namentlich im südschlesischen Raum – und nur er soll hier interessieren – nachgewiesenen altwürttembergischen Einwanderer stammten unter anderem aus M a l m s h e i m, vom H e l f e n s t e i n bei Geislingen, von T a c h e n h a u s e n, einem Herrensitz bei Nürtingen, vom B l a n k e n s t e i n, einer Burg auf der Münsinger Alb und von D u s s l i n g e n<sup>26</sup>. Alle diese Einwanderer gehörten einer gehobenen Gesellschaftsschicht an, nämlich mit einer Ausnahme – n i c k e l s z u l t s o c z u m a l m z h a i m – dem niederen Adel, sonst wären sie auch gar nicht in den mittelalterlichen Urkunden erfaßt worden. Sie alle waren, wie wir wohl annehmen dürfen, sogenannte „locatores“, das heißt, Anführer von Auswanderungstrupps, Mittelsmänner zwischen Ost und West. Hinter ihrer Nennung verbirgt sich also nicht nur der jeweilige Adelige und seine Familie, sondern auch die Anonymität der Treckgenossen, die immer der Heimat und dem Einflußgebiet ihrer Anführer entstammten.

Es ist nun bedeutsam, daß die Besitzungen der erwähnten Adelligen in vielen Fällen unmittelbar an das Klosterterritorium angrenzten. Das Klostergebiet gehörte also durchaus zu deren engster Heimat. Dies galt auch für Geisnang. So hatte der Blankensteiner Adel Besitzungen und Privilegien in Obweil, und den Dusslingern gehörte im 13. Jahrhundert das in nächster Nähe Geisnangs gelegene Schloß Harteneck. Berührungsflächen zwischen der Geisnanger Bevölkerung und jedenfalls den Blankensteiner und Dusslinger Herren waren somit vorhanden.

Die l o c a t o r e s waren die meist einmütig Beauftragten der mit der

Kolonisation gleichermaßen befaßten landesherrlichen und klösterlichen Institutionen.

Und in diesem Zusammenhang ist nun noch eine weitere Tatsache beachtlich: Bebenhausen lebte mit den genannten Adelsfamilien nicht nur in direkter Nachbarschaft, es unterhielt auch zu allen enge Geschäftsbeziehungen, zu den Helfensteinern, den Blankensteinern, zu denen von Tachenhausen und vor allem zu denen von Dusslingen. Alle diese Herren tauchen häufig in den Bebenhäuser Archivalien und Urkunden als Vertragspartner, Schiedsmänner oder Zeugen auf. Bei diesen Bindungen konnte die Abtei den benachbarten Adel leicht für seine Ziele gewinnen und in den Dienst der zisterziensischen Missions- und Kolonisationsarbeit stellen.

Damit schließt sich der Kreis.

Wir können nicht nur mit annähernder Sicherheit sagen, daß Teile der Geisnanger wie auch der Bevölkerung anderer Bebenhäuser Grangierendörfer in den Osten gezogen sind, sondern wir haben Grund, eine noch weitergehende Aussage zu wagen. Die Geisnanger Bauern standen zusammen mit anderen Schicksalsgefährten der Bebenhäuser Grundherrschaft mit hoher Wahrscheinlichkeit auch unter der Leitung wenigstens eines der oben genannten von Bebenhausen mitbeauftragten Anführer. Insoweit dürften sie in Schlesien vermutlich im Hinterland der großen Zisterzienserklöster Leubus, Heinrichsau, Camenz – für ihren Geisnanger Verlust reichlich entschädigt – angesiedelt worden sein.

## VII.

Die kurze Blüte des Grangienbetriebs in Geisnang lag zwischen den Jahren 1280 und 1310 und fiel damit mit der Blüte des Klosters Bebenhausen zusammen. In dieser Zeit gehörten der Abtei bis zu 130 Konversen an, was zur Folge hatte, daß auf dem größten Klosterhof, nämlich Geisnang, zeitweilig 15 bis 20 Laienbrüder unter dem „magister grangiae“ ständig arbeiteten.

In diesem Zeitraum der optimalen Leistungskraft der Grangie wurde aus der Geisnanger Feldmark der zisterziensische Großbetrieb geschaffen. Gutsgebäude und Stallungen wurden erstellt, allerhand Werkstätten, eine Bäckerei und eine Küferei eingerichtet. Große Flächen vom reichen Weideland des einstigen Geisnangs wurden umgebrochen und vor allem mit dem bei den Zisterziensern besonders beliebten D i n k e l bestellt. In der Reichertshalde und am Imbröder wurden W e i n b e r g e angelegt<sup>27</sup>.

Ferner wurden F i s c h w e i h e r geschaffen, was für das Landschaftsbild besonders bedeutsam war. Nun stammen zwar die ersten Nachrichten über solche Fischweiher erst aus dem Jahre 1431<sup>28</sup>, doch glauben wir, daß einzelne der insgesamt 5 Teiche schon um 1300 entstanden sind.

Einmal hatte schon Schwigger von Oßweil beim Verkauf seines Geisnanger Hofes im Jahre 1281 auffällig betont, daß sich sein Besitz zu wasserwirtschaftlichen Anlagen eigne, ja, daß sich auf seinen Ländereien bereits „ge-

nutztes Wasser“ befinde. Zum anderen wissen wir, daß gerade der Wasserreichtum der Geisnanger Landschaft ein wichtiger Antrieb für das Kloster war, sich hier anzusiedeln.

Es wäre eigentlich nicht recht verständlich, warum das Kloster, seinen wasserwirtschaftlichen Plänen nahegebracht, mit der Quelfassung und der Aufschüttung der Dämme über 100 Jahre hätte zuwarten sollen, zumal da das für solche Arbeiten notwendige Personal um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert vorhanden war.

Sicher sind also wenigstens die beiden kleinen Weiher, die später als sogenannte Erlenhofer Seen in die Schloßanlagen einbezogen worden sind, schon damals entstanden. Die drei sogenannten Schafhofer Seen sind dagegen wohl erst nach 1360 geschaffen worden. Ihr stattlichster, der 10 Hektar große mittlere Schafhofer See (Feuersee) wurde erst 1908 zugeschüttet<sup>29</sup>.

Die Grangie Geisnang selbst galt als ein umfriedeter Teil des Klosters Bebenhausen. Hier mußten „*pax et tranquillitas*“ herrschen: es durften kein Gericht und kein Markt abgehalten und nicht gehandelt werden.

Über die *Verfehlungen der Laienbrüder* richtete der Abt von Bebenhausen kraft seiner Hausgewalt. Schwere Vergehen kamen jedoch vor das Generalkapitel, das zugleich höchstes Gericht des Zisterzienserordens war. Todeswürdige Verbrechen mußten zwar nicht zur Verurteilung, wohl aber zur Hinrichtung an ein weltliches Gericht ausgeliefert werden. Das Generalkapitel und das Kloster Bebenhausen hatten nicht die Blutgerichtsbarkeit, das sogenannte Recht „zu Rad und Galgen“, also das Recht, ein Todesurteil auch vollstrecken zu können.

Trotz der Abgeschiedenheit der Klöster und Grangien kam es zu Gewalttaten namentlich der Laienbrüder. Wenn auch aus Bebenhausen und Geisnang keine Greuel zu berichten sind, so hat doch in Schönau, dem Mutterkloster Bebenhausens, ein Konverse den Abt erschlagen und in Eberbach im Rheingau ein Laienbruder den Abt zusammengehauen und verstümmelt.

1356 erscheint Geisnang im Lagerbuch des Klosters Bebenhausen als dessen weitaus größter *Eigenhof*. Zu ihm gehörten 982 Morgen Ackerland, 40 Morgen Wiesen, 80 Morgen Wald und 300 Morgen Ödland<sup>30</sup>.

Allerdings machte sich schon sehr stark der Mangel an Laienbrüdern bemerkbar. Deshalb waren alle Weinberge und viele Äcker an Bauern aus Neckarweihingen, Oßweil und Eglosheim verpachtet. Verpachtung war vom Generalkapital ja schon lange zugelassen worden.

Die Zahl der Laienbrüder ging von 1360 an so rapide zurück, daß die Grangie Geisnang zu zerfallen drohte. Der Konvent von Bebenhausen wurde zu einschneidenden Maßnahmen gezwungen. Und so vollzog sich für Geisnang als der ersten Grangie Bebenhausens das Schicksal des zisterziensischen Eigenbetriebs: es wurde zwischen 1425 und 1430 unter Abt Heinrich von Hailfingen verpachtet.

In Geisnang zogen Pächter auf, zunächst eine Familie Fassnacht, der schon bald das Ehepaar Fuss oder Fuchs folgte. Von da an wird der Hof immer häufiger und schließlich nur noch *Fuchshof* genannt.

Gleichzeitig – also etwa um 1430 – wurde die Feldmark der ehemaligen Grangie geteilt. Während eine Zelge, ein Landteil, vom Hof „Alt-Geisnang“ aus bearbeitet wurde, wurde die größere Zelge von dem „newen hofe zu Gissnang uff dem Erlach gelegen“ bewirtschaftet.

Dieser Schwesterhof des alten Grangienbetriebs war an der zum Tälesbach abfallenden Stelle des heutigen Schlosses erbaut worden und leitete seinen Namen von dem dort vorhandenen Erlengebüsch ab.

Der burgähnlich angelegte Erlachhof war fortan der größte Hof des Klosters Bebenhausen. Er wurde zum Verwaltungsmittelpunkt aller nördlich von Stuttgart gelegenen Bebenhäuser Besitzungen.

Nochmal wurde die Markung geteilt. Um 1470 entstand inmitten einer neu gebildeten weiteren Zelge der zweite Schwesterhof des „Alten Geisnang“, etwa an Stelle der heutigen Garten- und Umlandstraße. Weil er vorübergehend eine Schafhalterei bekommen hatte, ist er als Schafhof in unsere Stadtgeschichte eingegangen<sup>31</sup>.

Der Bau des Schafshofs bedeutete die endgültige Zäsur und das Ende der Entwicklung der Zisterziensergrangie Geisnang. Der Eigenbetrieb war unwiderruflich aufgegeben worden. Fortan trug die Grundherrlichkeit Bebenhausen über die drei Meierhöfe das Gesicht der üblichen, spätmittelalterlichen Lehwirtschaft.

## VIII.

Wenn nun auch vieles ungesagt oder flüchtig behandelt bleiben mußte, so läßt sich doch schon aus den kurzen Darlegungen die Entwicklung der Grangie Geisnang und das typisch Zisterziensische hieran klar erkennen und verfolgen. In zäher Erwerbspolitik entstanden die Bebenhäuser Konventualen das mittelalterliche Dorf, legten es sodann nieder und siedelten seine Bauern in die ostelbischen Kolonialgebiete ihres Ordens aus. Sie exerzierten in Geisnang die zisterziensische Grangienwirtschaft in reiner Form. Es wurde Weide-, Wald- und Ackerwirtschaft betrieben. Es wurden Weinberge, Seen und Fischwasser angelegt. Die zunächst zögernd begonnene Ausdingung des Besitzes endete mit der völligen Verpachtung des kurz zuvor noch in drei Hofstücke geteilten Klosterlandes. Schließlich wurde der Erlachhof als größter der drei Höfe zur Klosterpflege erhoben und trug damit der Bedeutung dieses Gebiets auch noch für die folgende Zeit Rechnung.

Daneben war Geisnang die größte Grangie unseres Raumes überhaupt. Seine überörtliche Bedeutung liegt vor allem darin, daß sich in ihr eine Sonderform der mittelalterlichen Agrarwirtschaft sinnfällig niedergeschlagen hat und daß sich nirgendwo in Südwestdeutschland die zisterziensische Wirtschaftsdynamik durch zweieinhalb Jahrhunderte hindurch klarer bezeugen läßt.

Ein gewisser lokalpatriotischer Stolz im Hinblick auch auf die mittelalterliche Bedeutung des Ludwigsburger Bodens ist also sehr wohl am Platze.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Gerhard Hess: Zur Geschichte der Alt-Ludwigsburger Markung (Ludwigsburger Geschichtsblätter 1957 Bd. XIII) S. 43 ff.
- <sup>2</sup> Karl Weller: Besiedlungsgeschichte Württembergs (1938) S. 254 ff., OA Münsingen 2. Bearbeitung (1912) S. 562 ff., HStA A 474 I und II.
- <sup>3</sup> Kolumban Spahr: Die Regelauslegung im „Neukloster“ (Festschrift zum 800-Jahrgedächtnis des Todes Bernhards von Clairvaux. 1954) S. 26 ff.
- <sup>4</sup> Württembergisches Urkundenbuch (WUB) VI, 477.
- <sup>5</sup> Eberhard Hoffmann: Das Konverseninstitut des Cistercienserordens. 1905.
- <sup>6</sup> Edgar Krausen: Die Klöster des Zisterzienserordens in Bayern (1953). S. 16.
- <sup>7</sup> Eugen Neuscheler: Die Klostergrundherrschaft Bebenhausen (WJbSt 1928). S. 130, 159.
- <sup>8</sup> WUB IV, 43.
- <sup>9</sup> WUB IV, 75.
- <sup>10</sup> WUB IV, 76.
- <sup>11</sup> WUB VII, 352.
- <sup>12</sup> WUB IX, 240.
- <sup>13</sup> WUB IX, 447.
- <sup>14</sup> HStA A 461-67 Nr. 297 (liber prediorum von 1356).
- <sup>15</sup> Hans-Erich Feine: Kirchliche Rechtsgeschichte I (3. Auflage 1955). S. 351, 360.
- <sup>16</sup> WUB IV, 149.
- <sup>17</sup> Dominikus Lindner: Die Lehre von der Inkorporation in ihrer geschichtlichen Entwicklung (1951). S. 17 ff.
- <sup>18</sup> WUB VII, 440.
- <sup>19</sup> Dominikus Lindner: a. a. O. S. 23 ff.
- <sup>20</sup> ZGOR 3, 224.
- <sup>21</sup> Vgl. u. a. Franz Winter: Die Cisterzienser des nord-östlichen Deutschlands (1868-71). II, S. 181.
- <sup>22</sup> Hermann Conrad: Deutsche Rechtsgeschichte I (1954). S. 282.
- <sup>23</sup> Erwin Nadolny: Die Siedlungsleistung der Zisterzienser im Osten (1955). S. 3, 20.
- <sup>24</sup> Franz Winter: a. a. O. II, S. 179 ff.
- <sup>25</sup> Eberhard Hoffmann: a. a. O. S.87.
- <sup>26</sup> Wolfgang Jungandreas: Beiträge zur Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart (1928). S. 206.
- <sup>27</sup> HStA A 461-67 Nr. 297 (liber prediorum von 1356).
- <sup>28</sup> Christoph Besold: Documenta rediviva (1636) p 425.
- <sup>29</sup> Oscar Paret: Alte Seen bei Ludwigsburg (Ludwigsburg und das Land um den Asperg, 1934. S. 309 ff.).
- <sup>30</sup> HStA A 461-67 Nr. 297 (liber prediorum von 1356).
- <sup>31</sup> Vgl. zum Ganzen: Gerhard Hess: a. a. O. S. 48, 54 ff., 59 ff.

Der vorliegende Aufsatz ist am 17. 11. 1961 als Vortrag im „Historischen Verein Ludwigsburg“ gehalten worden.

# Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte

Von Willi Müller

## Die Wüstung „Böllingen“ zwischen Tamm und Bissingen, Kr. Ludwigsburg

An der Markungsgrenze zwischen Tamm und Bissingen liegt auf letzterer Markung die Flur „Böllinger“<sup>1</sup>. Es wird im folgenden versucht, ohne Zuhilfenahme historischer und archivalischer Quellen, die den Gegenstand betreffen, lediglich in Anwendung des *N a m e n b ü n d e l*<sup>2</sup> bei Flur „Böllinger“ eine abgegangene Siedlung nachzuweisen. Als Hilfsmittel dienen nur die Topographische Karte und die Flurkarten, sowie die Kenntnis des betreffenden Geländes und der Umgebung.

In Literatur und Presse ist über diesen Gegenstand, abgesehen von einem Aufsatz in der Heimatbeilage der Kreiszeitung<sup>3</sup>, nichts erschienen; die Wüstung war völlig unbekannt. Auch in Bissingen scheint sich an den noch im Sprachgebrauch lebenden Flurnamen<sup>4</sup> keine besondere Überlieferung angeschlossen zu haben<sup>5</sup>. So dürfte es auch zu erklären sein, weshalb im Bissinger Heimatbuch nichts Entsprechendes zu finden ist<sup>6</sup>.

Der Flurname könnte auf einen Familiennamen zurückgehen und einen ehemaligen Besitzer oder Bearbeiter des betreffenden Ackerlandes bezeichnen. Indes sprechen gewichtige Gründe für eine Wüstung „Böllingen“. In diesem Sinne muß wohl der Name als „Acker von Böllingen“ oder „- bei Böllingen“ aufgefaßt werden, weil ein ehemaliger Siedlungsplatz kaum im offenen Ackerland zu erwarten ist. Er ist aber in der Nähe der Flur zu suchen. Südwestlich davon zeigt sich eine nach Nordosten geöffnete Mulde, die den Namen „Egartsherd“<sup>7</sup> führt. Offensichtlich bezeichnet der Name das von Ackerland umschlossene nasse Wiesengelände, in dem sich zwei Rinnale nach kurzem Lauf vereinigen. Die Natur bietet auch hier wieder jene

<sup>1</sup> Top. Karte 7020; Flurkarten NO XL/4 und XL/5.

<sup>2</sup> „Das Namenbündel als volkssprachliche Erscheinung – seine Bedeutung für Namenforschung, Volkskunde und Geschichte“. Tübinger Dissertation 1959 d. Verf.

<sup>3</sup> Verf. „Gab es einmal den Ort Böllingen?“ in: Hie gut Württemberg, Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung, 8. Jg. 1957 Nr. 3.

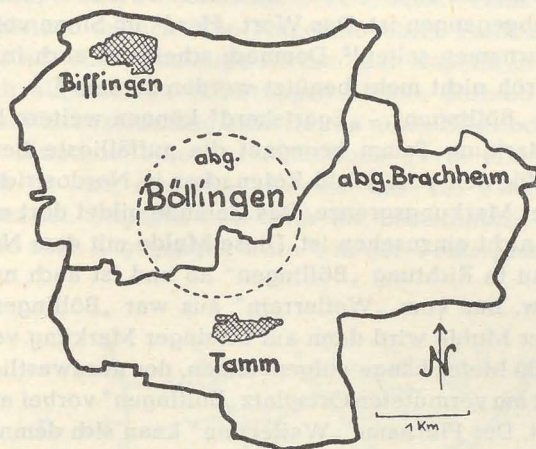
<sup>4</sup> Mundartliche Aussprache: em beleger.

<sup>5</sup> n. frdl. Mitt. durch Herrn Apotheker Markus Otto, Bissingen.

<sup>6</sup> Hermann Roemer, „Bissinger Heimatbuch“, bearb. von Rektor Hehl, Bissingen 1955.

<sup>7</sup> Top. Karte 7020; Flurkarte NO XL/4.

Situation dar, die sehr häufig bei Wüstungen zu beobachten ist. Dies konnte z. B. beim abgegangenen **V ö h i n g e n** auf Markung Schwieberdingen und beim verödeten **W e i k e r s h a u s e n** auf Markung Erdmannhausen, bei-



Die Markungen Biffingen und Tamm und die Lage der abgegangenen Orte Böllingen Brachheim.

Zeichnung: Dr. W. Müller

des im Kreis Ludwigsburg, beobachtet werden; in beiden Fällen erscheinen im unmittelbaren Bereich der Orte die nassen Wiesen, die durch nicht mehr genutzte Quellen gebildet sind. Auch „Böllingen“ wäre nicht direkt in diesem nassen Gelände, aber in nächster Nähe der Wasserstelle zu suchen. Es könnte sich um das Gelände zwischen den Fluren „Böllinger“ und „Egartsherd“ handeln, hart am Weg Bissingen–Tamm.

Für den Bestand einer einstigen Siedlung spricht bereits der Name „Egartsherd“. Egart (Egert) ist nach Schwäbischem Wörterbuch ein von Haus aus negativer Begriff, der ganz allgemein „nicht in (einer bestimmten) Kultur befindlich“, „nicht in geordnetem Bau“ bedeutet<sup>8</sup>, wobei das Wort meist in bezug auf die Bodenkultur verwendet wird<sup>9</sup>. Auf was sich der Bestimmungsteil des Flurnamens hier beziehen wird, sagt das Grundwort „-herd“. Es bedeutet mittelhochdeutsch „Erde, Erdreich, Boden; Boden als Feuerstätte, Herd; H a u s , W o h n u n g<sup>10</sup>“. „Egartsherd“ könnte also, wenn man von der engeren Bedeutung im Sinne von „Vogelherd“ absieht, als „nicht mehr benützter Wohnplatz“ aufgefaßt werden. „Böllinger“ und „Egartsherd“ lassen sich zu einem Namenbündel vereinigen, das dem Bündel „Weg-

<sup>8</sup> Schwäbisches Wörterbuch II/54 ff.

<sup>9</sup> Vgl. aber: „Eine Stadt wird ‚schiefer zu Egerten gelegt‘“; „Die Lateinschule liegt über 1 Jahr ‚im Egerten‘“ (Schwäb. Wörterbuch VI, 2/1799).

<sup>10</sup> Matthias Lexer „Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch“, Leipzig 1879 (bis 1944).

nertshausenwiesen – Odenrain<sup>11</sup> ziemlich genau entspricht. In beiden Fällen gibt der erste Name den Ortsnamen und der zweite den Hinweis auf die Tatsache, daß die Orte zur Zeit, als die betreffenden Fluren benannt wurden, verlassen, nicht mehr in Benutzung, öd lagen. Möglicherweise ist aus Form und Inhalt des Namens „Egartsherd“ zu schließen, daß die Siedlung verhältnismäßig früh abgegangen ist. Das Wort „Herd“ im Sinne von „Haus, Wohnung“ ist in Flurnamen selten<sup>12</sup>. Demnach scheint es auch in der Umgangssprache schon früh nicht mehr benützt worden zu sein<sup>13</sup>.

Zum Bündel „Böllingen“ – „Egartsherd“ können weitere Namen gestellt werden. Auf Markung Tamm begegnet die auffälligste Bezeichnung, der „Weilerrain<sup>14</sup>“ für den vom Wald Rotenacker in Nordostrichtung abfallenden Hang an der Markungsgrenze. Das Gelände bildet dort eine Mulde, die von Tamm aus nicht einzusehen ist. Diese Mulde mit dem Namen „Weilerrain“ fällt genau in Richtung „Böllingen“ ab und ist auch nur von dort zu überblicken bzw. nur vom „Weilerrain“ aus war „Böllingen“ einzusehen. Die Richtung der Mulde wird dann auf Bissinger Markung von einem Feldweg auf rund 300 Meter Länge aufgenommen, der nordwestlich des „Egartsherds“ und hart am vermuteten Ortsplatz „Böllingen“ vorbei auf den Tammer Weg einmündet. Der Flurname „Weilerrain“ kann sich demnach auf keinen anderen „Weiler“ als auf „Böllingen“ beziehen<sup>15</sup>. Es ist sogar wahrscheinlich, daß der Name elliptisch aus „Weiler(weg)rain“ entstanden ist. Jedenfalls ist die Bezeichnung zwischen Ort und Flurname hier so eng, daß jetzt auch die Deutung des Namens „Egartsherd“, die zunächst etwas kühn vorkommen mag, berechtigt erscheint.

Eine wichtige Beobachtung erlaubt der Name „Weilerrain“ noch: vermutlich waren dieser Name und der abgegangene Ort, für den nämlich der Weg als Güterweg Bedeutung gehabt haben kann, ursprünglich nicht durch die Markungsgrenze getrennt, so wenig wie der teilweise ebenfalls aufgelassene Weg, an dem man bei einer Neueinteilung der Markungen Bissingen und Tamm die Grenze auf eine Strecke von etwa  $\frac{3}{4}$  Kilometer angelehnt haben mag. Dabei kann wohl auch, wie oben vermutet, aus einem ursprünglichen „Weilerweg“ ein abgrenzender „Weiler(weg)rain“ geworden sein<sup>16</sup>.

<sup>11</sup> Verf. „Weikershausen, ein Beitrag zur Interpretation des Wolvaldschen Vertrags von 972“ in: Zeitschrift für württ. Landesgeschichte, Band IX, Stuttgart 1949/1950.

<sup>12</sup> Vgl. Schwäb. Wörterbuch, ferner: Walter Keinath, „Orts- und Flurnamen in Württemberg“. Stuttgart 1951.

<sup>13</sup> Wo „Herd“ = Wohnung bezeichnet, dürfte es eine neuere Übertragung sein; alt steht dafür „Herdstatt“ (Schwäb. Wörterbuch III/1460 f.).

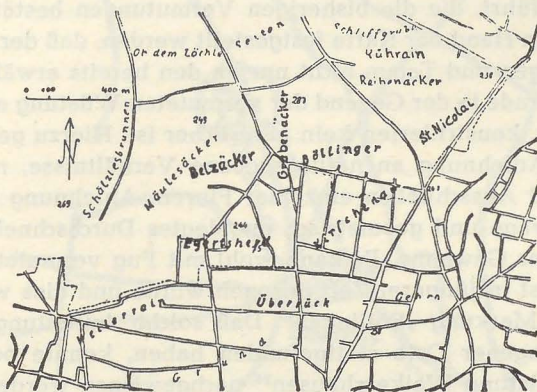
<sup>14</sup> Top. Karte 7020; Flurkarten NO XL/4 und XXXIX/4.

<sup>15</sup> Überraschend häufig tritt wie hier der Ausdruck „Weiler“ bei abgegangenen Siedlungen auf. Es müßte untersucht werden, ob eine spezielle Bedeutung für „Weiler = Wüstung“ nachzuweisen ist. Nach bisherigen Beobachtungen ist dies sehr wahrscheinlich. Vgl. auch Schwäb. Wörterbuch VI, 1/602 ff. Ernst Christmann nennt in „Die Siedlungsnamen der Pfalz“ (Speier, 1952/53) mindestens 8 Wüstungen, die den Namen „Weiler“ führen, ohne aber obige Vermutung auszusprechen.

<sup>16</sup> „Rain“ als Grenze – vgl. Keinath, Anm. 12.



Nicht ganz so eindeutig, aber doch sehr auffällig ist der Zusammenhang zwischen der Wüstung „Böllingen“ und dem ostwärts der Flur „Böllinger“ erscheinenden Namen „St. Nicolai“<sup>17</sup>. Weder die Kirchen von Bissingen und Tamm, noch die ehemalige Kapelle des abgegangenen Brachheim haben Nikolaus als Haupt- oder Nebenheiligen<sup>18</sup>. Der Name kann einen einst hier errichteten Bildstock meinen. Die Annahme einer Feldkapelle liegt weniger nahe, als auf eine ehemalige Kirche oder Kapelle in „Böllingen“ zu schließen. Nach allgemeinen Erfahrungen könnte deshalb auch vermutet werden, daß die Flurbezeichnung nicht nur an einen Bildstock angeschlossen hat, weil der Name in einer so auffälligen Form erstarrt ist, in der er sogar noch in die amtlichen Karten des 19. Jahrhunderts übernommen worden ist. Dagegen hätte sich die Bezeichnung eines Heiligenbildes, wenn sie nicht abgegangen wäre<sup>19</sup>, in der Volkssprache wahrschein-



Die Flurnamen um Böllingen.

Zeichnung: Dr. W. Müller

lich stärker abgeschliffen und wäre etwa zu „St. Niklas“ (in dieser Form tritt der Name auf Markung Erdmannhausen am Ortsrand auf) geworden. Nicht ausgeschlossen ist, daß in „St. Nicolai“ eine genetivische Bildung vorliegt, die dann vermutlich Kirchengut des Hl. Nikolaus bezeichnet. Auch diese Deutung würde wieder für die Annahme einer ehemaligen Kirche in „Böllingen“ sprechen. Aber eine solche Vermutung ist vorläufig gewagt, denn sie zöge sofort den Schluß nach sich, daß die Kirche und wohl auch der Ort zumindest noch im 12./13. Jahrhundert bestanden, als die Hirsauer Bewe-

<sup>17</sup> Top. Karte 7020; Flurkarte NO XLI/5.

<sup>18</sup> Vgl. Gustav Hoffmann, „Kirchenheilige in Württemberg“, Stuttgart 1932.

<sup>19</sup> Vgl. Verf. „Aus dem Leben unserer Flurnamen – Die Reformation im Spiegel der Flurnamen am Beispiel einer Markung“ in: Schwäbische Heimat, Stuttgart, 2. Jg. 1951, Heft 5.

gung um sich griff<sup>20</sup>. Zwar erscheint die Annahme einer ehemaligen Siedlung berechtigt, der letztgenannte Schluß jedoch ohne Hinzuziehung archivalischer Quellen noch nicht möglich<sup>21</sup>.

Nicht nur der Name der südlich der Flur „Böllinger“ liegenden „Kirschenau“ ist, ohne daß hier darauf eingegangen wird, in gewissem Sinne verdächtig<sup>22</sup>, auch ihre Lage ist es. Erfahrungsgemäß liegen Fluren, die als „Au“ bezeichnet werden oder deren Namen mit diesem Ausdruck gebildet ist, in Ortsnähe<sup>23</sup>. Zum andern erstreckt sich der Name über die Grenze zwischen Tamm und Bissingen hinweg<sup>24</sup>. Dies deutet zumeist darauf hin, daß das beiderseits der Grenze liegende Gewann seinen Namen schon hatte, ehe die Grenze gezogen wurde. Das aber spricht deutlich für eine nachträgliche Grenzziehung, wie sie bereits aus dem Namen „Weilerrain“ und der dortigen Situation zu erschließen war.

Wurde bisher versucht, das ehemalige Bestehen eines Ortes „Böllingen“ aus den Flurnamen zu beweisen, so werden jetzt noch einige andere Beobachtungen angeführt, die die bisherigen Vermutungen bestätigen können. Zunächst kann an Hand der Karte festgestellt werden, daß der Grenzverlauf zwischen Bissingen und Tamm nicht nur an den bereits erwähnten Stellen, sondern auch gerade in der Gegend der vermuteten Wüstung ein ausgesprochen künstlicher, konstruierter, kein natürlicher ist. Hierzu gehören im einzelnen: Keine Anlehnung an naturgegebene Verhältnisse, rechtwinkliges Einbeziehen und Ausschließen einzelner Fluren, Anlehnung an ehemalige Nachbarschaftswege und geometrisch angelegtes Durchschneiden einst zusammengehöriger Gewanne. Es kann wohl mit Fug vermutet werden, daß diese Grenze erst in jüngerer Zeit gezogen wurde und dies wohl bei einer Aufteilung der Markung „Böllingen“. Daß solche Aufteilungen von Markungen abgegangener Orte stattgefunden haben, konnte bei der Untersuchung der Wüstung Weikershausen<sup>25</sup> nachgewiesen werden.

Neben dem Grenzverlauf kann auch der Zug der Wege zur Bestätigung des Sachverhalts herangezogen werden. Ein alter Weg verband einst Bissingen mit dem 12 Kilometer entfernten Stammheim<sup>26</sup>, ohne einen Ort zu berühren – außer „Böllingen“. Erst im 16. Jahrhundert entstand Asperg<sup>27</sup> als zweite Station an diesem Weg, jedoch zu einer Zeit, als „Böllingen“ schon

<sup>20</sup> Tatsächlich hatte Hirsau Besitz in Bissingen, den es um das Jahr 1100 veräußerte (Cod. Hirs. fol. 31b). Sollte dieser Verkauf mit dem Abgang von Böllingen zusammenhängen?

<sup>21</sup> Zum Grundsätzlichen vgl. Helmut Dölker, „Flurnamen als Kirchengeschichtsquelle“ in: Blätter für württ. Kirchengeschichte, 3. Folge 50 (1950).

<sup>22</sup> Dieser Name läßt sich ohne Beziehung älterer urkundlicher Formen und der mundartlichen Aussprache nicht deuten. Im Bestimmungsteil wird eine volksetymologische Umdeutung vermutet.

<sup>23</sup> Vgl. Keinath, Anm. 12.

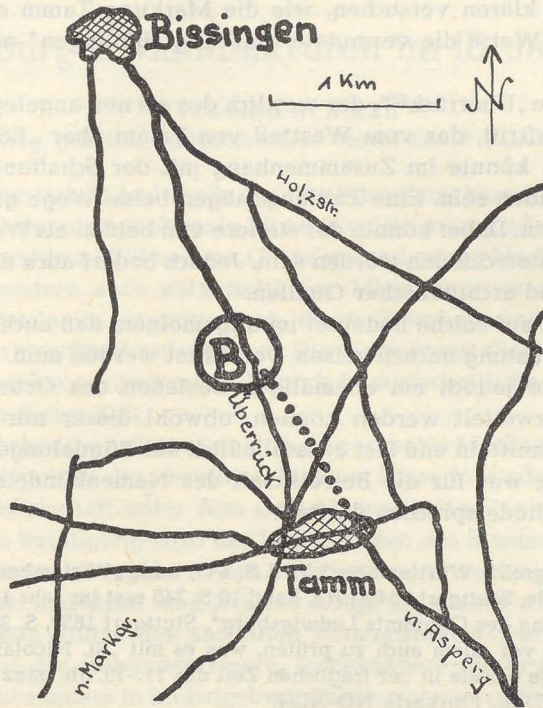
<sup>24</sup> Flurkarten NO XLII/4 und XLII/5.

<sup>25</sup> Anm. 11.

<sup>26</sup> Zur Beobachtung des folgenden ist die Top. Karte 7120 beizuziehen.

<sup>27</sup> „Das Königreich Württemberg“, 4 Bände, Stuttgart, 1904/07, Teil I S. 437.

lange verödet war. Gemeint ist der Weg, der in gestreckter Linie, oft als tiefeingeschnittener Hohlweg von Stammheim aus in nordwestlicher Richtung zwischen Pflugfelden und Möglingen hindurch, über den Westausläufer des Aspergs an das Westende des (alten) Tamm führt. Gerade an dieser Stelle aber ist der Weg auf mehr als 1 Kilometer Länge verschwunden und setzt



Das abgegangene Wegestück zwischen Böllingen und Tamm (punktiert).  
Zeichnung. Dr. W. Müller

sich erst wieder bei „Böllingen“ in der ursprünglichen Richtung fort. Nach Auffassung des Wegeteils nördlich Tamm mußte der Benutzer den Ort Tamm erst in seiner ganzen Länge auf einem Umweg durchmessen, ehe wieder die alte Hauptrichtung aufgenommen werden konnte. Es ist offensichtlich, daß dieser Ort mit seiner einem Straßendorf ähnlichen Planung wahrscheinlich ganz bewußt in den Nord-Süd-Verkehr eingeschaltet wurde<sup>28</sup>, was auf eine jüngere, auch unter verkehrswirtschaftlichen Gesichtspunkten vorgenommene Gründung dieses Ortes schließen läßt. Tamm wird im Jahr 1293 erst-

<sup>28</sup> Zumal der Westteil dieses Ortes (von dem die Siedlung vermutlich ihren Ausgang nahm) an einer Kreuzung älterer Wege liegt.

mals genannt<sup>29</sup>. Der Ort war bis 1456 Filial von Markgröningen und konnte im Jahre 1331 das Recht erwerben, eine Frühmesse aufzurichten; im erstgenannten Jahr wurde dem Ort eine eigene Pfarrei bewilligt<sup>30</sup>. Dies bestätigt, daß die Siedlung verhältnismäßig jung ist. Künftige Untersuchungen müssen der Frage nachgehen, ob dieser Ort das ältere „Böllingen“ nicht geradezu abgelöst hat, das heißt, ob nicht eine ausgesprochene Siedlungsverlegung und bewußte Neuplanung vorliegt<sup>31</sup>. Weitere Wüstungsforschungen müßten zu klären versuchen, wie die Markung Tamm entstanden ist und in welcher Weise die vermutete Markung „Böllingen“ aufgeteilt worden ist.

Der Flurname „Überrück<sup>32</sup>“, der westlich des als neu angelegt vermuteten Wegestückes auftritt, das vom Westteil von Tamm über „Böllingen“ nach Bissingen führt, könnte im Zusammenhang mit der Schaffung dieser Verbindung entstanden sein. Eine Zeitlang mögen beide Wege gleichzeitig benützt worden sein. Dabei könnte der steilere von beiden als Weg „Überrück“ vom anderen unterschieden worden sein. Jedoch bedarf auch dies der Untersuchung an Hand archivalischer Quellen.

Der Verzicht auf solche bedeutet im allgemeinen, daß auch auf die Möglichkeit, eine Wüstung nachzuweisen, verzichtet werden muß. Im vorliegenden Falle dürfte jedoch am ehemaligen Bestehen des Ortes „Böllingen“ kaum mehr gezweifelt werden können, obwohl dieser nur mit sehr beschränkten Hilfsmitteln und fast ausschließlich aus Bündelungen von Namen ermittelt wurde, was für die Beweiskraft des Namenbündels und Brauchbarkeit der Methode sprechen dürfte<sup>33</sup>.

<sup>29</sup> Nach „Königreich Württemberg“ Tl. I S. 445; nach „Württembergisches Urkundenbuch“, 11 Bände, Stuttgart 1849/1913, Band 10 S. 246 erst im Jahr 1294.

<sup>30</sup> „Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg“, Stuttgart 1859, S. 337 f.

<sup>31</sup> Dabei wäre vor allem auch zu prüfen, was es mit „St. Nicolai“ auf sich hat; konnte der Heilige gerade in der fraglichen Zeit des 11.–13. Jh. ganz verschwinden?

<sup>32</sup> Top. Karte 7120; Flurkarte NO XL/4.

<sup>33</sup> Weitere Gesichtspunkte: „Böllingen“ müßte als dem Namentyp nach alter Ort wohl einen Reihengräberfriedhof gehabt haben; ist dies der, der am Nordwestrand des jungen Ortes Tamm gefunden wurde? (Vgl. Oskar Paret „Urgeschichte Württembergs“, Stuttgart 1921, S. 220 und Tafel VI.) Dieser Friedhof läge „Böllingen“ mit knapp 1 Kilometer Abstand am nächsten.

Im Jahr 1424 treten als geistliche Herren Albrecht und Seifried Bellinger in Heimerdingen auf (Oberamtsbeschreibung Leonberg, 1930, S. 782); man wird bei diesem Herkunftsnamen u. a. auch an dieses „Böllingen“ denken müssen.

# Ludwigsburger Manufakturen im 18. Jahrhundert

Von Hans Schmä h

Vortrag, gehalten im Historischen Verein am 19. Januar 1962

Unsere Heimatstadt Ludwigsburg, eine Schöpfung barocker Fürstenlaune, war im 18. Jahrhundert mehrmals Sitz der württembergischen Herzöge. Die Stadt sollte nach dem Willen ihres Gründers und seiner Nachfolger nicht nur kultureller, sondern auch wirtschaftlicher Mittelpunkt werden. Nach dem Vorbild des Auslands versuchte man, durch Gründung und Förderung von Manufakturen der Stadt aufzuhelfen. Die Verfolgung dieser Vorgänge gewährt einen höchst interessanten Einblick in wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge dieser Zeit.

Das 18. Jahrhundert zählt noch zu der Epoche des Merkantilismus. Das ist die Wirtschaftspolitik des absoluten Staates. Diese Wirtschaftspolitik lenkt die gesamte Wirtschaft unter dem Gesichtspunkt des Staatsinteresses. Alle wirtschaftliche Betätigung wird den Bedürfnissen des Staates untergeordnet. Die Wirtschaftssteuerung durch den Staat setzt aber zentrale Wirtschaftsbehörden voraus, und dazu sind Beamte nötig. Zu diesen tritt das stehende Heer, die zweite Stütze des absoluten Fürstenstaates. Die aufkommenden Berufsbeamten, die stehenden Heere, insbesondere die prunkvolle Hofhaltung, wie sie besonders in Ludwigsburg üblich war, verschlingen Riesensummen. So rückt die Beschaffung der erforderlichen Mittel durch Erschließung von möglichst vielen Gelderwerbsquellen im eigenen Land in den Vordergrund des Interesses. Die Einnahmen aus den fürstlichen Domänen, Bergwerken und Forsten und die Steuergelder reichen allein nicht aus.

Die merkantilistischen Fürsten ergreifen eine Reihe von Maßnahmen, wie z. B. hohe Zölle auf ausländische Waren, Auswanderungsverbote für die Untertanen, Einfuhrverbote u. a. Alle diese wirtschaftlichen Vorschriften bezwecken am Ende das Wohl der zum betreffenden Territorium gehörenden Menschen, und zwar aus der Erwägung heraus, daß die Sorge für die Territorialangehörigen das beste Mittel darstellt, dem Landesherrn und seinen Beamten Nutzen zu schaffen. Je mehr arbeitende und zahlungskräftige Bewohner ein Land bevölkern, um so höher wird das Steueraufkommen des Landesfürsten. Der Steigerung des Wohlstandes gelten eine Reihe von Maßnahmen der absoluten Fürsten. Das Allgemeine dieser Förderungsmaßnahmen ist bekannt genug, als daß es nötig wäre, ausführlich darauf einzugehen.

Eine besondere Betonung verdient nur die Entfaltung des Gewerbes. Die Zeit fordert sie und die landesherrliche Politik zielt auf sie ab. Gewerbe und Manufakturen werden als „vornehmste Quellen des Reichtums“ bezeichnet. Welche überragende Bedeutung man der Wirtschaft beimißt, mag ein Satz aus dem Testament Herzog Eberhard Ludwigs vom 11. Februar 1732 belegen. Dort heißt es: „Durch Commerciën und Manufacturen Unserer Lande Wohl, Aufnehmen und Flor gar sehr gefördert werden kan, darinn auch die Seele einer wohlgeordneten Landesverfassung bestehet.“

Den Unternehmern werden die verschiedensten Unterstützungen gewährt. Ja, der Staat tritt selbst als Unternehmer im eigentlichen Sinne des Wortes auf, d. h. als Einzelwirtschafter. Er wird so zum Träger einer dynamischen Wirtschaftspolitik weit über die Sicherungsmaßnahmen des mittelalterlichen Staates hinaus; er begründet ein neues Unternehmungssystem, verfeinert das kameralistische Rechnungswesen und die Haushaltsrechnung.

Dem Grundgedanken der Förderung der Wirtschaft im eigenen Lande entspricht das Verlangen, die erforderlichen gewerblichen Produkte möglichst im Lande herzustellen und den Überschuß zur Verfügung zu haben, der für den Export verwendet werden soll. Der Autarkiegedanke löst also einen nicht geringen Teil der merkantilistischen Gewerbepolitik aus.

Bevor wir nun auf die einzelnen Ludwigsburger Manufakturen eingehen, wollen wir kurz das Wesen dieser Wirtschaftsform darlegen und die für ihr Verständnis so wichtige wirtschaftliche und soziale Lage Württembergs im 17. Jahrhundert streifen.

Als wesentlichen Gesichtspunkt der merkantilistischen Wirtschaftspolitik sehen wir also die Förderung des Gewerbes. Und hier wiederum erfreut sich die Manufaktur, eine besondere Organisationsform des Gewerbes neben dem Handwerk, einer betonten Förderung durch die merkantilistischen Fürsten. Die Manufaktur ist ein Betrieb, in dem eine größere Anzahl von Arbeitern vom Unternehmer außerhalb ihrer Wohnung in eigener Betriebsstätte beschäftigt werden. Die Herstellung der Waren findet in der Werkstätte des Unternehmers unter seiner Leitung statt. Vom Handwerk unterscheidet sich die Manufaktur dadurch, daß sie die Güter mit größeren Arbeiterzahlen erzeugt. Zudem steht die Manufaktur außerhalb der Zunft. Trotzdem darf man die Manufaktur nicht mit einer Fabrik oder einem Industriebetrieb gleichsetzen, denn die Arbeitskräfte führen noch nahezu alle wichtigen Teile des Produktionsprozesses mit der Hand aus.

Ein wichtiger Anstoß zur Bildung der neuen Produktionsform, ja ich möchte sogar meinen, der entscheidende, kommt vom absolutistischen Staat des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Berufsbeamten und stehenden Heere müssen bekleidet und mit Waffen ausgerüstet werden. Neben dem Heeresbedarf steht der Luxusbedarf. Er beansprucht Betriebe für Teppiche, Porzellan, Glas, Samt, Seide usw. So wird der Staat immer mehr zum Abnehmer gewerblicher Waren. Dem Bedürfnis, mehr und bessere Waren zu produzieren, kommt das zünftlerisch organisierte Handwerk nicht nach. Große Betriebe werden erforderlich, wo es sich um die Herstellung verhältnismäßig großer Mengen von

Gütern von gleicher Qualität handelt, wie z. B. Tücher für die Uniformen der Heere.

Die Errichtung von Manufakturen wird erst möglich, wenn das notwendige Kapital für Gebäude, Werkzeuge, Rohstoffe zur Verfügung steht. Gerade an kapitalkräftigen Unternehmern fehlt es aber in Württemberg, das jahrzehntelang unter den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges und der Franzoseneinfälle um 1690 zu leiden hatte.

Wenn man die außerordentlich ungünstige wirtschaftliche Lage Württembergs im 18. Jahrhundert verstehen will, muß man kurz auf das vorhergehende Jahrhundert eingehen. Württemberg ist, ehe es die Schrecknisse des 30jährigen Krieges zu spüren bekommt, bei allen Klagen über den außerordentlichen Steuerdruck, in einer glücklichen Lage. Das kleine Land hat nach einer amtlichen Aufnahme im Jahre 1623 450 000 Einwohner. Der Reichtum beruht überwiegend auf Ackerbau und Viehzucht.

Die unvorstellbaren Verwüstungen des 30jährigen Krieges bereiten jedoch dem blühenden Wohlstand im württembergischen Herzogtum ein fürchterliches Ende. Die Bevölkerung sinkt im Jahre 1639 auf 100 000. Nach einer Zusammenstellung, die vier Jahre nach Friedensschluß im Jahre 1652 gefertigt wurde, sind 8 Städte, 45 Dörfer, 67 Kirchen, 160 Pfarr- und Schulhäuser, 320 Staats- und Gemeindegebäude, 36 000 Häuser und Scheunen verbrannt oder zugrunde gerichtet. Beinahe 310 000 Morgen, d. h. ein Drittel des anbaufähigen Landes, liegen brach. Keine Stadt ist von Plünderungen verschont geblieben, selbst die Felder wurden verwüstet, Reben und Obstbäume umgehauen. Nach einer mäßigen Berechnung beläuft sich der Verlust durch Einquartierungen, Durchmärsche, Plünderungen und Brand von 1628–1650 auf 118 692 864 fl. Am meisten leiden naturgemäß unter solchen Zuständen die ohnehin schwache Rechtssicherheit und das wirtschaftliche Leben. Aus Handel und Verkehr sind Treu und Glauben gewichen. Weil Gewinn schwerer als sonst zu erlangen ist, verlegt man sich aufs Betrügen, übersteuert die Waren und versucht Maße und Gewichte zu fälschen.

Die Einfälle der Franzosen zwischen 1688 und 1692 schlagen dem Land neue Wunden. 1900 Gebäude verbrennen, 7 Städte und 37 Ortschaften liegen ganz oder zum Teil in Trümmern. Schwere Schäden werden den Fruchtfeldern und Weinbergen zugefügt. Am meisten Not und Verlegenheit verursacht die Bezahlung der französischen Brandschatzungen. Hungersnot und Seuchen wüthen beinahe zwei Jahre lang im Land. So sind das Elend und die Not fast noch größer als in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Im Jahre 1693, in der schlimmsten Zeit des 3. Eroberungskrieges Ludwig XIV., tritt Herzog Eberhard Ludwig, die Regierung an. Er faßt im Jahre 1703 den Entschluß, auf dem Erlachhof ein Schloß zu erbauen. Am 7. Mai 1704 findet die Grundsteinlegung statt. Kurz darauf verleiht Eberhard Ludwig dem im Bau befindlichen Fürstenbau den Namen Ludwigsburg.

Zu einer fürstlichen Residenz der Barockzeit gehört jedoch auch eine Stadt. Die Bedürfnisse einer großen Hofhaltung verlangen die Anwesenheit von Gewerbetreibenden und Handwerkern und Wohngelegenheiten für die

Angehörigen des Hofstaates. Mindestens aber gleich wichtig ist, daß der Macht- und Geltungsanspruch des absolutistischen Fürsten und die Vorstellung von seiner gottverliehenen Stellung nur dann voll zur Geltung kommen können, wenn Fürst und Untertan sich unmittelbar gegenübergestellt sehen. So wird neben dem Schloß eine Stadt angelegt.

Die Voraussetzungen zum Bau einer Stadt sind in Ludwigsburg jedoch nicht günstig. Die Hugenotten und andere aus Glaubensgründen Ausgewanderte sind beim Aufruf zur Stadtgründung schon seßhaft, so daß sie für eine neue Siedlung nicht mehr in Betracht kommen. Die Grundlagen für einen entwicklungsfähigen Handel und Verkehr fehlen ebenfalls gänzlich. Ludwigsburg liegt an keiner Durchgangsstraße, der Neckar führt eine halbe Stunde entfernt vorbei, und wenn der Herzog auf ihn, als „für den Handel bequem gelegen“, Bezug nimmt und versichert, daß „derselbe navigabel gemacht“ werde, so ist das nur ein Beweis dafür, daß er sich selbst der Schwierigkeiten für das Fortkommen seiner Gründung bewußt ist.

Das erste, noch in der Form eines Rescripts gehaltene Privileg vom August 1709 verspricht die kostenlose Überlassung von Bauplätzen und Baumaterialien sowie die Befreiung von allen öffentlichen Lasten auf die Dauer von 15 Jahren. Die Wirkung dieses Rescripts bleibt gleich null. Das nächstfolgende Privileg spricht einen Gedanken aus, der später der Stadt zum endgültigen Aufschwung verhilft. Der Herzog entschließt sich nämlich „um dieser Unser Lusthaus Ludwigsburg insobälder und mehrer Aufnahm zu bringen, Unser Hoflager öfters daselbst zu haben“. Das soll „allerhand Commerciën, Manufakturen und Künste neben anderen Handwerken“ nach Ludwigsburg ziehen, „um sich allda zu stabilieren“. Doch auch dieser Aufruf hat, außer Kleingewerbetreibenden, von denen die Baudeputation aber nur zwei als zur Ansiedlung geeignet aufnimmt, niemand angezogen. So entschließt sich der Landesherr im Dezember 1712 und August 1715 zur Herausgabe abgeänderter und erweiterter Privilegien. Diese gewähren freie Religionsausübung, unentgeltliche Zuteilung von Bauplätzen und Baumaterial sowie 20jährige Steuerfreiheit. An die Gewerbetreibenden richtet sich der Artikel 10; darin heißt es:

„Stehet ihnen insgesamt frey, zu Ludwigsburg ihre ehrliche Nahrung, Handel und Wandel, so gut als sie können und wollen zu suchen, Ihre Negoces, Commerciën, Manufakturen, Handwerk und Handthierungen, ohnegehindert zu treiben, sondern auch Gnädigste Veranstaltung dahin machen wollen, daß dero Hof-Staat bekanntlich nombreux und die Consumption groß ist.

Mit der Zeit alles an Tüchern und seidenen Zeugen Stoffen, Eß- und andere Waaren, wann solche nur zu Ludwigsburg zu bekommen seyn werden, *préférablement* von andern Orthen dasselbst eingekauft werden solle.“

Im gleichen Privileg gibt Eberhard Ludwig bekannt, daß er künftig in Ludwigsburg residieren „und zu dem Ende gnädigst gesinnt sey, ein Etablissement von allerley Manufakturen, ehrlichen Gewerben und Handwerkskun-



gen aufzurichten und diejenigen, welche sich zu besagtem Ludwigsburg anbauen und wohnhaft niederlassen werden, mit besonderen Privilegiis, Freyheiten und Beneficiis zu begnadigen“.

Zwar steigt die Bevölkerungszahl jetzt langsam an; das heißt aber für das Gewerbeleben der Stadt nichts oder nicht viel. Ludwigsburg ist arm. Bedeutende Vermögen haben weder die ersten Ansiedler noch die nachfolgenden Zuzügler mitgebracht. Nur einige Handwerker sind als Hoflieferanten genannt, so Hofschreiner, Schlosser, Sesselmacher, Buchbinder, Tapezierer, Fischer. Was man im Schloß sonst an Handwerkern braucht, ist ständig dort beschäftigt, wie z. B. Tapezierer, Küfer, Schuhmacher, Schneider, Uhrmacher. Eigentlichen Wohlstand erwerben sich die nur für den nächsten Bedarf arbeitenden Handwerker nicht. Das Handwerk bewegt sich noch in den engsten Schranken des Zunftwesens.

### **Die Ledermanufaktur der Obermüller und Resch**

Außer den oben angeführten in Ludwigsburg ansässigen Handwerkern findet man während der ganzen Regierungszeit Herzog Eberhard Ludwigs nur ein Unternehmen, das manufakturmäßigen Charakter trägt, die „sogenannte Lederfabrik des Johannes Obermüller“. Im Jahre 1724 erteilt der Herzog dem Manufakturier ein Privileg, das wegen seiner auch für jene Zeit weitgehenden Zugeständnisse verdient, auszugsweise wiedergegeben zu werden (siehe Anhang).

Die Besitzer J. Obermüller und Tobias Altermann erhalten den Kommerzienratstitel, der damit zum ersten Mal in der Geschichte der Stadt erscheint und der ihnen großes Ansehen verleiht, denn die Regierung vergibt diesen Titel während des ganzen Jahrhunderts nur sehr selten. Aber das Obermüllersche Unternehmen, das wahrscheinlich in der Lindenstraße 11 untergebracht war, kommt trotz all dieser Hilfen nie richtig in Gang. Während noch 1732 von den „Obermüllerschen“ Gerbern die Rede ist, stoßen wir später 1737 auf die Bezeichnung „herrschaftliche Gerber“. Obermüller ist demnach ganz in die Dienste des Herzogs eingetreten.

50 Jahre später bittet der Handelsmann Rösch um Confirmation der auf den von ihm daselbst erkauften Obermüllerschen Gebäude ruhenden Privilegien zur Errichtung einer „Ledermanufaktur cum Decreto Serenissimi“. Doch die Zeiten einer Manufakturunterstützung um jeden Preis haben sich geändert. Die Ansicht der herzoglichen Verwaltung, daß ein solches Privileg „ein wirklich schädliches Monopolium gewesen sey, und daß es auf diese Art und Weise um so weniger erneuert und confirmiert werden könne“, hat sich durchgesetzt. So gewährt man dem neuen Antragssteller Rösch nur „eine sechsjährige Zollfreyheit, von denen in das Land hereinbringenden Materialien“. Das hat ihm augenscheinlich wenig geholfen, denn weiteres ist über das Unternehmen des Rösch nicht aufzufinden. Es bleibt also nur der Schluß, daß diese Manufaktur gar nicht in Gang gekommen oder daß die „Fabrique“ nach kurzer Zeit wieder eingegangen ist.

## Die Flormanufaktur des Eberhard Huber

Der Tod Herzog Eberhard Ludwigs ist für das gewerbliche Leben der Stadt von großem Nachteil. Herzog Carl Alexander schlägt seine Residenz wieder in Stuttgart auf und verlegt die ganze Kanzlei dorthin zurück. Die Gewerbetreibenden bleiben zurück mit leerstehenden Wohnungen in einer leerstehenden Stadt. Trotzdem beginnen sich gerade in dieser Zeit mehrere Manufakturen in Ludwigsburg anzusiedeln. Damit nimmt die eigentliche wirtschaftliche Entwicklung der Stadt ihren Anfang, so daß der bekannte Berliner Buchhändler Nicolai, der 1781 die Stadt besuchte, schreiben konnte: „Ich verspüre nicht die geringste Lust, das Schloß zu besichtigen, die merkwürdigen Industrieanstalten sind mir lieber.“

In der Zeit von 1733–37 unternimmt der neue Landesherr besondere Anstrengungen, um der Stadt aufzuhelfen. Die Privilegien werden erneuert und neuansiedelnden Unternehmern große Vorteile versprochen. So bittet am 20. August 1735 Eberhard Huber aus St. Gallen „nachdem nunmehr aller Orthen rühmlich bekannt sey, daß Euer Hochfürstliche Durchlaucht umb die Commerciën und dero Herzogtum und Laden immer mehr in Flor und Aufnahme zu bringen, verschiedene nützliche Fabriquen einzurichten genädig entschlossen“, um die Erlaubnis und die benötigten Privilegien, eine Flormanufaktur einrichten zu dürfen. Er erbittet sich aber aus:

Höchste Protektion,  
immerwährende Steuerfreiheit, für sich und seine Angehörigen,  
ein Haus auf zehn Jahre umsonst, in dem er eine Werkstatt einrichten  
und 20–30 Personen mit ihren Familien unterbringen könne,  
das nötige Holz,  
die zollfreie Einfuhr von Rohmaterialien,  
ein Monopol, das keine andere Manufaktur dieser Art mehr im Lande  
gestattet und auf allen Flor, der ins Land eingeführt werde, einen so  
hohen Zoll zu legen, damit „das ganze Land sich seiner realen und  
guten Fabrik bediene“.

„Sein fabrizierender Flor werde in der Qualität so gut, ja besser sein als Züricher und St. Gallener Flor, und in wenigen Jahren werden über 1000 Personen beyderley Geschlechts vom 7. Jahr an ihre Sustentation haben“, so endet das Gesuch des Huber, der in der Überschwenglichkeit des Rokoko mit seinen Prophezeiungen doch ein wenig zu weit gegangen ist. Im folgenden Jahr läuft die Manufaktur, die sich in der Oberen Marktstraße 1 befindet auch an, aber die so optimistischen Voraussagen des Huber erfüllen sich nicht. Schon im September 1737 bittet er „für sein gemeinnütziges Werk“ um 10 000 fl. Kredit vom Herzog. Dem Vogt von Ludwigsburg gegenüber äußert er, daß er außer einigen hundert fl., die ihm private Freunde vorgeschossen hätten, keine Passive habe, daß aber, um das ganze Land mit Flor beliefern zu können, 50 000 fl. (also rund 750 000.–DM) nötig seien. Die von der Rentkammer darauf vorgeschossenen 3500 fl. reichen bei weitem nicht aus, und so macht Huber schon im Mai des nächsten Jahres eine neue Eingabe.

Er führt darin aus, er sei in großer Not, da die ihm gegenüber gemachten Versprechungen nicht eingehalten worden seien. Wegen der „deploralen Zustände“ benötige er zur Fortsetzung und Erhaltung der so nützlichen Flormanufaktur raschestens 10 000 fl.

Inzwischen ist der Herzog Karl Alexander gestorben. Der Herzogadministrator für den noch minderjährigen Karl Eugen zeigt an der Fortführung der Manufaktur kein großes Interesse mehr. Dies führt dazu, daß Huber im Mai 1739 an den Herzog schreibt, er könne, wenn ihm keine weitere Unterstützung gewährt werde, seine Arbeiter nicht mehr bezahlen und stehe damit vor dem Totalruin. Um die Weiterführung des Unternehmens zu gewährleisten, übernimmt 1739 das Ludwigsburger Zucht- und Arbeitshaus den Betrieb „zur Prob auf Hubers Kosten und Hazard“.

Das Ludwigsburger Zuchthaus, mit dem ein Toll- und Waisenhaus verbunden ist, ist während des 18. Jahrhunderts die größte Manufaktur in Ludwigsburg. Dieses soll Gegenstand einer besonderen Abhandlung werden.

Die Werkzeuge und Geräte gehen also an das Zuchthaus über. Dort soll Huber die Herstellung des Flors beaufsichtigen. Er erhält als „Flordirektor“ ein Jahr lang ein jährliches Gehalt von 500 fl. ausbezahlt. Die Fabrikation erfordert aber weitere erhebliche Zuwendungen. Aus diesem Grunde stellt man die Produktion Ende des Jahres 1740 ein. Trotz aller erdenklicher Mühe kann man die Florgewebe nicht absetzen, denn der Herstellungspreis ist zu hoch. Für die vom Arbeitshaus übernommenen Gerätschaften erfolgt im Jahre 1746 eine Abrechnung. Dabei setzt man für die Einrichtungen der Manufaktur 560 fl. an. Zehn alte Webstühle zum Preis von je 25 fl. machen den Hauptposten aus. Ohne Angabe von Gründen verweigert die Rentkammer die Ausbezahlung des errechneten Betrages. Noch drei Tage vor seinem Tode (20. März 1747) richtet Huber an den Herzog einen mit zittriger Schrift abgefaßten Brief, in dem er ihn bittet, ihm die bei der Auseinandersetzung errechnete Summe anzuweisen, da er inzwischen „all das seinige nicht nur consumieret, sondern dabei schon geraume Zeit bittersten Hunger und Kummer leide“.

### **Die Seidenmanufaktur des Johann Ludwig Reuß**

Im gleichen Jahr wie Huber gründet Johann Ludwig Reuß aus Echterdingen zusammen mit mehreren Schweizern, darunter einem Nicolaus Boward aus Basel, eine Seidenmanufaktur. Der Betrieb ist ebenfalls in der Oberen Marktstraße 1 untergebracht. Schon im zweiten Jahr seines Bestehens weist die Bilanz des Unternehmens einen Verlust von 400 fl. aus. Als Reuß darauf angesprochen wird, entschuldigt er das dem mit der Untersuchung der wirtschaftlichen Lage beauftragten Stadtvogt von Ludwigsburg gegenüber mit dem Hinweis, daß er und seine Gesellen durch das „Zurichten der Stühle an ihrer Arbeit gehindert worden seien“. Sein Werk werde jedoch ohne Zweifel besser gedeihen, wenn ihm der Herzog einen Kredit in Höhe von 6000 fl. einräume. Dann könne er ohne weitere Unterstützung auskom-

men, „um so mehr, als nun 13 Stühle und überhaupt alles in brauchbarem Stand sei“. Der gewünschte Zuschuß wird aber vom Herzog nicht gewährt. Zudem findet die von Reuß hergestellte Seide wegen ihres hohen Preises keinen Absatz. So muß er froh sein, bei einer Berliner Seidenmanufaktur als Aufseher Anstellung zu finden.

### **Die Tabakmanufaktur**

An mehreren vergeblichen Versuchen, Manufakturen zu gründen, ist der bekannte Hofjude Süß-Oppenheimer beteiligt. Süß lernt im Jahre 1732 in Wildbad den Prinzen Carl Alexander kennen. Durch die Bereitwilligkeit, mit welcher der Jude dem Prinzen aushilft, macht er sich schnell beliebt, und nachdem Alexander Herzog geworden ist, rückt Süß schnell „zur Beförderung des Kameralwesens“ zum Geheimen Finanzrat auf. Süß spielt vortrefflich die Rolle des großen Unternehmers. Immer reist er zwischen Frankfurt, Amsterdam, Stuttgart und Wien hin und her und pflegt überall Geschäftsverbindungen mit den großen Bankhäusern der Zeit, Togni in Mannheim, Notter und Stueber in Amsterdam, Caspar und Halder in Augsburg, Gontard in Frankfurt. Um dem württembergischen Herzog aus seinen ewigen Geldschwierigkeiten zu helfen, wird für 11 Millionen schlechte Münze geprägt. Den Beamten nötigt man Strafgelder ab, die Ämter verkauft man an die Meistbietenden, zahlreiche Monopole und Sondersteuern füllen die herzoglichen Kassen. In dem von Süß eingerichteten „Gratiamt“ werden Ämterhandel getrieben, werden alle Arten von Titeln, Dispensationen, Quartierbefreiungen, Handels- und Gewerbepatente, Privilegien und anderes an In- und Ausländer verkauft.

Die vom Herzog Carl Alexander im Jahre 1736 in Ludwigsburg zum Schein errichtete Tabakmanufaktur muß ein Privileg dieser Behörde besitzen haben. Es liegen keinerlei Anzeichen dafür vor, daß ein solches Unternehmen je in Ludwigsburg bestanden hat. Damit kann man vermuten, daß hinter diesem Werk der finanzielle Ratgeber des Herzogs steckte, der es wohl nur dazu benützt hat, durch ein Monopol der Kasse des Herzogs eine neue Geldquelle zu erschließen. Die Manufaktur wird nämlich vom 1. November 1737 an auf zwölf Jahre an die churpfälzischen Schutzjuden von Mannheim Jakob Benzheim, Koppel Wolf Brühler, Mayer Wasserdröttlinger und Comp. verpachtet. Diese haben vertragsgemäß das ganze Herzogtum mit Rauch- und Schnupftabak zu versorgen, und es wird jedermann „vom Zivil- oder Militärstande bei Straf verboten, Tabak vom Ausland zu beziehen, er sei geschenkt, gekauft, getauscht oder gefunden“.

### **Die erste Ludwigsburger Porzellanmanufaktur**

Der späteren Gründung der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur gehen einige mißglückte Versuche voraus. Im Rahmen der von Jud Süß unternom-

menen Versuche zur Steigerung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und damit der Steuerkraft des Landes durch die Anlegung von Manufakturen werden von 1735 an auch ernstliche Versuche gemacht, Porzellan im Lande herzustellen. Man errichtet im Hause des Hofjuden in der Mömpelgardstraße eine Porzellanmanufaktur. Süß verkauft das Gebäude, das er einst vom Herzog geschenkt bekommen hatte, an das Land um 800 fl.

Der Tod des Herzogs bereitet jedoch auch diesem Projekt, das schon sehr weit gediehen war, ein Ende. Die Rentkammer lehnt die Finanzierung des Unternehmens ab. Sie wolle erst auch untersuchen, was „bey Einrichtung dieses Wercks von dem Süß und Complicibus vor menéen gespielt worden und ob das ganze Unternehmen, als dessen Initiator der Geheime Finanzrat erscheint, nicht nur deshalb in Gang gebracht worden sei, um einen günstigen Verkauf des Süßschen Hauses zu ermöglichen“. So verfügt der sparsame Administrator Karl Rudolf am 16. August 1737, „falls der Porzellanfabrikdirektor Weißbrodt dieses Werk nicht selbst übernehmen wolle, müsse man es auf bessere Zeiten auf sich beruhen lassen“.

Nachdem der Versuch des Kammermalers Weißbrodt, Porzellan herzustellen, mißglückt ist, unterbleiben weitere Schritte bis zum Jahre 1757. Zu diesem Zeitpunkt erbietet sich der königliche Ingenieur-Hauptmann Bonifatius Christoph Häcker aus Heilbronn, in Ludwigsburg eine Porzellanmanufaktur zu errichten. Auf diese Manufaktur, wie auch auf die staatliche Porzellanmanufaktur, die 1758 ins Leben gerufen wird, wollen wir an dieser Stelle nicht eingehen. Über beide Manufakturen ist in der Literatur hinreichend berichtet worden (siehe Literaturhinweise).

### **Die Seiden-Kämm- und Spinnerei des Salomon Hurter**

In der Zeit des zweiten Niedergangs der Stadt Ludwigsburg, nach der Verlegung des Hofes nach Stuttgart im Jahre 1774, sucht Salomon Hurter aus Mühlheim an der Donau um die Erlaubnis nach, eine „Floret-Seiden-Kämm- und Spinnerei“ in Ludwigsburg errichten zu dürfen. In einem an den Herzog gerichteten Schreiben gibt der aus Schaffhausen (in der Schweiz) gebürtige Hurter seine Absicht bekannt, sein Unternehmen nach Ludwigsburg zu verlegen und bittet um einige „beneficia und conditiones“. Er könne „alle Gattungen von Menschen, alte und junge und auch gebrechliche Leute, welche für leichte Arbeit einen guten Verdienst bekommen“, bei sich beschäftigen.

Die herzogliche Regierung begrüßt das Unternehmen mit Freuden, in der Hoffnung, damit dem Nahrungsstand der Bürger aufzuhelfen. So erhält Hurter im darauffolgenden Jahr ein Privileg, das ihm:

1. den herzoglichen Schutz, nebst Personalfreiheit für sich und sämtliche ständig im Betrieb Beschäftigten,
2. Zoll- und Accisfreiheit auf 12 Jahre und
3. Befreiung von allen Stadtabgaben

zusichert. Ferner wird ihm unentgeltlich ein Haus überlassen. In den fol-

genden Jahren überwindet Hurter offenbar die Schwierigkeiten der ersten Gründungszeit, denn er arbeitet völlig ohne fremde Unterstützung. Erst im Jahre 1785 tritt er an den Herzog heran und bittet ihn, zur Vergößerung seines Betriebs ihn mit einigen Meß Holz zu unterstützen. Seine Bemühungen seien nicht fruchtlos gewesen, und er verschaffe „einer Menge Personen, Jungen und Alten vom Militär und Zivilstand, sowohl hier als in der Nachbarschaft Arbeit und dadurch Nahrung, und er würde, wenn er dazu imstande wäre, noch mehr Arbeits- und Kämmstuben einrichten. Allein er habe durch die Anlage schon große Unkosten gehabt und durch die vielen Lehrlinge Schaden erlitten“. Ja sogar das Militär auf dem Hohen Asperg erhält von Hurter Wolle zum Spinnen. Die Kasernen zu jener Zeit sehen ja wie Manufakturen aus. Die Soldaten mußten sich zum größten Teil selbst ernähren. Dazu war ihnen jede Arbeit recht.

Das darauf vom Bauverwalter Romig eingeforderte Gutachten gibt von der vorteilhaften Entwicklung der Manufaktur Zeugnis, wenn es heißt: „man ersieht die Nutzbarkeit der Hurterschen Seiden-Kämm und Spinnerrey für das publicum mit Vergnügen und ist der Meinung, daß diesem Entreprenneur eine weitere Unterstützung wohl zu gönnen sey“. Die Lieferung von freiem Holz wird daraufhin gewährt.

Das Geschäft weitet sich immer mehr aus, so gliedert Hurter seiner Manufaktur einen Zweigbetrieb in Hofen bei Stuttgart an. Zu diesem Zweck wird ihm das dortige Waisenhaus überlassen. Die Hofener Seiden-Spinnerei beschäftigt vorwiegend Kinder, die dort zum Teil unter den schwierigsten Arbeitsbedingungen ihr tägliches Brot verdienen müssen. Mehrere Male geht im Winter das Brennholz aus, so daß die Kinder bei offenen Türen und Fenstern wochenlang bei strengster Kälte arbeiten müssen.

Im Jahre 1794 bittet Hurter, ihm die weitere freie Benützung seines Ludwigsburger Hauses zu gewähren. Dem Gesuch wird auch entsprochen, „da die Hurtersche Seiden- Spinn- und Kämmerei allhier eines von denjenigen allhiessigen établissements ist, welches sowohl dem Staat, als auch der allhiessigen Innwohnerschaft vorzüglichen Vorteil gewähret, indem es der armen Volksklasse Verdienst und mithin Nahrung verschaffet, und jedermann, der zu arbeiten Lust hat, theils durch Kämmerei, teils durch Spinnerrey und Verlesung der Seiden Arbeit erhalte“.

Um so rätselhafter bleibt das Ende dieser – wie es scheint – so blühenden Manufaktur, denn über das weitere Schicksal des Unternehmens geben die Archivalien keinerlei Auskunft. Es muß deshalb angenommen werden, daß Hurter seinen Ludwigsburger Betrieb aufgegeben hat. Rätselhaft bleibt, welche Beweggründe dabei den Ausschlag gegeben haben.

### **Die Bijouteriemanufaktur Mergeris et Cie.**

Einen wesentlichen Faktor im Ludwigsburger Gewerbeleben stellt eine Zeitlang die sogenannte Bijouteriemanufaktur dar oder, wie die Firma eigentlich heißt, „Les Entreprenneurs en Bijouterie“.

Mergeris verlangt, bevor er im Jahre 1780 seinen Betrieb nach Ludwigsburg verlegt, gänzliche Zoll- und Accisfreiheit, sowohl für seine Fertigfabrikate als auch für die von ihm benötigten Rohstoffe. Ferner erbittet er, „da er nur mit seinem eigenen Vermögen arbeite, welches eben nicht so beträchtlich sey“, um ein Monopol, sechs Jahre lang für jeden Teilhaber eine Unterstützung von 2 Eimer Wein, 6 Scheffel Dinkel und 6 Meß Holz sowie einen Kredit von 3–4000 fl. auf 3–6 Monate.

Das Unternehmen kommt aus Pforzheim. Der nach dort zur Untersuchung der Lage geschickte Beamte gibt ein positives Urteil ab. Er berichtet, man könne die Werkstätten überall einrichten, denn alles werde mit der Hand gearbeitet und die dazu benötigten Pressen und Werkzeuge ließen sich überall hinbringen. „Auch seien die wirklich vorrätig habenden Waren von vornehmster Façon und Mode und bestem Goût, womit sie, um immer wieder etwas neues aufzubringen, changiren und bald dieses bald jenes artige Stück erfinden.“ Die Produkte „Bijouterie- und Quinquaille- Waren“ werden aus Stahl und Gold angefertigt. Dabei handelt es sich um goldene Uhren, Tabatieren, Uhrenketten, Zimmeruhrhaken, Schnallen, Knöpfe, Degengriffe, Medaillons usw.

Die gestellten Bedingungen werden, wie es scheint, nach diesem günstigen Urteil erfüllt. So siedelt sich das Unternehmen im Jahre 1780 in Ludwigsburg an. Als der Berliner Buchhändler Nicolai ein Jahr später die Manufaktur besucht, findet er 110 Arbeiter in dem Fabrikgebäude, weitere 140 Personen wohnen in der Stadt und leben von den Aufträgen des Unternehmens. Bei der Besichtigung führen ihn die Teilhaber Pierre Huegenin aus Genf, Dollfuß aus Mühlhausen und Packbusch aus Leipzig. Diese Leute, so berichtet Nicolai, sind nützlich für das Land, gleichwohl führen sie bitterliche Klage wegen Religionsbehinderung. Man versprach ihnen als Reformierten bei Eintritt ins Land freie Religionsausübung und räumte ihnen dazu die Hofkirche in Ludwigsburg ein. Kaum haben sie sich jedoch in Ludwigsburg angesiedelt, so stirbt die Herzogin, die reformiert war, und die evangelischen Geistlichen behaupten, die Hofkirche sei bloß eine Kirche für die Herzogin gewesen. Aus der Hofkirche wird nach vielen Streitigkeiten zeitweise ein Holzmagazin. Von dem Versprechen der freien Religionsausübung und einer bequemen Gelegenheit ist keine Rede mehr. So sehen sich die Arbeiter der Bijouteriemanufaktur gezwungen, sonntags unter sich in einem Privathaus Zusammenkünfte abzuhalten. Sie dürfen aber nur zweimal im Jahr einen reformierten Prediger aus Cannstatt zu sich kommen lassen, der ihnen das Abendmahl reicht, und selbst dazu müssen sie um eine besondere Erlaubnis bitten. Diese Intoleranz beschönigt man mit dem Vorwand, daß man mit der Gestattung der Religionserlaubnis gegenüber den Reformierten vorsichtig sein müsse, weil sonst der katholische Landesherr auch für die Katholiken dieselben Zugeständnisse verlange.

Die reformierten Stahlarbeiter, so berichtet Nicolai weiter, sind über den ihnen auf so unverträgliche Weise versagten Gottesdienst sehr aufgebracht und sprechen davon, daß sie wieder wegziehen wollen. Die Folgen

dieser Unduldsamkeit lassen sich voraussehen. Die üble Behandlung der Reformierten ist nicht nur ein Unrecht, sondern auch ein entscheidender Fehler. Nach wenigen Jahren verschwindet die blühende Manufaktur aus Ludwigsburg. Beim Wegzug von Ludwigsburg werden allerdings auch noch andere Gründe eine Rolle gespielt haben. Denn von den 20 000 fl., die der Herzog vorgeschossen hatte, zahlte Mergeris nur ganze 2000 fl. zurück. Er weigert sich, die noch rückständige Summe zu zahlen. Er habe sich nach Dürrenmensch zurückgezogen, „où je vie petitment, selon ma situation“. Kapitalmangel und wahrscheinlich auch Absatzschwierigkeiten werden mit dazu beigetragen haben, daß die Gesellschaft ihren Ludwigsburger Betrieb eingestellt hat.

Sicher hat aber die Unduldsamkeit auf religiösem Gebiet manchen Manufakturier und Manufakturarbeiter davon abgehalten, sich in Ludwigsburg anzusiedeln, oder gar veranlaßt, wie das Beispiel der Bijouteriemanufaktur zeigt, die württembergische Hauptstadt wieder zu verlassen.

### **Die Wachstummanufaktur des Joseph Hübner**

Im März 1788 sucht Joseph Hübner aus London um die Erlaubnis zur Errichtung einer Wachstumfabrik in Ludwigsburg nach. Noch im selben Jahr wird ihm ein Privileg erteilt, das ihm:

1. ein Gebäude und
2. Zollfreiheit auf acht Jahre gewährt.

Hübner zieht darauf nach Ludwigsburg und beginnt seine Absicht zu verwirklichen. Zwei Jahre später bittet er den Herzog darum, ihm einige tausend Taler Kredit einzuräumen, welche er nach einer bestimmten Zeit wieder heimzuzahlen gewillt sei. Er führt in seinem an den Herzog gerichteten Gesuch aus, daß seine Fabrik jetzt eingerichtet sei und daß er auch schon einige Messen besucht habe. Es werde aber nicht immer gleich bezahlt. So könne er wegen ständigem Geldmangel keine kostbaren Sorten verfertigen. Sein Gesuch verfällt jedoch der Ablehnung, und zwei Jahre später steht die Manufaktur auch schon still.

Der Wachstumfabrikant Hummel führt das Unternehmen noch einige Zeit weiter. Doch auch Hummel bringt die Wachstumfabrikation zu keiner Blüte. Er muß das Haus, in dem der Betrieb untergebracht ist, auf herzoglichen Befehl räumen. Noch im selben Jahr bittet eine Frau Dünger, die Geld in den Betrieb gesteckt hat und offensichtlich auf die beiden Entrepreneurs hereingefallen ist, ihr die Privilegien zu übertragen. Sie sei durch den Schaden klug geworden und wolle mit Hübner und Hummel nichts mehr zu tun haben.

### **Die Emailmanufaktur des Matthias Strohhecker**

Um dieselbe Zeit, im Jahre 1795, richtet der aus Mühlhausen im Sundgau kommende Emailleur Mathias Strohhecker ein Gesuch an den Herzog, ihm



die Verlegung seines Betriebs nach Ludwigsburg zu gestatten. „Strohhecker, der von Winsheim, Kreis Maulbronn gebürtig ist, hat die Emaillierkunst in Pforzheim erlernt, und in der Schweiz sich dermaßen perfectioniert, daß er in Mühlhausen eine eigene Fabrik zu errichten im Stande gewesen ist.“ Die Reise mit seiner Familie und sieben Arbeitern sei jedoch teuer, und so würde ein Vorschuß von 3000 fl. den Ausschlag zu seiner Ansiedlung in Ludwigsburg geben. Außerdem benötige er für die Werkstatt ein Haus, und einige Klafter Holz würden gleichfalls den besseren Fortgang begründen.

Nach mehreren eingezogenen Gutachten erhält Strohhecker die nachstehenden Vergünstigungen zugestanden:

- einen zu 4<sup>0</sup>/<sub>100</sub> verzinlichen Geldvorschuß in Höhe von 1500 fl.,
- ein Haus gegen einen jährlichen Hauszins und
- sechs Jahre lang jährlich sechs Klafter Holz zu 3 fl. das Klafter.

Noch im selben Jahr zieht Strohhecker nach Ludwigsburg und beginnt mit der Herstellung von Zifferblättern. Der Betrieb läuft im ersten Jahr günstig an. Er hat 8 Personen beschäftigt und will seine Belegschaft auf 30 erhöhen, wenn man ihm weitere Unterstützung gewähre. Zur Bekräftigung seiner erneuten Forderung weist er darauf hin, daß durch seine Qualitätsarbeit viel Geld aus dem Ausland hereingezogen werde, aus dem Land keines hinausfließe und außerdem noch eine Anzahl Personen ihr Brot fänden, die sonst der Allgemeinheit zur Last fallen würden. Der steigende Absatz gebe ebenfalls zu berechtigten Hoffnungen Anlaß, daß sich sein Betrieb günstig weiterentwickeln werde.

Er beliefert nicht nur sämtliche württembergischen Uhrmacher, sondern hat auch zahlreiche Bestellungen aus den umliegenden Ländern vorliegen. Sein Bruder unternimmt währenddessen eine Reise durch Westdeutschland und die Niederlande, „auf welcher er nicht nur 1400 Zifferblätter, die er mitgenommen verschlossen, sondern auch Bestellungen von beträchtlicher Stärke aus westdeutschen Städten mitgebracht. So bestehe nicht der geringste Zweifel, daß die Fabrik großen Zugang haben werde, um so mehr, als die Preise sehr annehmlich und die Arbeit sehr schön sei“. Um aber größere Mengen produzieren zu können, benötigt Strohhecker unumgänglich weitere Mittel, „da es überhaupt schwer wird, ein Unternehmen ins große zu bringen“. Er bittet daher den Herzog, ihm weitere 1500 fl. vorzuschießen. Strohheckers Antrag auf Geldunterstützung findet in dem Ludwigsburger Oberamtmann Volz einen warmen Befürworter. Er stellt in dem von ihm eingeforderten Gutachten fest, „die Emailfabrik des Strohhecker, der ein geschickter Mann sein, scheine für die kurze Zeit der Errichtung und für die Zeitumstände einen guten Fortgang zu nehmen“. Die herzogliche Verwaltung schließt sich dieser Ansicht nicht an und lehnt ab. Erst nachdem Herzog Friedrich Eugen in einem eigenhändigen Schreiben sich der Verwaltung gegenüber erbietet, wenn nötig mit seinem Privatvermögen einzustehen, „sodaß also ohne Bedenken von den anzulegenden Domonialgeldern diese 1500 fl. genommen werden können, weil das Domanium dabei keine Gefahr läuft“, gewährt die fürstliche Verwaltung das Darlehen. Das persönliche Ein-

schreiten des Herzogs sollte sich jedoch als falsch erweisen. Schon im folgenden Jahr berichtet der Oberamtmann Volz an den Landesherrn, daß es ihm scheine, als ob die Umstände des Emailleurs Strohhecker nicht zum besten stünden und die Gefahr des Verlustes des angeliehenen Capitals vorhanden sei. Er habe sich genau erkundigt und erfahren, daß die vielen Gläubiger bereits um Hilfe nachgesucht haben würden, wenn sie nicht wüßten, daß der Herzog eine beträchtliche Forderung und diese vor allen übrigen den Vorzug habe. „Wann es richtig ist, daß der Strohhecker so viele Schulden hat, so muß er sie größtenteils schon gehabt haben, ehe er sich hier etabliert hat.“ Nach seiner Ansicht könne man sich nur dadurch helfen, daß man das Unternehmen noch so lange unterstütze, bis einige Lehrlinge ausgelernt hätten, damit die Fabrik, welche der hiesigen Stadt sehr wohl anstehe, nicht ganz aufhöre.

Auf eine Anzeige hin wird Volz mit der Untersuchung des Vermögenszustandes des Manufakturiers beauftragt. Bei der Befragung einiger Gläubiger stellt er fest, daß deren Schulden in der Bilanz richtig verzeichnet sind. Strohhecker führt zu seiner Entschuldigung an, er beschäftige mindestens 15 Lehrlinge, für die er zu sorgen und die er bezahlen müsse, ohne daß er viel Nutzen aus ihnen ziehe. In den zwei Jahren sei es unmöglich gewesen, etwas für sich zu bringen. Jetzt erst fange bei ihm die Zeit an, in der er für sich, seine bisherige Mühe und für seine Unkosten entschädigt werde. Er hege um so mehr die Hoffnung, als er jetzt einen Gesellschafter gefunden habe, der ihm die nötige Unterstützung gebe, damit er den Abnehmern seiner Produkte ohne Nachteil Kredit einräumen könne. Das sei bis jetzt ein großer Nachteil für ihn gewesen. Außerdem sei er nicht in der Lage, Holz zur rechten Zeit einzukaufen und seine Leute jede Woche zu bezahlen. Um seinen Abnehmern die Inanspruchnahme von Kundenkrediten zu ermöglichen, schließt Strohhecker im Jahre 1798 mit dem Kommerzienrat und Handelsmann Kübler aus Ludwigsburg einen Vertrag, kraft dessen dieser ihm alle Zifferblätter zu einem bestimmten Preis abnimmt. Dadurch ist Strohhecker in der Lage, seinen Betrieb noch einige Zeit fortzusetzen.

Am 25. März des folgenden Jahres ergeht jedoch von dem Oberamtmann Volz an den Herzog die Anzeige, daß Strohhecker heimlich ausgerissen sei und sein Mobiliar zurückgelassen habe. Die für den zweiten Kredit in Höhe von 1500 fl. gestellte Bürgschaft, welche der Bürger und Krämer Christian Strohhecker aus Winsheim eingegangen ist, fällt mangels Masse durch. So hat die Rentkammer wieder 3000 fl. vorgeschossen, ohne einen Gulden zurückbekommen zu haben. Von der vom Herzog persönlich übernommenen Bürgschaft wagt natürlich bei der Schuldauseinandersetzung niemand zu sprechen.

### **Die Steingutmanufakturen des Gottfried Marckt und des Johann Caspar Alber**

Noch zwei kleinere Manufakturen befinden sich zu jener Zeit, also um 1795, in Ludwigsburg. Das ist einmal die Steingutfabrik des Gottfried Marckt

aus Großingersheim. Er hat einen Teilbetrieb der Porzellanmanufaktur selbst übernommen. Er ist aber nie in der Lage, seine bei der Übernahme des Werkes entstandene Schuld zu tilgen und bittet mehrmals um Zahlungsaufschub. Wenn die Zahlungsfristen nicht weiter hinausgeschoben werden, so schreibt er an den Herzog, werde sein Commerce nicht nur dadurch notleyden, sondern er werde auch hierdurch gänzlich ruiniert. Die Manufaktur leidet zudem schwer unter der Einfuhr des englischen Steinguts, so daß er zuletzt nicht einmal mehr seine Arbeiter bezahlen kann.

Ähnlich geht es einem Manufakturier namens Johann Caspar Alber, der nach seinen eigenen Angaben in London „das Schmelztygel“ und auch das sogenannte „steinerne Geschirr machen“ erlernt hat. Zur Verfertigung dieses besonders für den Landmann nützlichen und fast unentbehrlichen Geschirrs und Emporbringung dieses gemeinnützigen Werks wendet er sich gleich bei seiner Ankunft um Unterstützung an den Herzog. Der mit der Untersuchung der Angelegenheit beauftragte Oberamtmann Volz gibt, wie immer, ein günstiges Urteil ab. „Seines Erachtens sei der erste Brand sehr gut ausgefallen.“ Hierauf gewährt man Alber Holz zum Gnadenanschlag. Das hilft ihm anscheinend wenig, denn über den weiteren Fortgang der Manufaktur finden sich keinerlei Anhaltspunkte.

### **Das Ludwigsburger Militärwaisenhaus**

Im Rahmen der von Herzog Karl Eugen geförderten Versuche, Manufakturen in Ludwigsburg anzulegen, muß man auch das Militärwaisenhaus erwähnen. Ich glaube nicht, daß auf diese Einrichtung die Bezeichnung Manufaktur zutrifft. In erster Linie sollten in der Anstalt Knaben zu tüchtigen Handwerkern oder Soldaten, die Mädchen für weibliche Aufgaben vorbereitet werden.

Trotz allem trägt das Waisenhaus, das sich in der heutigen Kanzleikaserne befand, manufakturähnliche Züge. Durch Beschäftigung der Waisenkinder erhoffte man, daß sich die Einrichtung selbst erhalte. Das Militärwaisenhaus, das zur Unterhaltung und zum Unterricht von armen evangelischen Soldatenkindern dienen soll, nimmt im April 1779 50 männliche und 50 weibliche Zöglinge auf. Im selben Jahr errichtet man in Hofen bei Stuttgart auch ein Haus für katholische Soldatenkinder. Dieses besteht allerdings nicht lange. Es wird im April 1783 aufgehoben und mit der Ludwigsburger Anstalt vereinigt. Die Kinder tragen blaue Uniformen mit gelben Aufschlägen. Sie erhalten Unterricht in Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Knaben lernen außerdem Geographie, Geometrie, Zeichnen und Physik. Die Zeit außerhalb der Schul- und Lehrstunden ist streng geregelt. Hier beginnt der manufakturähnliche Zug der Einrichtung. Die Knaben spinnen Baumwolle, die Mädchen stricken oder spinnen Baumwolle und Flachs. Bald erwirbt das Institut Webstühle, auf welchen die Knaben Taschentücher und Halstücher anfertigen. Unter Aufsicht eines Färbmeisters aus der Stadt färben sie die Tücher blau und schwarz.

Die Anstalt kann nur durch beträchtliche Zuschüsse des Herzogs aufrechterhalten werden. Die vom Herzog ausgesetzten Gelder reichen jedoch bei weitem nicht aus, und da auch die angefangenen Spinn-, Web- und Färbarbeiten nicht den gewünschten Erfolg zeitigen, verringert man die Zahl der Zöglinge nach und nach. Die finanzielle Lage des Instituts verschlechtert sich von Jahr zu Jahr, so daß die Ludwigsburger Kaufleute Lebensmittel nur noch gegen Abschlagszahlungen liefern. Für den Leiter des Waisenhauses wird es immer schwieriger, den Kindern auch nur die notwendigsten Lebensmittel zu beschaffen. Als das Waisenhaus nach 13jähriger Dauer im Mai 1792 aufgehoben wird, hat dieser selbst über 5000 fl. aus seiner eigenen Tasche zugeschossen. Wie so manch andere Einrichtungen hat auch das Waisenhaus zu viel Geld gekostet und ist deshalb dem Herzog entleidet.

\*

Aus den bisherigen Darlegungen lassen sich Erkenntnisse allgemeiner Art ableiten. Wie wir einleitend gesehen haben, ist der Staat an der Einrichtung der Manufakturen brennend interessiert. Zwei wirtschaftspolitische Mittel sollen ihm bei der Erreichung seiner Ziele zum Erfolg verhelfen: die Handels- und die Privilegienpolitik. Zur Sicherung des inländischen Marktes für die einheimischen Fertigwaren, die qualitäts- und preismäßig mit dem Ausland nicht konkurrieren können, geht man dazu über, den ausländischen Gütern durch Mehrbesteuerung die Konkurrenz zu erschweren, oder man schützt die einheimischen Manufakturen durch das generelle Verbot der Einfuhr. Auf dem Markt für Manufakturen treten aber im Inland nur zwei große Abnehmer auf: die Heeresverwaltung und der Hof mit seinem Luxusbedarf. Einen größeren Abnehmerkreis können sich die Waren der Luxusmanufakturen – und darum handelt es sich ja meistens – infolge ihrer hohen Preislage nur schwer erwerben. Das Angebot dieser Betriebe trifft wegen seiner Kostspieligkeit auf einen engen und bald gesättigten Inlandsmarkt. Auch bei Befriedigung einer zahlungskräftigen Käufergruppe am Hof und im reichen Bürgertum bleibt der Absatz begrenzt, weil die Kaufkraft der Masse des Volkes gering ist. Die Luxuswaren, wie sie bei Hof Verwendung finden, kann der einfache Bürger nicht erschwingen. Während die Produkte der Luxusmanufakturen mit einem gesättigten Inlandsmarkt zu kämpfen haben, müssen die Gebrauchsgütermanufakturen, wie z. B. die Tuchmanufakturen, mit der ausländischen Konkurrenz rechnen.

Damit kommen wir auf die Lebensdauer der Ludwigsburger Manufakturen zu sprechen. Vergleicht man die Zeit, die die staatlichen Manufakturen (die Porzellanmanufaktur und das Zucht- und Arbeitshaus) überdauert haben, mit den zahlreichen privaten Manufakturen, so stellt man fest, daß die privaten Betriebe meist nur kurze Zeit nach ihrer Gründung den Schwierigkeiten der Anfangszeit erliegen. In einer Zeit ungenügender Kapitalbildung besitzt nur der Staat genügend Mittel, um ein großes Unternehmen beginnen und fortführen zu können.

Das zwingt uns dazu, nach den Ursachen für den raschen Zerfall und für die dauernden wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu suchen. Dabei trifft man auf ein vielschichtiges Problem. Wir stellen zahlreiche Gründe fest. Sie geben uns einmal Aufschluß darüber, warum die zahlreichen privaten Manufakturen die Gründungsphase nicht übersehen und warum zum anderen sich die Betriebsform der Manufaktur zumindest unter den Verhältnissen, wie sie in Ludwigsburg vorliegen, nie vorteilhaft entfalten kann.

Von entscheidendem Nachteil für alle Ludwigsburger Manufakturen ist die ungünstige geographische Lage der Stadt. In weitem Umkreis findet man keine Rohstoffe. Zudem liegt die Stadt in einer waldlosen Gegend. Was das bedeutet, läßt sich erst beurteilen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß während des ganzen 18. Jahrhunderts Holz das wichtigste Brennmaterial bleibt. Die meisten Betriebe benötigen es auch im Sommer in großen Mengen. Durch die Zufuhr von weither entstehen für die damaligen Verhältnisse erhebliche Mehrkosten. Als weiterer Nachteil, den die Lage der Stadt mit sich bringt, tritt hinzu, daß es an Ort und Stelle an der benötigten Wasserkraft fehlt. So müssen die Färbereien der Seiden- und Tuchmanufakturen entweder in Bispingen an der Enz oder in Neckarweihingen angelegt werden.

Fügt man noch den Umstand der äußerst ungünstigen Verkehrslage der Stadt hinzu, so kann man sich ein Bild davon machen, daß die Startbedingungen für die neu ansiedelnden Betriebe nicht allzu günstig sind. Noch Mitte des 18. Jahrhunderts führt der Vogt von Ludwigsburg in einer Bittschrift an den Herzog aus:

„daß wenn nicht wenigstens die angefangenen Straßen vollendet, ausgebaut und diese unter sich pünktlich in einen ordentlichen Zusammenhang gebracht werden, diese Stadt selbst immerhin ein unvollendetes Werk bleibt, daß Commerce und Gewerbe der Bürger merklich darunter leidet und der Wohlstand derselben nie gedeihen wird.“

Die schlechten Verkehrswege in Württemberg bilden ebenfalls eines der Haupthindernisse für die Entwicklung der Wirtschaft. Zu geringe Mittel wendet der Herzog für den Bau von Straßen auf.

Dem wirtschaftlichen Fortkommen der zahlreichen privaten Manufakturen steht aber vielfach auch die kommerzielle und technische Unzulänglichkeit ihrer Gründer und Eigentümer entgegen. Das 17. und beginnende 18. Jahrhundert ist ja die goldene Zeit aller Projektmacher. Diese sind entweder nicht in der Lage, Produkte herzustellen, die mit den ausländischen auch nur im entferntesten konkurrieren können – wie z. B. der Florfabrikant Eberhard Huber, die Seidenfabrik Reuß und die Wachstuchfabrik Hübner – oder es mißlingt ihnen überhaupt, was sie mit hochtönenden Worten zu leisten versprochen haben. Ja, es handelt sich zum Teil um ausgesprochene Abenteurer und Hasardeure wie im Falle des Manufakturiers Strohhecker. Sie besitzen zwar gewisse produktionstechnische Kenntnisse, nach kurzer Zeit aber „entweichen sie bei Nacht und Nebel mit Hab und Gut“, ohne an die Rückzahlung der gewährten Kredite zu denken. Den nächsten Territorialfürsten betrügen sie sicher in der gleichen Weise.

Selbst wenn die Manufakturiers die erforderliche Wissenschaft, wie man damals sagte, besitzen, ist es für sie infolge des außerordentlichen Kapitalmangels schwer oder überhaupt nicht möglich, ein Unternehmen zu gründen. Reichen die eigenen Mittel gerade noch für die ersten Anschaffungen aus, so sind die privaten Gründer meist nicht mehr in der Lage, die mit der Ausweitung der Produktion entstehenden Kosten für Werkzeuge, Löhne und Rohmaterialien zu bestreiten. Nur der Landesfürst könnte den zahlreichen Gesuchen um Kredit und Unterstützung entsprechen. Die Kapitalkraft der privaten Manufakturiers reicht dazu nicht aus. Am württembergischen Hof hat man aber andere Sorgen. Das große Militär, die zahlreichen Bauvorhaben und die ungeheueren Kosten des Hofstaates verschlingen Riesensummen. So steht die Tilgung der umfangreichen Schulden an erster Stelle. Man vertritt die Ansicht, „daß es unendlich nützlicher sei, erst die Schuldner zu bezahlen, und noch dazu so dürftige, als die vielen Beamten, Offiziere und Handwerker es sind, als daß man auf Dinge denke und Geld verwende, welche nicht so unumgänglich nötig sind und ohne den öffentlichen Kredit nicht wohl zu Stande kommen können“. So bewegt sich die Unterstützung der Manufakturen mit Geldmitteln in engen Grenzen. Zudem macht der Herzog in den wenigen Fällen, bei denen er Kapital vorstreckt, nicht die besten Erfahrungen. Das gibt vollends den Ausschlag, daß die Überzeugung Boden gewinnt, daß wenn ein Unternehmen nicht selbst auf die Beine komme, es auch keiner Staatsunterstützung würdig sei.

Weiterhin kommt es zum Verfall von Manufakturen infolge Fehlens des nötigen Massenabsatzes. Diesem Umstand sucht der Staat dadurch abzuhehlen, daß er von den eingeführten Fertigprodukten hohe Zölle erhebt, um so den Manufakturen den inländischen Markt zu sichern. Von den Erlassen des Herzogs nimmt aber die Kaufmannschaft im Lande wenig Notiz. Die Händler haben bei den billigen ausländischen Waren größere Verdienstspannen. So kommt ein schwungvoller Schmuggel zustande, der den Manufakturen schwer schadet. Aber nicht nur die Kaufleute, sondern auch die herzoglichen Zöllner kümmern sich offenbar wenig um die Vorschriften des Landesherrn. Sie drücken, da sie immer wieder bestochen werden, bei der Einfuhr von verbotenen Waren beide Augen zu. Ein brauchbares Werkzeug im Dienste der Handels- und Gewerbepolitik ist also weder der Zoll noch die Akzise. Das Herzogtum Württemberg bildete damals geographisch keine Einheit. Um die einheimischen Manufakturen vor der ausländischen Konkurrenz abzuschirmen, wären umfangreiche Maßnahmen notwendig gewesen. Die dafür notwendigen Aufwendungen hätten die Zollerträge bei weitem überstiegen.

Ein reichhaltiger Katalog von Ursachen wirkt also nachteilig auf die Entwicklung der Manufakturen ein. Gewichtiger aber als alles bis jetzt Angeführte ist die Tatsache, daß eine Betriebsform, wie sie die Manufaktur darstellt, ihre Vorteile erst bei einer gewissen Massenhaftigkeit ihrer Erzeugnisse entfaltet. Ohne Massenabsatz kann sie nicht bestehen. Die Enge des inneren Marktes setzt der Produktionssteigerung eine Grenze. Für die

Luxuswaren Porzellan, Seide, Flor, Bijouteriewaren kommt nur ein eng begrenzter Abnehmerkreis in Frage. Diese Betriebe müssen also zwangsläufig den widrigen Umständen erliegen. Die Gründe liegen keineswegs allein an den Manufakturen, sondern in den politischen und den daraus entspringenden wirtschaftlichen Verhältnissen Württembergs begründet.

Nur durch die Schaffung eines größeren Wirtschaftsraumes, wie er erst durch die Gründung des Deutschen Zollvereins im Jahre 1834 geschaffen wurde, wäre es möglich gewesen, die wirklichen Vorteile der neuen Betriebsweise zu entfalten. Den letzten und entscheidenden Schlag gegen die Manufakturen führt zu Beginn des 19. Jahrhunderts die ausländische Fabrikkonkurrenz. Der Prozeß der Industrialisierung setzt in Württemberg erheblich später ein als in den fortgeschrittenen Ländern des europäischen Westens.

Ich will zum Schluß noch kurz auf die wirtschaftliche und soziale Lage der Manufakturarbeiter eingehen. Dabei kann man feststellen, daß die Arbeit in der Manufaktur als etwas zweitrangiges angesehen wird. Nur in Ausnahmefällen erklärt sich ein selbständiger Handwerker dazu bereit, in der Manufaktur zu arbeiten. Die Verdienste der Arbeiter sind sehr verschieden. Wir müssen dabei zwei große Gruppen auseinanderhalten, nämlich einmal die gelernten, handwerklich vorgebildeten Arbeitskräfte, wie Färber, Weber, Tuchscherenschleifer und die Hilfskräfte, die ihre Tätigkeit ausüben, ohne dazu eine besondere Vorbildung zu besitzen, wie Heizer, Knechte, Tagelöhner usw. Mißt man die Nominallohnsätze, um ein ungefähres Bild von der hinter ihnen stehenden Kaufkraft zu erhalten, an den jeweiligen Getreidepreisen und an sonstigen notwendigen Lebensmitteln, wie z. B. Fleisch und Brot, so läßt die Umrechnung erkennen, daß der Reallohn der ersten Gruppe nicht ungünstig ist. Die Führungskräfte erhalten gute Bezahlung, die handwerklich vorgebildeten stellen sich keineswegs schlecht. So verdient z. B. ein Tuchscherenschleifer täglich 1 fl. (15–20 DM) zuzüglich einem Gulden Kostgeld. Man darf ja bei allen diesen Überlegungen die große Armut und den Geldmangel jener Zeit nicht außer Acht lassen.

Dagegen fällt die Bezahlung der in die zweite Gruppe eingereihten Beschäftigten stark ab. Ihr Reallohn liegt sehr niedrig. Er unterschreitet bei den am schlechtesten bezahlten Arbeiterkategorien, dazu gehören die Hilfs- und Anlernkräfte, aber auch die Pädagogen und Provisoren, das Existenzminimum wesentlich. Als Beispiel für die schlechte wirtschaftliche Lage dieses Personenkreises mag das Gesuch eines Magazinverwalters um Lohn-erhöhung herangezogen werden. Er bekommt bei seiner Anstellung im Jahre 1792 160 fl. Jahresgehalt. „Daß das für Kost, Logis und Kleidung und die übrigen nötigen Bedürfnisse nicht zureicht, ist leicht zu errechnen. Mein Einkommen ist so kärglich, daß solches bei der möglichsten Sparsamkeit nicht zulangen will“, schreibt der Antragsteller an den Herzog. Selbst nachdem sein Lohn auf 238 fl. erhöht worden ist, berichtet sein Vorgesetzter an den Herzog. „Es sei allgemein bekannt, daß der Magazinverwalter äußerst eingeschränkt lebe, drum ungeachtet reiche ihm diese Belohnung nicht zu, daß

er ordentlich auskommen könne.“ Wenn man daran die Löhne der Hilfskräfte mißt, die in der Regel 120 fl. nicht übersteigen, neben denen der Lehrer und Provisoren, die außer ihrer geringen Naturalentlohnung jährlich 15 fl. (= DM 250) erhalten, dann kann man sich von der schlechten wirtschaftlichen Lage dieser Gruppe von Manufakturarbeitern ein ungefähres Bild machen. Hinzu kommt noch ein stetiges Steigen der Lebenshaltungskosten. Das Fleisch steigt von 5 auf 7 Kreuzer, das Brot von 9 auf 16 Kreuzer, die Butter von 16 auf 21 Kreuzer. Daraus ergibt sich ein Sinken des Reallohnes, was naturgemäß die niederen Gehaltsgruppen weit stärker belastet als die höheren. So verschlechtert sich die wirtschaftliche Lage des einfachen, ungelernten Manufakturarbeiters im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr.

Unter etwas anderen Voraussetzungen muß man die Kinderarbeit in den verschiedenen Manufakturen und die dort herrschenden ungünstigen Verhältnisse sehen. Für die meisten dieser Kinder ist die Arbeit in der Manufaktur die sichere Rettung vor der Straße. Wären sie nicht in Manufakturen untergekommen, so hätten sie vom Betteln auf der Straße leben müssen.

Für den raschen Zerfall der Manufakturen haben wir also die verschiedensten Gründe gefunden. Wir gewannen dabei den Eindruck, die kurze Lebensdauer der Manufakturen liege in den besonderen Verhältnissen Württembergs begründet. Offenbar dürfen wir aber in diesem Umstand eine allgemeine Erscheinung sehen. Auch in anderen Ländern erliegen die privaten Manufakturen nicht selten den Schwierigkeiten der Anfangszeit. Gleichwohl kommt der Manufaktur als Unternehmungsform eine besondere Bedeutung zu. Sie liegt in der Neuheit der Betriebsweise. Die Manufakturen sind die ersten Großbetriebe mit einer planmäßig durchgeführten Arbeitsteilung. Es hieße aber die Wirklichkeit verkennen, wenn man behauptete, daß die Betriebsform der Manufaktur im 18. Jahrhundert führend gewesen sei. Die Herstellung der meisten Gewerbeerzeugnisse bleibt während des ganzen Zeitabschnittes eine Sache des Handwerks. Der kleine Meister, der allein mit seiner Familie oder mit ein bis drei Gesellen und einem oder mehreren Lehrlingen arbeitet, beherrscht das Feld immer noch, und abweichende Betriebsformen, wie die Manufaktur, bleiben die Ausnahme.

#### L i t e r a t u r h i n w e i s e :

**Werner Fleischhauer:** Katalog der Ausstellung Alt-Ludwigsburger Porzellan, herausgegeben vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart in Gemeinschaft mit der Stadt Ludwigsburg, Stuttgart 1959.

**Heinrich Gaese:** Ludwigsburg unter Eberhard Ludwig, Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung „Hie gut Württemberg“, 10. Jahrg. Nr. 5, 8. Mai 1959.

**P. F. Krell:** Die ehemalige Porzellanfabrik zu Ludwigsburg, in Valentin Teirich, Blätter für Kunstgewerbe, Band IV, Wien 1875.

**Mechthild Landenberger:** Die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur, Katalog der Ausstellung Alt-Ludwigsburger Porzellan, Stuttgart 1959.



**Friedrich Nicolai:** Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, neunter und zehnter Band, Berlin und Stettin 1795.

**Karl Pfaff:** Württembergs Wiedergeburt nach dem Dreißigjährigen Krieg, Württembergische Jahrbücher für Vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie, Jahrgang 1848, Zweites Heft, Stuttgart und Tübingen 1850.

— Geschichte Wirtembergs, Reutlingen 1820.

**Bertold Pfeiffer:** Die Porzellanfabrik in Ludwigsburg, in Otto Wanner-Brandt, Album der Erzeugnisse der ehemaligen Württembergischen Manufaktur Ludwigsburg, Stuttgart 1906.

— Die Ludwigsburger Porzellanfabrik, Stuttgart 1892.

**Eugen Schneider:** Württembergische Geschichte, Stuttgart 1896.

## Q u e l l e n v e r z e i c h n i s

### Ludwigsburger Staatsarchiv

Repertorium A 206 Oberrat

Repertorium A 244 Zucht-und Arbeits-Waisen-und Tollhaus Deputation

Repertorium A 248 Rentkammer

Repertorium A 249 Rentkammer

Repertorium E 372 Oberamt Ludwigsburg.

## A n h a n g

„Eberhard Ludwig tut kund aller männiglich, daß der Kaufmann Johannes Obermüller aus Stuttgart entschlossen ist, in Ludwigsburg eine Ledermanufaktur aufzurichten, und weil dabei ein großes Kapital nötig ist, werden neben bereits publizierten Ludwigsburger Privilegien noch besondere Freyheiten und Gerechtigkeiten gnädigst concidiert, zur Errichtung und Ingangbringung des Werks.“

Im einzelnen wird bestimmt:

1. „Eine Werkstatt und andere nöthige Gebäude und Plätze, sowie ein Stück Feld zu einem Garten sollen ihm eingeräumt werden;
2. die Manufactur erhält die besondere Protection des Herzogs, das bedeutet, daß Streitigkeiten der herzoglichen Gerichtsbarkeit unterliegen;
3. Obermüller wird ein Monopol zugestanden, denn es soll kein Privileg dieser Art mehr im Land erteilt werden;
4. alle Immunitaeten und Vortheile sowohl in personalibus als realibus werden gewährt;
5. Obermüller soll alle Märkte ohngehindert besuchen dürfen;
6. Häute sollen ihm aus der Hofmetzgerei zu einem billigen pretio préfé-  
rablement überlassen werden;
7. Holz erhält er zu 3 Batzen wohlfeiler als zum coursierenden Preis;
8. alles zum Hofstaat, Marstall und für die Hauß- und Landmiliz benö-

tigte Leder solle von der Leder-Manufactur préférablement eingekauft und genommen werden. An Unser Ober-Hof-Marschallen-Amt, als auch Unseren Oberstallmeister, ingleichen an alle Unsere Officiers, wird die gnädigste gemessene Ordre gestellt, auch ihre Subalternen und Untergebenen, insonderheit bei der Miliz die Compagnieverwalther, dahin allen Ernstes anzuweisen, daß sie alles zu denen Regiments-Montouren erforderliche Sohlen- und andere Leder in dieser Ludwigsburger Manufactur ausnehmen und einkaufen sollen.

So haben wir vor Uns und Unsere fürstlichen Erben und Nachkommen gnädigst entschlossen: alles sowohl zu Unserer Herzoglichen fürstlichen Hofstatt und Marstall als auch zu Unserer Hauß- und Landmiliz benöthigte, theils allhier fabricierende, theils sonst von auswärtigen Orten hereinbringende Leder durch die Hofsattlery, Hof-Schuhmacher und andere der gleichen Arbeit verfertiggende oder per accord übernehmende Leuthe von dieser Ledermanufactur jederzeit préférablement eingekauft und genommen werden solle.

9. Es solle der Manufactur in Concours-Processen im Land Ihrer liquiden praelationis et hypotheca legalis tacita et privilegiata, gleich nach Unserer Herzoglichen und Communen Forderungen auch sonst in allen bürgerlichen Fällen jedesmahlen einholenden rechtlichen responsiis darauf gesprochen und von Unseren Raths-Collegiis und Beamten auff vorherige Imploration die schleunige würcliche Execution und Hülfe geleistet werden;
10. ein einem Stuttgarter Handelsmann erteiltes Privileg wird wieder-rufen;
11. Zuwiderhandlungen gegen das Privileg werden mit 100 Gulden bestrafft, wovon die fürstliche Rentkammer und Obermüller je die Hälfte bekommen.“

Zweitexemplar für die herzogliche Kanzlei, auf Befehl des Herzogs gefertigt und von Huber unterschrieben. Die Abbildung zeigt Anfang und Schluß der Urkunde aus dem Bestand des Staatsarchivs Ludwigsburg. (Aufn. Hauptstaatsarchiv Stuttgart)



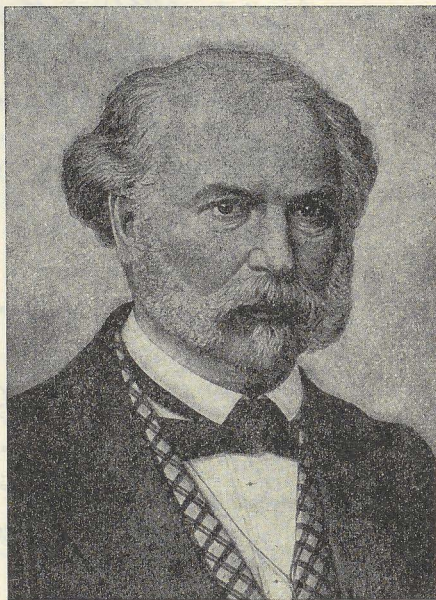
# Vom Ludwigsburger Leben am Ende der Biedermeierzeit

Von Oscar P a r e t

Vortrag auf der Hauptversammlung des Historischen Vereins  
am 20. Oktober 1961

Die Presse, besonders die Tagespresse, spielt in der Gegenwart eine über-  
ragende Rolle auf allen Gebieten des Lebens. Sie ist daher für den Historiker  
der Gegenwart wie der Zukunft eine sehr wertvolle Geschichtsquelle.

Oberbürgermeister  
Dr. Karl Friedrich Bunz  
1840-1864



In unserer Stadt Ludwigsburg besteht eine Zeitung seit dem Jahr 1818.  
Es war das Ludwigsburger Wochenblatt, das zunächst wöchent-  
lich dreimal erschien, seit 1846 täglich als Ludwigsburger Tagblatt, seit  
1873 als Ludwigsburger Zeitung und seit 1938 als Ludwigs-  
burger Kreiszeitung erscheint.

Die älteren Jahrgänge dieser Zeitung sind sehr selten geworden, die Stadtverwaltung selbst besitzt sie vollständig erst vom Jahr 1900 ab, da die alten Bände einmal als Altpapier abgegeben wurden ohne Verständnis für ihren unersetzlichen Wert.

Nun konnten 1961 von der Stadt einige Bände der Zeitung für ihr Archiv erworben werden. Es handelt sich um die fünf Jahrgänge 1844 bis 1848. In diesen Bänden hat der Verfasser geblättert. Über das Ergebnis soll hier berichtet werden. Wir haben es mit einem ganz zufälligen Ausschnitt aus der Geschichte unserer Stadt zu tun, soweit sich diese in der damaligen Presse gespiegelt hat. Stadtoberhaupt war damals Oberbürgermeister Dr. Karl Friedrich Bunz (1840–1864).

\* \* \*

„Soweit sich die Geschichte unserer Stadt in der damaligen Presse gespiegelt hat“, das bedeutet eine Einschränkung. Tatsächlich ist das Spiegelbild recht unvollkommen. Der Forscher ist enttäuscht, zu sehen, daß damals die Zeitung über lokale Ereignisse so gut wie nichts berichtet. Nur ein Beispiel: Über die Einweihung des hiesigen Bahnhofs am 13. Oktober 1846 – das war doch immerhin ein Ereignis für die Stadt – finden wir kein Wort. Es wird lediglich der ausführliche Festplan für die Eröffnung der Eisenbahnstrecke Stuttgart–Ludwigsburg, der in Stuttgart schon am 8. Oktober veröffentlicht wurde, im hiesigen Blatt bekanntgegeben, und zwar erst am 14. Oktober, also am Tag post festum!

Im übrigen beschränkt sich das Blatt auf Wiedergabe von Stuttgarter Presseberichten (Schwäbischer Merkur und Neues Tagblatt). So erfährt man über die Ereignisse in Ludwigsburg wohl mehr in der Stuttgarter als in der Lokalpresse. Vielleicht verzichtete man auf lokale Nachrichten, da in der damals noch keine 7000 Einwohner zählenden Stadt doch jeder Bürger alles erfuhr. Eine wesentliche Rolle spielte auch die strenge Zensur.

\* \* \*

Das Ludwigsburger Wochen-, später Tagblatt enthält

unter A: Amtliche Anordnungen und Bekanntmachungen. Dazu gehören auch Versteigerungen von Nachlässen, Ausschreibungen des Königl. Arsenal und anderer Militärstellen.

unter B: Privat-Anzeigen.

Es folgen gelegentlich Bemerkungen unter „Hiesiges“, was wir heute „Eingesandt“ heißen, und Tagesnachrichten etwa aus München, Berlin, London. Ein Beispiel: Am 20. Januar 1845 erhielt der Leser Nachrichten aus Stuttgart vom 18., aus Konstanz vom 14., aus Paris vom 13., also nach einer Woche, aus Berlin und London vom 10., aus Venedig vom 4. und aus Odessa (über die Berliner Nachrichten) vom 2. Januar. Den Schluß bilden Verschiedenes und Anekdoten, auch Lebensmittelpreise u. a.

Die fünf Jahrgänge 1844–1848 enthalten Tausende von Bekanntmachungen, Anzeigen und Nachrichten wirt durcheinander und größtenteils für den Historiker ohne Belang. Wir beschränken uns auf eine kleine Auswahl mit ganz wenigen Bemerkungen, und zwar nach Gebieten geordnet wie Amtliches, Verkehr, Schulen, Vereine, Wirtschaftsleben, Kultur usw. Seit 1847 beginnt auch die Politik eine Rolle zu spielen. Da sie eine eigene Arbeit erfordern würde, soll sie hier nicht berücksichtigt werden. Den Schluß bilden einige Kuriosa.

Im ganzen erhält man einen lebendigen und reizvollen Einblick in die Verhältnisse der zweiten Residenz Ludwigsburg zu Ende der Biedermeierzeit.

\* \* \*

Wir beginnen mit den amtlichen Bekanntmachungen, und zwar, dem Geschichtsablauf entsprechend, in im allgemeinen zeitlicher Reihenfolge. Es ergibt sich dadurch ein Kunterbunt wie in der Wirklichkeit.

Am 27. April 1844 ergeht durch das Königl. Oberamt eine Aufforderung zur Schutzpocken-Impfung, die Oberamtsarzt Dr. Höring in seiner Wohnung vornimmt. Diese ist nicht angegeben, da sie ja jedermann kannte. Die Aufforderung wurde jährlich wiederholt. Gesetzlich wurde die Impfung in Deutschland 1874 eingeführt.

Mai 1844. Vom Kgl. Oberamt an die Ortsvorsteher: Wann vom 13. bis 22. Mai und vom 28. Mai bis 5. Juni über Leichname, welche sich auf eine Anatomie eignen, zu verfügen ist, so sind sie an das Militärärztliche Institut nach Stuttgart abliefern zu lassen.

Mai 1844. In diesem Frühjahr sind im Oberamtsbezirk schon drei Waldbrände wohl durch Schlagen von Feuer zum Tabakrauchen oder durch Zigarren entstanden. Nur wohlverwahrte Tabakspfeifen mit Deckeln sollen gebraucht werden. Sonstiges Rauchen ist bei 14 Gulden Strafe verboten.

Juli 1844. „Die in Neckarweihingen auf dem linken Ufer des Neckars bestehenden Bad-Einrichtungen sind nicht von der Art, daß sie die Ansprüche des Publikums befriedigen könnten.“ Es wird eine Konkurrenz gewünscht. Die Errichtung von Badhäuschen sei kein Vorrecht des Brückenwärters. Die Brücke war bis 1860 eine Schiffsbrücke, und der Schiffsverkehr zwischen Cannstatt und Heilbronn und Mannheim wie auch die Langholzflößerei waren recht rege.

In den Badevorschriften (25. 5. 44) heißt es:

1. Das Baden nahe an öffentlichen Wegen ist verboten.
2. Die Geschlechter haben in gehöriger Entfernung von einander zu baden.

Juli 1844. Das Arbeitshaus (in Verbindung mit der Strafanstalt) schreibt die Beifuhr von 330 Klafter tanneses Scheiterholz aus dem Holz-

garten zu Bissingen aus. (Bis dorthin wurde das Holz vom Schwarzwald auf der Enz geflößt.)

Am 20. Juli 44 gibt das Arbeitshaus bekannt: Nächsten Montag, 22. Juli, nachmittags 2 Uhr, wird ein noch ganz guter grautuchener Mantel auf der Kanzlei des Arbeitshauses verkauft werden, wozu die Liebhaber eingeladen werden. K. Arbeitshausverwaltung.

Von Januar bis April 1845 wurden durch Silberarbeiterlehrlinge falsche Gulden- und Halbguldenstücke in Umlauf gebracht. Das O. A.-Gericht gibt dazu bekannt (17. 8. 45): „In einer dahier anhängigen Untersuchungssache hat es sich herausgestellt, daß in neuester Zeit im hiesigen Bezirke falsche Münzen gefertigt oder wenigstens Versuche dazu gemacht worden sind.“ Die Bevölkerung wird dringend gebeten, verdächtige Stücke dem Amtsgericht zu übergeben.

Dezember 1844: Am 12. Dezember, 1 Uhr, werden in der Allee Ludwigsburg–Kornwestheim 18 Alleebäume versteigert und am 13. Dezember auf dem Cameralamt die Fertigung von etwa 190 neuen Baumlöchern in dieser Allee vergeben.

Bald darauf, am 8. Februar 1845, brachte die Zeitung folgende Zusage:

„Seit einigen Tagen verbreitet sich hier das Gerücht über eine Eingabe, in welcher bei der hiesigen Königl. Kreisfinanzkammer darauf angetragen worden sein soll: In der vorderen Allee vom Heilbronner bis zum Stuttgarter Tore je den anderen Baum auszuhauen. Die Gründe für einen solchen Antrag sollen medizinischer Natur sein, speziell erraten aber lassen sie sich nicht; denn seit Ludwigsburgs Bestehen weiß man nicht, daß in der dieser Allee gegenüber stehenden Straße jemals ein außergewöhnlicher Krankheitsstand stattgefunden habe. Wohl aber möchte diese Allee jener Straße eher zu einem Schutze gegen die scharfen und schneidenden Ost- und Nordostwinde gereichen.“

Die Verunstaltung einer der schönsten Zierden unserer Stadt würden nicht nur Ludwigsburgs Bürger, sondern dessen sämtliche Bewohner nur mit Schmerz und Entrüstung sehen – einer Zierde, welche zugleich durch wohlthätigen Schatten in heißen Sommertagen wohl schon jedem Bewohner Ludwigsburgs ein dankbares Gefühl gegen deren Gründer abgenötigt hat. Eine Verunstaltung aber wäre solch eine vorgeschlagene Lichtung, das können wir zur Genüge an den verunglückten Versuchen in den Alleebäumen beim sogenannten Gänsfuß sehen. (Gänsfuß- und Talallee.) Wenn überhaupt eine Allee, welche dem Anlagensystem einer Residenz, das Ludwigsburg durch sein wenn auch jetzt unbenütztes großartiges Residenzschloß immer bleiben wird, zugehört, auf die angebotene Weise verunstaltet werden dürfte, so haben wir doch zu unserer erleuchteten Kreisfinanzkammer ein zu gutes Vertrauen, als

daß wir nicht überzeugt sein sollten, sie werde derartige hyperbolische Ansinnen – ad acta registrieren.“

Über eine darauf stattgefundene B ü r g e r v e r s a m m l u n g wurde am 13. Februar u. a. berichtet: „Die gestrige Versammlung in der Bürgergesellschaft, hervorgerufen durch die hiesiger Stadt drohende Verunstaltung einer ihrer schönsten Alleen, wurde durch eine Mitteilung beruhigt, daß der Wohllobliche Stadtrat bereits eine kräftige Gegen-Eingabe an die Königl. Finanzkammer eingereicht habe, und mit allem Grunde zu vermuten sei, es werde der ersteren keine Folge gegeben werden.“

\* \* \*

Weitere amtliche Bekanntmachungen:

J a n u a r 1 8 4 5 : Die  $3\frac{5}{8}$  Morgen große M a u l b e e r p f l a n z u n g im Osterholz wird wieder für mehrere Jahre verpachtet.

A n f a n g 1 8 4 6 erfährt man von Bestrebungen, S e i d e n k u l t u r einzuführen.

Nov. 1848: Nächsten Samstag 18. November 2 Uhr werden dahier am F e u e r s e e die Buschweiden auf den Stumpen verkauft. Städt. Oekonomie-Verwaltung.

Mai 1845: OB. Dr. Bunz gibt bekannt: Gegenwärtig wird die S t a d t - b i b l i o t h e k geordnet. Entlehnte Bücher sollen zurückgegeben werden. (Was ist aus dieser Bibliothek geworden?)

Monatlich wird eine Zusammenstellung abgeschlossener L i e g e n - s c h a f t s v e r k ä u f e mit genauen Angaben auch des Preises veröffentlicht. (Wahrlich ein Thema für eine Sonderarbeit!)

18. 4. 1846. Die K g l. A r b e i t s h a u s - V e r w a l t u n g gibt bekannt: Ein Gefangener der Strafanstalt wünscht mit Malen von Fenster-Rouleaux beschäftigt zu werden, worin er wohl erfahren ist. Etwaige Anträge wollen an die unterzeichnete Stelle gerichtet werden.

19. 4. 1846. Das Dekanatamt gibt bekannt: Über die K i r c h e n s t ü h l e N. 348, 352, 371, 377, 378, 379 ist kirchenkonventlich verfügt worden. Wer etwa ein Recht auf diese Stühle zu haben glaubt, hat es binnen 14 Tagen zu erweisen bei Dekan Christlieb. (Das wiederholt sich für andere Stuhlnummern mehrfach.)

Am 4. April 1846 ergeht eine Königl. Verordnung zur Form der E i n - g a b e n a n d i e S t a a t s b e h ö r d e n :

Die Schlußformel ist beim Geh.-Rat und Ministerien	Ehrerbietig
bei Zentral- und Mittelstellen	Verehrungsvoll
bei Bezirksstellen	Hochachtungsvoll.



Wölfe im Bezirk:

Am 14. Oktober 1845 wurden bei Rutesheim und Hof Mauer im Amt Leonberg Wölfe festgestellt. Bei einer Treibjagd gelang es nach 14 Tagen, im Wald bei Leonberg, einen Wolf bei Nacht zu erlegen. Aber Ende Januar 1846 zeigte sich wieder ein Wolf bei Hohenhaslach, also im Stromberg, und im September 1846 riß einer Schafe bei Kleinsachsenheim.

Am 31. Dezember teilt das Forstamt am Stromberg (Sitz Bönningheim) mit, daß für die Erlegung des gesichteten Wolfes ein Schußgeld von 75 Gulden ausgesetzt sei und daß jeder bei einer erfolgreichen Jagd tätige Treiber 30 Kreuzer erhalte. – Der Wolf wurde am 10. März 1847 bei Clebronn erlegt.

Ofters werden Männer wegen A s o t i e (Liederlichkeit und Trunkenheit) bestraft und die Wirte vor Abgabe von Getränken an solche gewarnt.

Gerne wäre man bei folgenden V e r s t e i g e r u n g e n dabeigewesen:

Die Königl. Schloßhauptmannschaft gibt am 23. März 1846 (Zeitung vom 8. April) bekannt: Am Mittwoch, den 15. April und den folgenden Tagen, je vor- und nachmittags, werden in dem Königl. Schlosse dahier gegen bare Bezahlung im Aufstreich verkauft: mehrere Sopha, Sessel, Stühle, Tische, Kästen, Bettladen, und anderes Schreinwerk, altes Eisen und Messing, Vorhänge von Taffent und anderem Zeug, Betten und Bettgewand, 6 4 S t ü c k Ö l g e m ä l d e , mehrere alte Gemälderahmen, I s o p i s c h e Kunstgegenstände von Gips, gebrannter Erde und Stein, sodann mehrere Bildhauergesellschaften.

Ein halbes Jahr zuvor (18. 9. 1845) wurden aus dem Nachlaß des Stukkators Schmidt Modelle aller Art, Formen und Vasen, Figuren und Tieren, gefertigt von I s o p i , versteigert. Der Hofbildhauer Professor von Isopi war Leiter des Künstlerinstituts bei der Porzellanfabrik. Er hat zahlreiche Tierfiguren und Vasen für die Schlösser geschaffen, auch die vier Riesenvasen im Schloßgarten (abgebaut 1953, zwei wiederaufgebaut auf der Bärenwiese 1962).

### Verkehr

Über die F a h r - u n d P o s t v e r h ä l t n i s s e erfährt man etwas aus einer Bekanntmachung des Kgl. Postamts vom 1. März 1845:

„Durch die infolge des hohen Generalpost-Direktions-Erlasses getroffene Veränderung der Abgangszeit der Ludwigsburg–Stuttgart und Ludwigsburg–Brackenhaimer Diligence sowie Aufhebung der Briefpostritte dahin finden nunmehr vom 1. März an folgende F a h r t g e l e g e n h e i t e n für Personen dahin statt:

Von Ludwigsburg nach Stuttgart täglich

früh 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr mit Briefen

vorm. 9<sup>1/2</sup> Uhr mit Päckereien und Briefen  
abends 3<sup>1/2</sup> Uhr mit Briefen

Von Stuttgart nach Ludwigsburg täglich

Vorm. 9 Uhr mit Briefen

Nachm. 1 Uhr mit Briefen und Paketen  
abends 9 Uhr mit Briefen

Von Ludwigsburg nach Brackenheim

Mo., Mi., Fr. 3<sup>3/4</sup> Uhr mit Briefen und Paketen

Von Brackenheim nach Ludwigsburg

Di., Do., Sa. 6<sup>1/2</sup> Uhr morgens mit Briefen.

An den anderen Tagen gehen die Briefe dahin durch besondere Ritte. Die Abgangszeit der täglichen Eilwagenfahrten auf der Frankfurter Route bleibt unverändert, die täglichen Packwagenfahrten abends zwischen 5 bis 6 Uhr nach Stuttgart bestehen fort."

Auf die Stuttgarter Schnellpost nimmt Bestellungen an gegen Vorausbezahlung von 9 Kr. Stadtbot Göttler (20. 1. 1844).

Ein Fr. Mayer aus Stuttgart gibt am 25. November 1845 bekannt: Jeden Tag abends präzis 5 Uhr fährt auf Vorausbestellung ein bequemer Omnibuswagen nach Stuttgart. Abfahrt vom Gasthof zum Bären in Ludwigsburg, Absteigort in Stuttgart beim Gasthof zum Adler.

Am 30. April 1846 kündigt die Ludwigsburger Omnibusgesellschaft zweimal im Tag Fahrten nach Vaihingen/Enz an, wo Gelegenheit zur Weiterfahrt mit den dort durchkommenden Omnibussen nach Karlsruhe, Bruchsal und Wildbad bestehe.

Im übrigen wurde viel über die Langsamkeit der „Postschnecken“ geklagt. Besonders bei den Pferdewechseln gab es oft stundenlange Aufenthalte. Wenn jedoch der Dichter Chamisso schrieb, der deutsche Postwagen scheine für Botaniker eingerichtet zu sein, so mußte das nicht für unsere schwäbische Post gelten.

Eine wesentliche Änderung brachte in den folgenden Jahren die Eisenbahn. Ihre Geschichte beginnt in unserer Zeitung damit, daß die Buchhandlung Nast im März 1844 eine Übersichtskarte der vorgeschlagenen Eisenbahnlinien zwischen Ludwigsburg–Stuttgart und Eßlingen anbietet. Dann heißt es am 26. November im Wochenblatt: „An der Eisenbahn werden die Erdarbeiten bei Ludwigsburg demnächst in Angriff genommen und es finden dabei tüchtige Arbeiter, mit guten Hauen und Schippen versehen, längere Zeit Arbeit. Auch wird dabei beabsichtigt, das Aufhauen und Aufladen der Erde der Ruthe nach (1 Ruthe=3,7 m) an Gesellschaften von cirka 20 Mann zu verakkordieren. Fuhrleute mit ein- und zweispännigen Schnappkarren finden dabei ebenfalls fortwährend Beschäftigung.“

20. März 1845: Künftigen Samstag den 22., nachmittags 2 Uhr, wird das Abbruchmaterial von dem wegen des Eisenbahnbaues abgebrochenen Theile der Stadtmauer zunächst des Solitudethores im Aufstreich ver-

kauft. Kgl. Cameralamt. (Das Tor stand bei der heutigen Brücke über die Eisenbahn.)

Am 12. September wird berichtet, daß von den 6 bestellten Lokomotiven 4 eingetroffen sind aus Philadelphia (USA). Beheizung durch Holz, in Oberschwaben ist Torf vorgesehen (Federseemoor). An Personenwagen kamen 2 Musterwagen aus Baltimore, weitere werden in Stuttgart gebaut.

Am 17. September 1845 wird die Verakkordierung der Bauarbeiten für die Bahnhofsgebäude angezeigt.

Vom Stuttgarter Neuen Tagblatt wurde folgender Bericht übernommen: Der Pragtunnel ist der größte Tunnel in Württemberg. Seine Länge wird 3000 Fuß, beiläufig eine Viertelstunde, betragen. 1400 Arbeiter, 700 bei Tag und 700 bei Nacht, sind an ihm beschäftigt. Durch 5 Schächte wird der Boden zu Tage gefördert und das Baumaterial in den geleerten Kübeln hinterbracht. . . . So steht zu erwarten, daß der schwäbische Tunnelriese in 8 Monaten seine Vollendung erreichen wird.

Am 8. Oktober 1845: Eine ungeheure Menschenmenge war am 5. Oktober von halb 2 Uhr an in und um den Bahnhof zu Cannstatt und längs der ganzen Bahnlinie bis Untertürkheim gelagert und wogte hin und her, die erwartete Probefahrt der ersten Strecke württembergischer Eisenbahn anzustaunen, denn gar manches schwäbische Menschenkind war zum ersten Mal im Fall, das rauchende, pfeifende und stöhnende Ungeheuer in Gang zu sehen, das man Lokomotive nennt und das mit Windeseile über eiserne Schienen hinwegbraust. Die Maschine wird vorerst noch mit Holz geheizt und hatte einen sehr gewandten, auf der badischen Bahn eingeschulten Fahrer . . . Angehängt war nur ein einziger amerikanischer Wagen 1. und 2. Klasse, der aber von kolossaler Dimension, eine zweite Arche Noä, einem stattlich gebauten Hause gleicht . . . Ein solcher Wagen hat viel Ähnlichkeit mit einem Dampfschiff . . .

Ein Stuttgarter Wundarzt fuhr mit seinem eigenen Pferd in einer Chaise in der Nähe der Bahn vorüber, gerade als der Zug dahereilte. Das Zischen, Pfeifen und Rauchen der Lokomotive machte das Pferd scheu, es wollte durchgehen. Der Eigentümer sprang aus dem Wagen . . . und wurde schwer verletzt.

Am 22. Oktober 1845 fand die offizielle Inbetriebnahme mit den Lokomotiven „Neckar“ und „Fils“ statt. Es heißt: Die 4 Wägen sind sehr elegant und bequem eingerichtet und ist auf Publikum wie auf Dienstpersonal weit mehr Rücksicht genommen als auf anderen Bahnen. So, um nur von der badischen Bahn zu reden, sind unsere Personenwagen III. Klasse weit vorzüglicher und eleganter als die badischen II. Klasse, nur das abgerechnet, daß bei uns wie anderwärts die Sitze III. Klasse ungepolstert sind. Die badischen Wägen III. Klasse sind Wind und Wetter zugänglich, weil sie nur Vorhänge und keine Fenster haben, so daß ein mit Rheumatismus Behafteter sich ihrer ohne Nachteil für seine Gesundheit gar nicht

bedienen kann, von den elenden, oben ganz offenen badischen Stehwägen, wo die Leute wie eine Viehherde zusammengefercht sind, gar nicht zu reden.

Wenige Tage nach der Inbetriebnahme kam ein Mann wegen Scheuens seiner Pferde ums Leben.

5. September 1846: „An dem Einschnitt zwischen Ludwigsburg und Eglosheim fängt in nächster Zeit der Erdtransport mit Pferden an und wird den ganzen Winter über fortgesetzt.“ Es war die Gegend der heutigen Bismarckstraße.

Die erste Probefahrt auf der Eisenbahn von Stuttgart nach Ludwigsburg fand am 30. September 1846 statt. Früh  $1\frac{1}{2}$  Uhr verkündete das Pfeifen der Lokomotive ihre Ankunft auf dem hiesigen Bahnhof. Die Fahrt auf der ganzen Strecke ging glücklich von statten. Der Lokomotive waren angehängt ein Personen- und ein Packwagen . . . Bei der Probefahrt wurden mutwilligerweise Steine in die Bahn gelegt, doch konnte die Lokomotive noch rechtzeitig angehalten werden.

4. Oktober 1846: „Die Ludwigsburger Omnibussgesellschaft wird bei Ankunft der Züge aus Stuttgart bequeme Omnibusse in der Nähe des Bahnhofs bereitstellen für Reisende nach Heilbronn, Öhringen, Backnang, Hall, Vaihingen, Karlsruhe und Bruchsal.“

Bericht aus Stuttgart vom 7. Oktober 1846: „Am 4. Oktober Nachmittags wurde eine Fahrt auf der Eisenbahn nach Ludwigsburg gemacht, zu welcher gegen 300 Einladungskarten ausgegeben wurden. Man brauchte im Hinweg 27, im Rückweg  $29\frac{1}{2}$  Minuten, der Durchgang durch den Pragtunnel wurde im Hinweg in 3, im Heimweg in  $2\frac{3}{4}$  Minuten zurückgelegt. Eine große Menge von Zuschauern aus den nahe der Bahn liegenden Dörfern hatten die Haltstationen besetzt und die ganze Einwohnerschaft von Ludwigsburg schien am Bahnhofe versammelt zu sein.“

Am Mittwoch, 14. Oktober, brachte das Ludwigsburger Tagblatt folgende Anzeige: „Nachstehend theilen wir das Programm über die beabsichtigten Feierlichkeiten bei Eröffnung der Eisenbahn von Stuttgart hieher mit:

Die Fahrt geht von Stuttgart nach Ludwigsburg, von da nach Eßlingen und zurück zum Festmahl (für die Herren) in Stuttgart. Die Wagen wie der Festsaal werden passend dekoriert und eine vollständige Musik wird zur Erhöhung der Freude sowohl während der Fahrt als während des Mahles beitragen. Teilnehmerkarten zu 2 Gulden und 42 Kreuzer. Der Tag der Feier ist auf nächsten Dienstag den 13. Oktober Mittags bestimmt.“

Die Fahrt hatte unter dem feierlichen Pfeifen der Lokomotive am Tage vor der Anzeige stattgefunden!

Und ein Jahr später, 1847: „Am 8. September fanden die ersten Probefahrten zwischen Ludwigsburg und Bietigheim statt, in 18 bzw. 15 Minuten. Bei der Fahrt hinunter bedarf es fast keines Dampfes, da der Fall so stark ist, daß der Zug zurückgehalten werden muß, weswegen

auch die Herauffahrt, bei welcher volle Dampfkraft angewendet werden konnte, weniger Zeit als jene erfordert."

In der Folgezeit blieb der Zug zwischen Asperg und Bietigheim wiederholt stehen, so daß eine Lokomotive von Stuttgart geholt werden mußte.

Der Fahrplan sah im Januar 1848 so aus:

Ludwigsburg ab nach Stuttgart	7.42	13.12	15.15	18.12 Uhr
Ludwigsburg ab nach Bietigheim	9.22	14.52	19.52	Uhr
Fahrpreise nach Stuttgart	18	und 12	Kreuzer	
Fahrpreise nach Bietigheim	15	und 9	Kreuzer.	

\* \* \*

Wir hörten von den Lokomotiven „Neckar“ und „Fils“. Ihnen folgten „Kocher“ und „Jagst“ und andere.

Ihr guten und treuen Lokomotiven mit den schwäbischen Namen! Ihr habt, etwas herangewachsen, Generationen lang auf den Nebenbahnen, seit 1881 auch zwischen Ludwigsburg und Marbach treu Dienst getan. Der Verfasser ist als Schüler viele Jahre lang täglich von Heutingsheim nach Ludwigsburg und später nach Stuttgart gefahren. Da lernte man die rauchenden und dampfenden und stöhnenden Lokomotiven lieben, ja man trat in ein persönliches Verhältnis zu ihnen. Man kannte sie bei Namen, und man kannte die Lokomotivführer und grüßte sie. Und die Buben schrieben sich auf dem Bahnhof die Namen der Lokomotiven auf. Man tauschte die Namen mit den Kameraden wie Briefmarken. Und mancher sandte seine Liste der Eisenbahnverwaltung in Stuttgart ein, die zwar vermutlich ihren Lokomotivenpark schon kannte, aber sich doch über das Interesse der Jugend freuen mochte. —

\* \* \*

Bei unserer Betrachtung des Verkehrs interessiert auch, daß das Polizeikommissariat im Wochenblatt seit Januar 1846 etwa alle 4 Tage die eingetroffenen fremden Gäste angibt. Die Reisenden kamen natürlich auch nach der Einweihung der kurzen Bahnstrecke Stuttgart-Bietigheim noch lange mit den Postwagen und Omnibussen.

Ein Beispiel: Angekommene Fremde vom 18.–20. Januar 1846: Kaufmann Riedt von Lahr. Kaufmann Küber von Heidelberg. Es folgen Kaufleute von Heilbronn und Frankfurt. Dann Leute aus dem Land, so 2 Studenten von Tübingen, der Hirschwirt Schwitzgäbele von Langenbrand usw. In den folgenden Tagen sind es Kaufleute von Frankfurt, Crefeld, Offenbach, Pforzheim, Iserlohn, München u. a. Auch Amsterdam, Kopenhagen und weiter entfernte Orte werden genannt.

Zu den Reisenden gehören auch die Auswanderer.

Immer wieder heißt es unter den amtlichen Bekanntmachungen etwa: 16. 5. 44: „Der Metzger Krämer von Schwieberdingen wandert nach Baltimore in Amerika aus und hat die gesetzliche Bürgschaft geleistet.“

„Der Schriftgießer Deuble von Asperg wandert nach Berlin in Preußen aus und hat die gesetzliche Bürgerschaft geleistet.“

„Der ledige Kaufmann Riekher von Markgröningen wandert nach Pforzheim im Großherzogtum Baden aus und hat die gesetzliche Bürgerschaft geleistet.“

Es ergeht aber auch eine Warnung an Auswanderer wegen mangelnder Schiff Gelegenheit. Auch sei Vorsicht vor Auswanderergesellschaften geboten.

C. Stählen in Heilbronn gibt 9. 4. 1846 folgende Preise für die Beförderung nach Amerika bekannt:

Von Heilbronn bis nach New York	Erwachsene	47 fl. 59 Kr.
	Kinder	37 fl. 17 Kr.
Von Heilbronn nach New Orleans	Erwachsene	50 fl. 21 Kr.
	Kinder	39 fl. 18 Kr.

(1 Floren=1 Gulden zu 60 Kreuzer. Man beachte die Preise, z. B. 59 Kreuzer statt 1 fl.!)

Das Nähere in den besonderen Programmen und wird alles Akkordierte garantiert.

Auswanderung nach Texas: Einschreibungen für die am 1. August abgehenden Schiffe geschehen nun täglich.

Agent Brucklacher in der Stuttgarter Straße gibt Anfang 1848 öfters bekannt, daß regelmäßige Fahrten von Heilbronn und Mannheim nach New York und Baltimore am 10. und 25. jeden Monats stattfinden, nach New Orleans und Texas alle 6 Wochen.

Im Juli 1848 sind die Fahrten schon günstiger: Am 1., 10., 15. und 25. jeden Monats kann man um 55 Gulden nach New York, Baltimore, Philadelphia und Quebec fahren.

Wir erinnern uns an Ferdinand Freiligraths Lied: Die Auswanderer: „Ich kann den Blick nicht von euch wenden, ich muß euch anschauen immerdar. Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen dem Schiffer eure Habe dar!“ Der Grabstein Freiligraths (gest. 1876) steht auf dem Cannstatter Uffkirchhof.

## Schulen

Über das Schulwesen erfahren wir nicht viel. Die Zeitung bringt nur einige private Anzeigen.

Das Wetzelsche Institut (hierüber siehe O. Paret in der Festschrift: 75 Jahre Goethe-Gymnasium 1957) beginnt Anfang Mai 1844 einen neuen Kurs.

Im April 1844 gibt Lehrer Gnamm bekannt, daß er in die von Schullehrer Zoller übernommene Vorschule für Mädchen mit oder unter 6 Jahren ab 2. Mai wieder neue aufnehme.

Und gleichzeitig zeigt Knabenschulmeister Huzenlaub an, daß er für Knaben von 4–6 Jahren eine Vorbereitungsschule anfangen wolle.

Im April 1844 wird über das Turnen der Schüler berichtet. Seit 1840 besteht eine Turnanstalt am Lyzeum und an der Realschule. Vom Lyzeum nehmen im Sommer 58 Schüler, von der Realschule 33 teil. Erfreulich sei der Besuch durch die Eltern, da dadurch der Eifer der Turner belebt werde.

Im August 1844 bietet die Nast'sche Buchdruckerei Schul-Versäumnistabellen nach dem neu vorgeschriebenen Schema an, zu 24 Kreuzer pro Buch.

Im August 1846 wird mitgeteilt, daß Hauptlehrer G e n t n e r an der 1836 gegründeten höheren Töchterschule ab 1. September eine Vorschule für die Lyzeal- und Realklassen beginnen wolle.

Am 1. Mai 1845 eröffnete Sigmund Levy ein Klavierinstitut für Knaben und Mädchen aus allen hiesigen Lehranstalten im Hause des Institutsvorstehers Wetzels (Eberhardstraße 42).

Hören wir im Zusammenhang mit den Schulen einiges aus der Schilderung des Erntedankfestes vom Hungerjahr 1847: Nachmittags um 2 Uhr (31. 7.) standen die städtischen Collegien nebst mehreren Beamten, die Schulkinder mit ihren Lehrern sowie die Mitglieder des Liederkränzes am Schorndorfer Tore bereit, die Erstlinge der Früchte des Feldes zu empfangen. Wie sie erscheinen, ringsum von Florens Kindern geschmückt, stimmt die Schuljugend das Lied „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ an, und nun bewegt sich der lange Zug nach dem Marktplatz, wo die Fruchtwägen, umkreist von Tausenden, am Portale der Stadtkirche aufgestellt werden . . .



Ludwigsburg. Marktplatz mit Stadtkirche um 1830. Steindruck von Gebr. Wolff

Nach Liedern des Liederkranzes und der Jugend ergreifender Gottesdienst . .  
„Wie die Erntefeier von 1817 (Hungerjahr) bei älteren Personen noch heute  
im Gedächtnis lebt, so wird auch die heutige, namentlich in den Herzen der  
Kinder eine unauslöschliche Schrift bleiben.“

### Bevölkerung

In mehrfacher Hinsicht wertvoll sind die monatlich erschienenen Verzeichnisse der Geborenen, Verehelichten und Gestorbenen, jeweils mit näheren Angaben, so z. B.

3. April 1844 eine Tochter Küblermeister Hoffmeister
8. April verehelicht Jakob Allmendinger, Kanonier, mit Jungfer Elisabethe Margarethe geb. Abel von Horrheim
9. April gestorben Fräulein Mathilde, Tochter des Herrn Finanzkammerrevisors Schöll allhier, an Hirnentzündung, 20 Jahre, 10 Monate, 12 Tage alt.

Das Alter der Verstorbenen wird immer auf den Tag genau angegeben. Man kann diese Verzeichnisse statistisch auswerten, aber auch in bezug auf die Altersklassen, auf die Todesursachen, auch auf die damals üblichen Vornamen.

Im Jahr 1844 sind geboren 231, gestorben 205 und zwar 116 Erwachsene, 89 Kinder.

Die Kindersterblichkeit war also recht hoch. Das Kindesalter wird dabei offenbar bis zum 14. Jahr, dem Ende der Schulzeit, gerechnet. Bei den Gestorbenen sind auch eingeschlossen die Totgeborenen, die kaum einmal in der Monatsliste fehlen, ja ihr Anteil ist oft recht groß. So sind z. B. im Februar 1844 unter 21 Geborenen 7 Totgeborene, also  $\frac{1}{3}$ . Dazu treten zu den gestorbenen 9 Erwachsenen noch 3 Kinder. Dieser Monat weist also 12 Geburten und 19 Todesfälle auf. Im Monatsdurchschnitt des Jahres 1844 starben 7–8 Kinder und 10 Erwachsene. Es gibt aber auch noch ungünstigere Monate, so etwa den April 1845, wo neben 6 Erwachsenen 13 Kinder (dabei 2 totgeborene) gestorben sind, also etwa doppelt soviel im Kindesalter als Erwachsene. Auch im Oktober 1847 sind neben 8 Erwachsenen 16 Kinder gestorben.

Die Alterszusammensetzung der Gestorbenen sieht z. B. im September 1844 so aus: 8 im Kindesalter, weitere starben mit 18, 22, 22, 27, 45, 62, 68, 76, 77, 82 und 84 Jahren. Die Hälfte der Erwachsenen erreichte also ein Alter von über 60, 4 über 70 und 2 über 80 Jahre.

Als Todesursachen werden angegeben Auszehrung, Schwindsucht, Altersschwäche oder Naturnachlaß, Schlaganfall, Wassersucht und, besonders bei den Jüngeren, Nervenfieber und Schleimfieber, heute Typhus genannt.

Der Typhus war besonders auch in den Kasernen heimisch. Man war ihm gegenüber noch machtlos, wußte wohl auch von der Ansteckungsgefahr noch



nicht genügend. Dies gilt auch für die *Kriegsschule* in Mömpelgardstraße 24, wo meist adelige Offiziersöhne ihre militärische Ausbildung erfuhr. Deutlich zeichnen sich in den Verstorbenenlisten Epidemien ab.

Ein Blick auf das Jahr 1844 und 1845 zeigt von im Alter von 20–24 Jahren gestorbenen Soldaten im März 1, im September und Oktober je 2, im November und Dezember je 3, im Januar und Februar 1845 je 4. Und so hielt das noch Monate an.

Im *November 1844* starben zwei Obersten des Inf.-Reg. mit 55 und 56 Jahren. Im *Dezember 1844* werden beim Militär genannt: am 20. Fräulein Eugenie, Tochter des Herrn Generalmajors v. Wundt, an Nervenfieber, 14 Jahre, 4 Monate, 3 Tage alt. Drei Tage später: Herr Joseph Friedrich von Freyberg-Eisenberg, Offizierszögling, an Nervenfieber, 16 Jahre, 8 Monate, 19 Tage alt. Nur 8 Tage später: Herr Friedrich Otto Seitzer, Offizierszögling, Sohn des Herrn Reg.-Tierarztes, an Nervenfieber, 15 Jahre, 4 Monate, 16 Tage alt.

Im *November 1845* heißt es am 15.: Herr Carl Friedrich Ludwig August Freiherr v. Moltke, Leutnant im Kgl. 2. Reiterregiment, an nervösem Schleimfieber, 24 Jahre, 11 Monate, 9 Tage alt.

Und 10 Tage später: Herr Karl Theodor Freiherr v. Stetten, Leutnant in der Kgl. Artillerie, an Schleimfieber 21 Jahre, 1 Monat, 14 Tage alt.

Von *Schleimfieber epidemien* berichtet die Zeitung in diesen Jahren aus dem ganzen Lande.

## Vereine

Das Vereinsleben blühte. In unserem Zeitraum tritt mehr als ein Dutzend Vereine in der Lokalpresse auf.

Der älteste Verein wohl des ganzen Landes ist die schon 1795 gegründete *Museumsgesellschaft*. Ihr gehörten auch die Offiziere der Garnison an. 1833 hatte sie das heutige Ratskellergebäude mit dem großen Garten erworben. Ihre umfangreiche Bibliothek wurde 1946 von der noch heute in kleinem Rahmen bestehenden Gesellschaft als Leihgabe der Stadtbücherei übergeben.

Die Gesellschaft veranstaltete am 31. Januar 1845 einen Maskenball im Gasthof zum Waldhorn. Am 13. September 1845 spielte die Musik des 1. Reiter-Regiments für das Offiziers-Corps sowie die Mitglieder des Museums und deren Familien in dem großen Garten des Gasthofs zum Ochsen in Eglosheim.

Eine weniger erfreuliche Mitteilung macht das Tagblatt vom 1. 8. 1848: „Vorgestern ist der Museumsdiener M. vom Schauplatz seiner Tätigkeit verschwunden und mit ihm eine Summe von gegen 300 Gulden, die er als Einzugsgeld hätte abliefern sollen. Er läßt eine Frau mit 5 kleinen Kindern zurück.“

Von *sozialtätigen Vereinen* erscheinen der 1833 gegründete Frauenverein für die *Kleinkinderschule*, der Verein für das Kran-

kenhaus (Schorndorfer Straße), dann ein von Pfarrer Feder in Oßweil geleiteter Volksschriftenverein, ein Leseverein für Frauen, ein 1846 gegründeter Armen-Unterstützungsverein und ein 1848 gegründeter Arbeiter-Bildungsverein, der in der Bierbrauerei Stern zusammenkommt. Im übrigen sind die Vereinslokale nicht angegeben, da sie den Mitgliedern bekannt waren.

Hier seien auch die im Jahr 1841 von Medizinalrat Dr. August Hermann Werner gegründeten Wernersche Anstalten erwähnt. Direktor Werner veröffentlichte von Zeit zu Zeit die eingegangenen Gaben samt Stiftern mit Dank und Bitten. Am 30. Januar 1848 wurde in der Anstalt die erste Operation mit Chloroform vorgenommen. Der Grabstein des sehr verdienten, 1882 gestorbenen Mannes steht auf dem Alten Friedhof.

Von kulturellen Vereinen muß nach der Museumsgesellschaft die Bürgergesellschaft genannt werden, die im März 1844 den ersten Stock des Postgebäudes am Arsenalplatz gemietet hat. Auch sie hatte eine Bücherei. Außer den regelmäßigen Zusammenkünften veranstaltete sie etwa ein Abendessen im Waldhorn und eine Tanzunterhaltung in der Kanne (Saal der Firma Lotter, Obere Marktstraße). Am 28. September 1846 lädt sie zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Wilhelm I. zu einem festlichen Ball im Saale des Gasthofs zum Waldhorn ein.

Dann der sehr rührige Musikverein und der Kirchengesangverein, die z. B. am 15. Dezember 1844 gemeinsam im Waldhorn eine große musikalische Unterhaltung zum Besten der soeben auch in Württemberg begründeten Gustav-Adolf-Stiftung veranstalteten. Die Feier des Jahreschlusses beging der Kirchengesangverein immer um  $1/25$  Uhr in der Stadtkirche mit Rede eines Geistlichen.

In den nicht wenigen Gartenwirtschaften traten die Militärkapellen auf. An Sportvereinen begegnen wir in den Anzeigen der Schützengesellschaft, die am 23. und 24. Juni 1845 ihr neues Schießhaus durch ein Festschießen bei Bewirtung in Zelten feiert, und dem 1846 gegründeten Männerturnverein.

Endlich wäre noch zu nennen der Gewerbeverein und der Landwirtschaftliche Verein. Dieser fordert 1847 seine Mitglieder auf zur Bestellung der Tobinambur als Ersatz der Viehkartoffeln. In Hohenheim ernte man im Durchschnitt der letzten 10 Jahre 350 Simri pro Morgen.

Zum Schluß unseres Zeitraums, in der politisch gespannten Zeit der Jahre 1847/48, entstand im Frühjahr 1848 der Vaterländische Verein.

## Das Theaterwesen

Das Theater spielte in jener Zeit im Kulturleben eine überraschend große Rolle, was auch damit zusammenhing, daß das politische Leben stark eingeschränkt war. Das bezeichnendste Bühnenstück des Biedermeier war das Volks- und Rührstück, so die Lustspiele von Iffland und Kotzebue, die Wie-

ner Possen von Nestroy. Die Volksstücke des preußischen Geheimrats Raupach beherrschten auf lange Zeit das Berliner Schauspielhaus.

Aufführungen im Ludwigsburger Schloßtheater schätzen wir heute als seltene Genüsse. Vor hundert Jahren war das anders. Die Bühne war jährlich im Frühjahr und im Herbst jeweils etwa zwei Monate lang an umherziehende Theatergesellschaften verpachtet.

Das Wochenblatt vom 8. Juni 1844 brachte folgende

**Theater-Anzeige** (Königliches Schloßtheater).

S o n n t a g , 9. J u n i : Der Nachtwächter, Lustspiel in 1 Akt von Theodor Körner. Hierauf zum Ersten Male:

Das goldene Kreuz oder der Feldzug nach Rußland, Schauspiel in 2 Akten von Harry's. Indem ich einen hohen Adel, löbliches Königliches Militär und verehrungswürdiges Publikum ganz ergebenst zu bitten wage, meine Vorstellungen mit recht zahlreichem Besuche beehren zu wollen, gebe ich gleichzeitig die Versicherung, daß es mein eifrigstes Bestreben sein wird, durch gerundete Darstellungen und gutes Repertoire mir dero Zufriedenheit zu erwerben.

H. K i u n k a , Theater-Unternehmer.

Kiunka hat dann in den folgenden zwei Monaten an 17 Abenden Spiele veranstaltet. Von klassischen Stücken Schillers Wilhelm Tell, die Oper Preciosa von Karl Maria von Weber, Die Kreuzfahrer von Nicaea und Der Abbé de l'Épée oder der Taubstumme, beide von Kotzebue, Volksdramen von Raupach. Dann Possen des Wiener Schauspielers Nestroy, ein Drama des Österreichers v. Zedlitz, ein Lustspiel des Berliners Carl Gutzkow. Weiter: Das bemooste Haupt von dem Rheinländer Roderich Benedix, das Drama: Der Sohn der Wildnis von dem Wiener Friedrich Halm, das Schauspiel Hans Sachs des Dramaturgen Reinhardstein vom Wiener Burgtheater.

A m 4. A u g u s t veranstaltete Kiunka die letzte Sonntagsvorstellung: Preciosa von Carl M. v. Weber zur Feier der Anwesenheit der verehrten Gesang- und Musikvereine bei brillanter Beleuchtung und unter gefälliger Mitwirkung hiesiger Gesangsfreunde.

Bei der Abschiedsvorstellung: Der Abbé de l'Épée am 8. August wirkte der Kgl. Württ. Hofschauspieler August Maurer als Abbé mit.

Am 1. A u g u s t 1 8 4 4 , also kurz vor Abschluß der Theatersaison, hatte das Wochenblatt folgende „Kunst-Anzeige“ gebracht:

„Die schon durch öffentliche Blätter rühmlichst bekannte r ö m i s c h e Turn-k ü n s t l e r - G e s e l l s c h a f t der Familie Siegrist bringt hiermit einem hohen Adel und verehrten Publikum die ergebenste Anzeige, daß sie Freitag, den 2. August, eine große, und zwar noch nie gesehene Vorstellung, bestehend in antiken römischen Turnkünsten, chinesischen Ballets, wie auch Tableaux, plastischen und mimischen Darstellungen zu geben die Ehre haben wird. Der Schauplatz ist im Saale des Gasthofs zum Waldhorn . . . Bernhard Siegrist.“

Die Familie Siegrist kam von Worms und Pforzheim und war bis 25. August hier.

Titel ihrer Vorstellungen im Anschluß an die Turnkünste:

Die Bildsäule oder der goldene Traum

Der olympische Zweikampf der beiden Römer

Arlequin, tot oder lebendig

Das Räuberwirthshaus im Walde oder die Stunde um Mitternacht, große Tableaux mit 150 Bewegungen

Der Apfelbaum oder die Entzweiung und Wiederversöhnung zweier Geliebten.

Im November 1844 ist die Familie Siegrist wieder hier. Wir lesen folgende Theater-Anzeige:

Donnerstag, den 14. November 1844. Mit allerhöchster Genehmigung im Königlichen Schloßtheater zum erstenmal dargestellt mehrere der berühmtesten Tableaux, Tableaux von Kaiser Napoleon nach den berühmten Meistern Vernet, Gerard und Römshild aufgestellt und arrangiert von Herrn Stella. Herr Stella, Mitglied der Gesellschaft, repräsentiert die beispiellos ähnliche Figur des Kaisers Napoleon.

Am 17. November erlebt das Schloßtheater die Gebrüder Siegrist in der akademischen Voltige und auf dem spanischen Schwungbrett.

Zum Beschluß wurde zum erstenmal aufgeführt: Die Indianer oder die barbarischen Korsaren, große heroische Pantomime mit Evolutionen und Gefecht in einem Akt.

Es folgt eine Theateranzeige: „Unwiederruflich zum letztenmal! Mit allerhöchster Genehmigung, Mittwoch den 20. November im Königl. Schloß-Theater: Die akademische Voltige.

Zum erstenmal: Der große Bataillensprung über 24 Mann mit aufgehobenen Bajonetten (non plus ultra), dargestellt von Herrn Carl Siegrist.

Zum Erstenmal: Die Franzosen in Egypten oder Der Tod Amed Paschas, große heroische Pantomime mit Tanz, Schlacht-Evolutionen, Combats und Gefecht. Madame Stella wird in dieser Pantomime als Sylphide ein graziöses Solo tanzen.“

Dieser „unwiederruflich“ letzten Vorstellung vom 20. November folgte am 24. November die allerletzte Vorstellung. Sie bot zum erstenmal: „Napoleons Biwak vor Moskau, arrangiert von Herrn Stella, große Schlacht-Szene mit Tableaux und Gefecht.

Und ebenfalls zum erstenmal: Großer Zweikampf, arrangiert und unter persönlicher Mitwirkung des Herrn Andreas Siegrist ausgeführt von sechs anerkannt kräftigen Männern hiesiger Stadt.“

Wahrlich, unser liebes Schloßtheater hat schon allerhand erlebt!

Im Jahr 1845 gastiert im Königl. Schloßtheater die Jakob Winter'sche Schauspieler-Gesellschaft, und zwar vom 1. April bis 15. Juni, also 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Monate, und wieder vom 31. August bis 9. November, wieder mehr als 2 Monate.

In der Frühjahrsaison mit 32 Abenden wurden die Opern Preciosa und Freischütz von Weber, die Regimentstochter von Donizetti, Zar und

Zimmermann von Lortzing, der Verschwender von Conradin Kreutzer und Opern von Boildieu und Hensler geboten.

Unter den Dramen begegnen wir wieder solchen von Kotzebue, Nestroy, Raupach und Halm, dem Kätchen von Heilbronn von Kleist und mehreren Stücken der im Jahr 1800 in Stuttgart geborenen Charlotte Birch-Pfeiffer.

In der *H e r b s t s a i s o n* mit 22 Vorstellungen finden wir die Opern: Die Zauberflöte von Mozart, Die Regimentstochter von Donizetti und Fra Diavolo von Auber. An Schauspielen Schillers Räuber und wieder Werken von Gutzkow, Benedix, 4 Stücken von Charlotte Birch-Pfeiffer, weitere von dem Wiener Eduard von Bauernfeind, einem Freund Schuberts, Nestroy u. a. Das im allgemeinen gute Programm schloß am 9. November mit einem Pot-pourri, das nach unserem Geschmack nicht recht in den würdigen Raum paßte. Der Titel lautete: 1, 2, 3 fff bis 12 o d e r : Niemand weiß, wie viel es geschlagen hat, o d e r : Schneidermeister Cacodus Auferstehung, o d e r : Unzusammenhängende Zusammenhänge, o d e r : Altdeutsch und Neudeutsch. Ein durch Schauer erregendes, aus Liebe rührendes, durch Boxen lustiges, mit Decorationen ausgeschmücktes, mit verschiedenen neuen, alten und beliebten Gesängen ausgestattetes, zum Totlachen komponiertes Pot-pourri, o d e r : Am Schluß geht noch alles vergnügt nach Hause. Arrangiert von I. Winter.

Im Jahr 1846 gab die Gesellschaft des Stuttgarter Volkstheaters unter Führung von Kapellmeister Kühner Ende März zwei und im April vier Vorstellungen. Die Direktion hatte wieder Jakob Winter.

Im Mai 1846 bot der Physiker Ludwig Winter im Schloßtheater eine *S o i r é e M y s t é r i e u s e*, d. h. die neuesten Phänomene der ägyptischen Magie nach seiner Erfindung und einer ihm allein eigenen Darstellungsweise.

Dann fanden Anfang Juni nur noch eine Aufführung der Oper: Die Regimentstochter von Donizetti und des Schauspielers Marie Anne oder Eine Frau aus dem Volke, nach dem Französischen von F. Blum statt.

Weiterhin enthält das Tagblatt ein Jahr lang keine Ankündigungen mehr.

Erst im August und September 1847 war das Schloßtheater wieder verpachtet, und zwar an Philipp Walburg Kramer mit seiner Schauspieler-Gesellschaft. Er kündigte am 12. August an:

Heute zur Eröffnung der Bühne: Vicomte von Letorières oder die Kunst zu gefallen, von Blum. Die Gesellschaft wird während eines Zeitraums von 6 Wochen einen Cyclus von Gastvorstellungen geben und alsdann das Stadttheater in Ulm eröffnen. Die Direktion Ph. W. Kramer.

Es fanden in dieser Zeit 27 Vorstellungen statt. Wieder Preciosa von Weber und Die Regimentstochter von Donizetti. Dann Schillers Wilhelm Tell und Schau- und Lustspiele von den uns schon bekannten Dichtern, so mehrere

von Benedix und Birch-Pfeiffer, von Gutzkow und Deinhardstein, von Holtei, mehreres auch vom Direktor Walburg Kramer selbst.

Wir sahen schon, daß Doppeltitel, durch „oder“ verbunden, sehr beliebt waren. So bot diese kurze Saison wieder 12 solche Stücke, z. B. Stadt und Land o d e r der Viehhändler aus Oberösterreich.

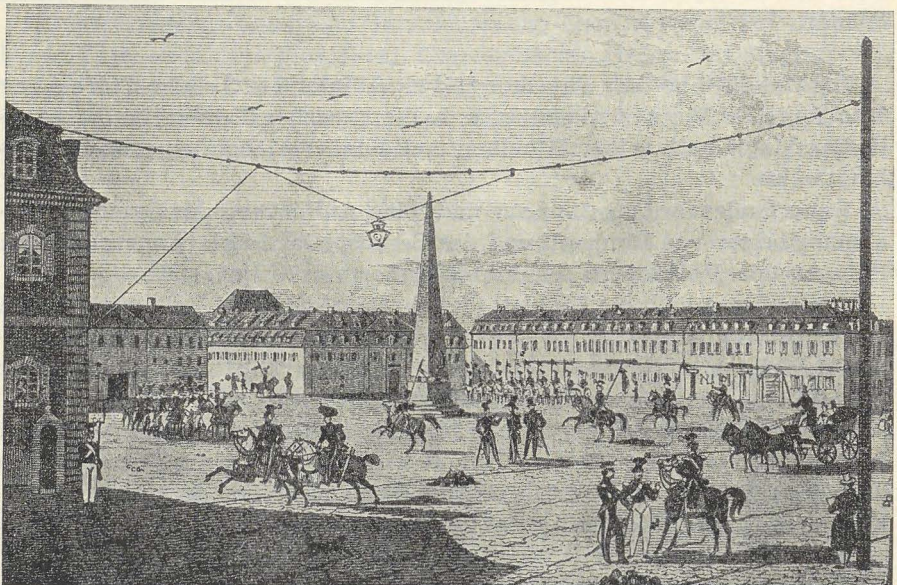
Die Perle von Savoyen o d e r Muttersegen.

Rita o d e r die geheimnisvolle Maske.

Stille Wasser sind betrüglich o d e r Der blödsinnige Bräutigam.

Auch im folgenden J a h r 1 8 4 8 erhielt die S c h a u s p i e l e r g e s e l l - s c h a f t K r a m e r die Erlaubnis, im Königl. Schloßtheater vom 20. August bis Mitte Oktober zu spielen. Vermutlich der Zeitverhältnisse wegen wurde schon am 1. Oktober geschlossen. Neben den Opern Freischütz von Weber und Norma von Bellini wie den üblichen Schauspielen wurde auch das erst 1846 erschienene und zunächst in vielen Ländern verbotene Schauspiel „Die Karlsschüler“ von Gutzkows Freund H e i n r i c h L a u b e gespielt (26. und 29. September). Im Stuttgarter Hoftheater durfte das Stück erst am 10. Febr. 1865 aufgeführt werden.

Dies ist ein nur fünf Jahre umfassender Ausschnitt aus der Ludwigsburger Theatergeschichte. Es wäre eine verlockende Aufgabe, die Geschichte des Schloßtheaters durch die ganzen zweieinhalb Jahrhunderte zu verfolgen. (Siehe dazu Walter Weber: Das Ludwigsburger Schloßtheater im Wandel der Zeiten. Hie gut Württ. 3, 1952, 39–41, 46 f.).



Ludwigsburg. Der Karlsplatz ums Jahr 1830. Mit Obelisk von Thouret von 1806.  
Steindruck von Gebr. Wolff

Die zunehmende Teuerung und Arbeitslosigkeit und Hungersnot infolge einer Fehlernte im Jahr 1846 führte im Jahr 1847 und besonders 1848 zu Unruhen da und dort im Lande. Im Ludwigsburger Tagblatt finden wir im Mai 1847 einen Bericht, daß die Stadt Ludwigsburg auswärts Getreide kaufen wolle. Ein Versuch in Wien sei mißlungen, nun soll es in Mainz versucht werden. Inzwischen bewilligte der Staat 200 Zentner Weizen und 100 Zentner Roggen aus dem Heilbronner Fruchtkasten.

Die Ludwigsburger Garnison hatte in dieser Zeit immer wieder Trupenteile zur Sicherung der Ordnung zu entsenden. So berichtet die Zeitung z. B. vom 5. Mai 1847: „Infolge der in Stuttgart ausgebrochenen Unruhen ist gestern Nachmittag 2 Uhr ein Batl. Infanterie auf der Eisenbahn nach Stuttgart, andere sagen nach Cannstatt – Eßlingen usw. befördert worden, nachdem Artillerie und Reiterei schon gestern Vormittag auf gewöhnlichem Wege dorthin marschierte.“

Mehr und mehr tritt in der Presse die Politik in den Vordergrund, besonders im Jahr 1848 mit seinen Wahlen in das Frankfurter Parlament, wobei auch David Friedrich Strauß wiederholt zur Feder griff.

Doch würden diese politischen Ereignisse im Spiegel der Presse eine gesonderte Betrachtung erfordern.

### Wirtschaftliche Verhältnisse

Wir wenden uns noch den wirtschaftlichen Verhältnissen zu, soweit sie sich im Tagblatt abzeichnen. Nur Weniges kann herausgegriffen werden.

Täglich wird der Wert der Goldmünzen nach dem Kurs der Königl. Staatskasse bekanntgegeben. Die württembergischen Dukaten haben den festen Kurs von

	5 Gulden, 45 Kreuzer
Es gelten z. B. am 1. 1. 1844 andere Dukaten	5 Gulden, 34 Kreuzer
neue Louisd'or	11 Gulden
Friedrichsd'or oder Fünftalerstück	9 Gulden, 42 Kreuzer
Holländische Zehnguldenstücke	9 Gulden, 50 Kreuzer
Zwanzigfrankenstücke	9 Gulden, 24 Kreuzer

Das waren offenbar die für das Wirtschaftsleben wichtigsten Geldsorten. Die Kurse blieben das ganze Jahr 1844 fest.

Dann finden wir die Preise für Lebensmittel, und zwar 1. in Stuttgart, 2. hier

	z. B. am 6. Januar 1844	am 17. 12. 1844
6 Pfund Kernenbrot	22 Kr.	16 Kr.
1 Pfund Ochsenfleisch	12 Kr.	10 Kr.
1 Pfund Kalbfleisch	11 Kr.	9 Kr.
1 Pfund Schweinefleisch	11 Kr.	10 Kr.

Die Fleischsorten kosteten also etwa gleichviel und das Dreifache des Brotes.

Wichtige Termine für die Angebote freier Wohnungen, für Wohnung-Suchende und für das Einstellen von Diensthöten waren Lichtmeß am 2. Februar, Georgi am 23. April, Jakobi am 25. Juli und Martini am 11. November. Sie begegnen bei den meisten derartigen Anzeigen.

Es fällt auf, wieviele und besonders auch größere Wohnungen angeboten werden. Das zeigt, daß die Bevölkerung nur langsam wuchs. So werden z. B. am 27. Januar 1844 neun Wohnungen mit 2 bis 6 Zimmern und Einzelzimmer angeboten, an einem anderen Termin gar 13 Wohnungen! Gesucht werden gelegentlich Wohnungen mit Stall (Garage!).

Das Bleichen von Leinwand spielte eine nicht geringe Rolle. So heißt es im März 1844: Die Einsammlung von Leinwand, Garn und Faden auf die längst rühmlich bekannte Blaubeurer Bleiche hat bereits begonnen. Ich empfehle mich zu recht vielen Aufträgen. C. W. Fischer beim Bären.

Oder: Die Spedition von Leinwand, Garn und Faden auf die Uracher und Heilbronner Krauss'sche Blaiche übernehme ich wieder und bitte um geneigte Zuwendung . . .

Auch die Bleichen in Botnang, Kirchheim u. T., Ulm, Heidenheim und Weißenau bei Ravensburg werden gepriesen und von hier aus beschickt.

Ofters empfehlen durchreisende Optiker ihr Lager.

Angepriesen werden ferner: Selbstgefertigtes Kölnisch Wasser, auch Eau de Heilbronn, dann Potsdamer Dampfschokolade, Schlafmäntel und Zolstäbe in württembergischem, Münchner, Nürnberger, rheinischem, englischem, Frankfurter, badischem und französischem Maß.

Etwas Neues war Ruhrer Kohle. Schon 1844 bieten Dampfwaschanstalten ihre Dienste an.

Wundarzt Schweikert am Reithausplatz macht am 10. Oktober 1844 „einer verehrlichen hiesigen Einwohnerschaft die ergebenste Anzeige, daß er von heute an Bluteigel halten wird und empfiehlt dieselben zur geneigten Abnahme. Indem er stets für gute und gesunde Ware sorgen wird, bemerkt er zugleich, daß solche zu jeder Stunde, Tag und Nacht bei ihm abgeholt werden können“.

Die 1838 von dem Franzosen Daguerre erfundene Fotografie begegnet uns schon in einer Anzeige vom Mai 1844: „Unterzeichneter empfiehlt sich einem hohen Adel und verehrlichem Publikum im Daguerreotypieren, und liefert ein Porträt in  $\frac{1}{4}$  Minute zum Sitzen, auch daguerreotypiert er jede Art Gemälde. Seine Wohnung ist im ehemaligen Lutzschen Bad. Käser aus Stuttgart.“

1. 6. 1846 heißt es: Infolge der allgemeinen, auch in Holland sehr fühlbar gewordenen Geldklemme sind dort Zucker und Kaffee im Preise gefallen, und es ist nun unseren Damen die glückselige Aussicht eröffnet, daß beide, für gute Weiberlaune unentbehrlichen Gegenstände um zwei bis drei Kreuzer pro Pfund billiger zu erhalten sind, womit einige Kaufleute bereits den Anfang gemacht haben.

Jährlich fanden 3 Krämermärkte statt.

Zu der jeweils Mitte Mai stattfindenden Messe auf dem Marktplatz er-

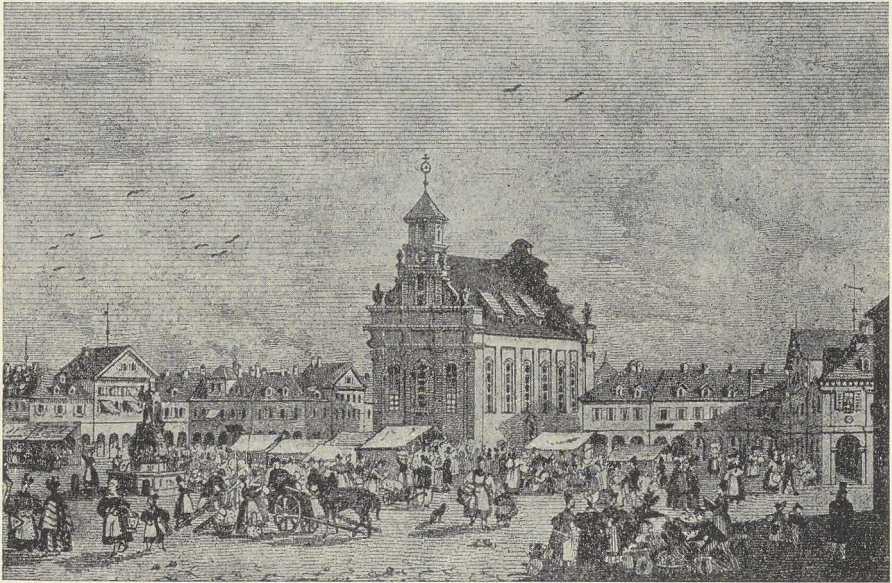


scheint immer am selben Platz gegenüber dem Marktbrunnen Philipp Stöckel, Damenschuhfabrikant aus Sachsen-Gotha, auch sein Kollege oder Rivale H. G. Göpel von dort und ein Herrens Schuhfabrikant aus Pirmasens. Dann der Silber- und Modewarenhändler M. Weiland aus Homburg in Hessen. Seine Bude steht im ersten Gang am Marktbrunnen.

Das Stoff- und Kleiderlager des Isidor Bandmann aus Kassel befindet sich in der Eckbude an der Hauptwache (heute Silcherschule). Nebenan hat Schiff aus Frankfurt seine Stoffbude.

In der ersten Reihe, dem Königl. Oberamt (heute Dekanat) gegenüber finden wir C. F. Dörfel aus Eibenstock in Sachsen mit seinen Stickereien.

Der Schirmfabrikant G. F. S i g l e aus Horrheim und ein Kollege aus Mosbach, wie der Uhrenhändler Benzing aus Schwenningen bieten beste Ware an, ebenso der Drechslermeister Wurster aus Böblingen seine Tabakspfeifen und Spazierstöcke, Jakob Walther aus Marburg bei der Garnisonkirche (Kath. Stadtkirche) sein feuerfestes Geschirr, Monsieur Jacquemar aus Paris Negligé-Hauben, Sacktücher und Parfümerien aus den ersten Pariser Fabriken.

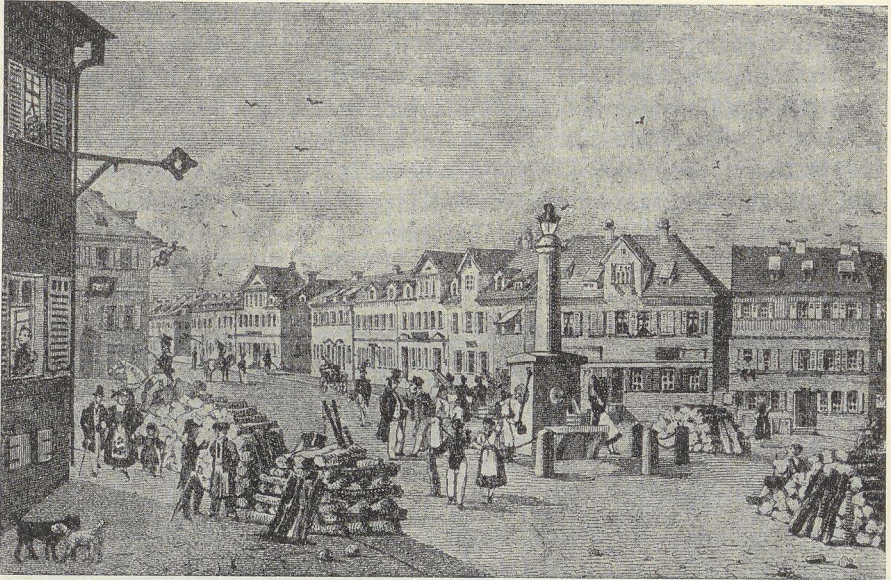


Ludwigsburg. Der Marktplatz um 1830 mit evangel. Garnisonkirche  
Steindruck von Gebr. Wolff

Acht englische Stahl-Schreibfedern mit ein, zwei und jetzt auch mit drei Spitzen. „Dieses neue Fabrikat macht für jedermann den Gänsekiel entbehrlich. Man komme nur und überzeuge sich, mit welcher Leichtigkeit sogar die ältesten Leute mit der dreispitzigen Feder schreiben können.

Die Niederlage ist während der Messe im Gasthaus zur Kanne, 1 Stiege hoch.“

In der großen Bude auf dem Holzmarkt sind im **P a n o r a m a** von H. G. Grombach zu sehen: Die große Entscheidungsschlacht von Waterloo (über Napoleon) in einem Rundgemälde von 74 Fuß, die Schlacht von Isly, die Beschießung von Tanger, dann Albany in Amerika und ein 24 Fuß breites Panorama von Jerusalem zur Zeit Christi.



Ludwigsburg. Der Holzmarkt um 1830 mit Brunnen und Blick in die Lindenstraße  
Steindruck von Gebr. Wolff

Wir verlassen die Messe und sehen uns sonst in den **A n g e b o t e n** um. Da finden wir zu Weihnachten 1844 eine noch ganz gut erhaltene Burg, 2 Dockenstuben mit 2 und 3 Zimmern, 2 Vogelkäfige mit gotischer Verzierung und eine Kirche zum Aufbauen. 1846 gibt es etwas **N e u e s** für **K o n f i r m a n d e n**: Ich habe eine Partie Schächtelein mit der Devise des Heiligen Geistes von Zucker zum Füllen mit Pfeffermünzzeltchen verfertigt und empfehle solche à 4 kr. und 6 kr. zu gefälliger Abnahme. G. Feyerabend, Conditior.

Wegen Mangel an Raum wird ein vorzügliches **F o r t e p i a n o** zu vermieten gesucht, welches neben sehr gutem Ton und elegantem Äußeren den weiteren Vorteil bietet, daß es zugleich als Schreib- und auch als Waschtisch dienen kann.

Häufig werden angeboten **I p p e r s i l l ' s c h e** **W ü r s t e** zu 24 kr. das Pfund, weicher Backsteinkäs, frisch gewässerte Stockfische und Laperdan (gesalzener Kabeljau).

Im Oktober 1844 machen die Gebrüder Weyand von Hohenstadt bei Aalen einem hohen Adel und dem verehrlichen Publikum bekannt, daß sie ein Mittel zur Vertilgung von Ratten und Mäusen besitzen.

Anzeigen über Hausratversteigerungen geben manchen Einblick in die Ausstattung der Wohnungen.

Recht lehrreich sind auch die Anzeigen über Verloren und Gefunden. Unter den verlorenen Sachen stehen weitaus an erster Stelle die Sacktücher. Vielleicht hängt das mit der Art der Aufbewahrung im Sack, in der Tasche, also mit der Biedermeier-Mode, zusammen. Einige Beispiele:

27. 6. 1844. Am letzten Montag Vormittag ging von der Stuttgarter Straße an den Gewächshäusern vorüber bis in den Garten des Herrn Falch ein Batistsacktuch verloren. In dem einen Eck ist mit den Buchstaben V. B. weiß gestickt. Der Finder wird gebeten, es gegen Belohnung abzugeben. Bei wem, sagt die Redaktion.

20. 7. 1844: Es ist Donnerstag Vormittag in der Schorndorfer Straße ein ächtes Batistsacktuch mit blauer Bordüre und in einer Ecke die Buchstaben W. S. groß gestickt, verloren gegangen . . .

22. 2. 1846: Es ist den 20. 2. in der Nacht um 12 Uhr vom Waldhorn nach der Behausung des Herrn Institutslehrers Wezel ein Batistsacktuch verloren gegangen mit Spitzchen besetzt und im Eck mit den Namen A. v. W. bezeichnet . . . abzugeben in der Behausung des H. Wezel Eberhardstraße 42.

Wenn Schirme verwechselt wurden oder stehen blieben, waren es meist grünseidene. Aber auch bescheidenere Verluste wurden im Wochenblatt und in der Regel zweimal bekanntgegeben:

3. August 1844: Letzten Dienstag ging von der Lindenstraße bis auf den Holzmarkt ein Teil von einem stramingenähten Schuh verloren. Der redliche Finder . . .

7. September 1847: Letzten Sonntag ist in der Nähe des Marktplatzes von einem grauen Filzhütchen die seidene Schnur samt Quasten verloren gegangen . . .

Das läßt auf große Sparsamkeit schließen.

Da Verluste so weitgehend in der Presse bekanntgegeben wurden, daß der redliche Finder den Fund unmittelbar dem Verlierer übergeben konnte, sind Fundanzeigen entsprechend selten. Beispiele:

20. April 1844: In der Nähe des Gasthofes Zum Waldhorn wurde angeblich vor einigen Tagen ein silberner Kaffeelöffel gefunden. Der Eigentümer kann ihn gegen Ersatz der Einrückungsgebühr abholen auf der Kanzlei des 1. Infanterie-Regiments.

Unter den amtlichen Bekanntmachungen gibt am 28. 4. 1846 das Kgl. Oberamt bekannt: Bei der unterzeichneten Stelle ist eine silberbeschlagene Tabakspfeife mit silberner Kette und einem abgenützten Rohr hinterlegt. Dieselbe soll vor etwa 4 Wochen auf der Straße gegen Neckarweihingen gefunden worden sein. Der rechtmäßige Eigentümer hat seine Ansprüche

hierauf binnen 30 Tagen geltend zu machen, widrigenfalls über den Gegenstand anderweitig verfügt werden müßte. Kgl. Oberamt.

Wir lesen heute fast täglich von e n t f l o g e n e n Wellensittichen. Dalmals waren es Kanarienvögel. Im April 1844 ist ein Bastardvogel, halb Distelfink, halb Kanarienvogel, entfliegen. Man bittet den etwaigen Einfänger um dessen Rückgabe an Lammwirt Weigle. — Also schon vor einem Jahrhundert sind solche Bastarde gezüchtet worden.

Ein zahmes R e h und zahme Feldhühner werden zu kaufen gesucht.

25. 4. 1844: Ein W i e s e l von weißer Farbe wird baldigst zu kaufen gesucht.

An die Welt eines Spitzweg wird man erinnert bei folgenden Anzeigen:

17. 2. 1844: Eine braune H e n n e hat sich eingestellt und kann der rechtmäßige Eigentümer solche in Empfang nehmen in Nr. 83, Untere Kirchstraße.

25. 7. 1844: In Haus B Nr. 92 haben sich E n t e n eingestellt.

30. 4. 1846: Eine E n t e, die über ein Haus herübergeflogen kam, wurde aufgefangen und kann . . . abgeholt werden Aspergerstraße 107.

Ein Mitglied der in Oßweil verbreiteten Familie Lindenberger veröffentlichte (am 17. 2. 1844) folgende Danksagung: „Ich fühle mich verpflichtet, Demjenigen meinen höflichsten Dank hiemit abzustatten, der mir eine G a n s 3 Tage lang zurückbehält, solche aber gerupft wieder laufen ließ. Gerne bin ich erbötig, ihm für diese 3 Tage auch noch das Futtergeld zu bezahlen, wenn er sich an mich wendet.“

Im September 1848 meldet das Schultheißenamt Eglosheim: „Gestern Vormittag 11 Uhr wurde in der Nähe des Polygon auf der Markung Seegut ein S c h a f, das einzeln umherirrte, aufgefangen . . .“ (Das Polygon war eine Übungsschanze für das Ludwigsburger Militär, sonntags ein Ausflugsziel mit Bewirtung.)

Natürlich sind auch damals H u n d e entlaufen und zugelaufen, meist anderer Rasse als die heute bevorzugten.

Zum Schluß noch V e r s c h i e d e n e s, das im Bisherigen nicht unterzubringen war.

Im Mai 1844 gibt Quirin Widemann, Professor der Fechtkunst aus Paris, im Waldhorn bei gutbesetzter Musik eine große Fecht darbietung mit den Herren Fechtmeistern der hiesigen Garnison.

Der Physiker Kammamayer ließ im September 1844 von mehreren Gartenwirtschaften aus drei schön gezielte L u f t - B a l l o n s aufsteigen, wobei auch der Teufel seine Lustfahrt machte und von einer bedeutenden Höhe zurückkam.

In Zuschriften an die Zeitung wird u. a. die Sanitätspolizei aufs dringendste ersucht, ein strenges Auge auf die B i e r f a b r i k a t i o n zu richten, da seit geraumer Zeit Bier ausgeschenkt werde, das eher einem gelbgefärbten Brechmittel gleiche als einem gesunden Getränk (16. 7. 1847).

Am 18. 8. 1847 wird beanstandet, daß der den einen unsrer Kirchtürme bewohnende Hochwächter sich herausnehme, das Geländer des Turmes zum W ä s c h e t r o c k n e n zu benützen. „Das macht wahrlich einen schlechten Prospekt für die Stadt.“

Ein andermal (16. 7. 1847): „Dem Polizeidiener Hürthle dürfte ein deutlicheres A u s r u f e n anempfohlen oder ihm dieses Geschäft abgenommen werden.“ Tags darauf antwortete Hürthle: „Dem Einsender des Artikels, Ausrufen betreffend, diene zur Erwiderung, daß, wenn wieder ausgerufen wird, er nur den Kopf zum Fenster herausstrecken möchte, so wird er deutlich vernehmen, was gerufen wird.“

Öffentlich gedankt wird dem Oberforstmeister von Schott dafür, daß er im Salon und in den Alleen eine Anzahl B ä n k e aufgestellt hat. Solche seien auch im Osterholz erwünscht (30. 5. 46).

\* \* \*

Nun noch einige K u r i o s a , wie sie nur in der Presse einer Kleinstadt wie dem damaligen Ludwigsburg möglich waren.

Am 13. D e z e m b e r 1845 heißt es: Obschon am letzten Samstag Abend das schöne Lokal der Bürgergesellschaft wie diesen Winter gewöhnlich, nur sehr schwach besucht war, wurde doch m e i n e M ü t z e mitgenommen und blieb dafür eine ältere hängen. Ich ersuche Denjenigen, der diesen Tausch bewerkstelligte, um Mitteilung seines Namens, um ihm die Seine zurückgeben zu können. Es ist dies die 3. Kopfbedeckung, welche mir in diesem Jahr auf ähnliche Weise abhanden kam. Jedesmal blieb für meine noch gute eine schlechtere zurück. Da nun mein Namen in der Mütze steht, auch beim Aufsetzen sich doch wohl gleich der Irrtum finden sollte, so muß ich, wenn diese Aufforderung ohne Erfolg bleibt, die Verwechslung einer sich hier neu entwickelnden Industrie zuschreiben, von der ich meine Mitbürger in Kenntnis zu setzen nicht unterlassen will. de Bary-Kross.“

17. D e z e m b e r 1845: „In Folge meiner Aufforderung wurde mir meine Mütze wieder zurückgegeben. De Bary-Kross.“

Am 19. D e z e m b e r antwortet ein Herr Wein: „Ich finde mich zu der Erklärung veranlaßt, daß nicht ich, sondern Herr de Bary mir m e i n e Kappe aus der Bibliothek der Bürgergesellschaft mitnahm, und daß in der Zurückgebliebenen trotz meiner und des Gesellschaftsdieners Mühe kein Name zu lesen war. Wein.“

20. D e z e m b e r: „Herr Maler Wein bezeichnet in einem Brief an mich das L e s e z i m m e r als Verwechslungsort, in seinem gestrigen Aufsatz aber die Bibliothek. Er muß also doch nicht recht mit sich im Klaren sein. Ich aber weiß mit Bestimmtheit, daß ich meine Mütze im Conversationszimmer aufhängte und als ich wegging, nicht wieder vorfand. Hätte übrigens Herr Maler Wein recht in meine Mütze gesehen, dann würde er meinen Namen dreimal darin gefunden haben. Ich verliere nun über diese Sache kein Wort weiter. de Bary-Kross.“

Den Schluß bilde eine Großanzeige.

Das Tagblatt vom 24. Januar 1846 brachte folgende große Anzeige:

Ludwigsburg. Zu sehen! Mit obrigkeitlicher Bewilligung wird dem respektierlichen Publikum ein sehr merkwürdig großer Ochse im Gasthaus zum Bären vorgezeigt. Dieses Thier ist ein wirkliches Muster von Schönheit und Größe. Es entspricht allen Anforderungen seines Geschlechts und erscheint als eine Seltenheit seiner Gattung. Es ist ächt Schweizer-Rigi-Rasse, aus dem Kanton Schwyz stammend, geboren und gezogen in dem Fürstlich Fürstenbergischen Sennerei-Schweizerhaus zu Heiligenberg. Sein Alter ist gegenwärtig 4 Jahr 6 Monat. Seine Höhe 6 Fuß, die Länge 11 Fuß 6 Zoll, sein Umfang 9 Fuß 3 Zoll, sein Gewicht 28 Zentner nach badischem Maas und Gewicht, die Farbe weißgrau.

Wer dieses Thier sieht, wird von Bewunderung und Staunen ergriffen, und es ist für Herrschaften, Landwirte, Metzger, und Thierkenner von ganz besonderem Interesse, sowie für jeden, der Seltenheiten liebt.

Personen von höchstem und niederem Range, in der Nähe und Ferne, welche dieses Landwirtschaftsstück bisher zu sehen Gelegenheit hatten, erklärten einstimmig, daß seit Menschengedenken eine solche Schönheit noch niemals vorgekommen sei.

Es zeichnet sich sowohl durch seine unerhörte Größe und Stärke, als auch durch seine große Frömmigkeit, durch auffallende Zeichen und sehenswerte Stücke aus, welche dieses Tier auf seinem Theater vor allen Eintrittspersonen ablegt, und die noch niemals gesehen worden sind.

Erstes Stück. Das Thier wird sich im Zigarren-Rauchen produzieren. Es raucht mehr als 60 Stück in einem Tag.

Zweites Stück. Das Thier wird sich auch im Biertrinken produzieren. Es darf aber nur gutes Bier sein. Denn ihm mundet schlechtes nicht, obgleich es nur ein Ochse ist.

Drittes Stück. Sein Rückwärts- und Vorwärtsgehen, um die Bewegung, seine Größe und sein Gewicht sehen zu können.

Viertes Stück. Sein schöner, vernünftiger Spaziergang ohne Geleit auf den Lokalwagen hinauf und wieder rückwärts herab, auf welchem er mit 4 Pferden von Stadt zu Stadt gefahren wird.

Der Eigentümer darf sich daher – wie überall – gewiß auch hier eines zahlreichen Zuspruchs schmeicheln, und ladet somit höflich ein.

Der Geschäftsführer: Anton Müller.

Eintrittspreis: Erster Platz 12 Kr., Zweiter Platz 6 Kr.

Kinder zahlen die Hälfte. Für das Königl. Militär 3 Kr.

Dieser Ochse ist heute Samstag und Sonntag zum letzten Male zu sehen.

Wir haben in einigen alten Bänden der Ludwigsburger Zeitung geblättert und ein farbiges Bild von dem Leben in der Stadt Ludwigsburg in den fünf Jahren 1844–48 gewonnen.

Das Spiegelbild der Geschichte in der damaligen Presse ist unvollständig, aber es gab uns Einblicke in Lebensbereiche, über die in den Geschichtswerken nichts zu finden ist.

# Justinus Kerner

## R e d e

gehalten bei der Justinus-Kerner-Feier des Historischen Vereins  
am 16. Februar 1962  
von Walter H a g e n , Pfarrer i. R.

Im Jahre 1867 begann Karl Gerok eines seiner Gedichte auf Ludwig Uhland mit den Worten:

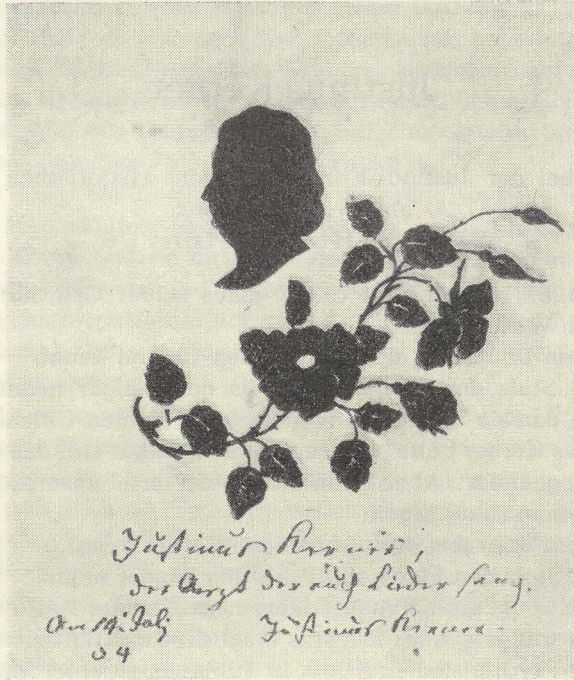
„Kein Deutscher, der nicht seinen Uhland kennt,  
Mit Stolz den Mann, mit Preis den Sänger nennt.“

Wenn man damals noch ohne weiteres den Namen Uhland durch den seines Freundes Kerner hätte ersetzen können, so hat sich das doch verhältnismäßig rasch geändert. Aber bis in das erste Viertel unseres Jahrhunderts herein konnte man ruhig sagen:

„Kein Schwabe, der nicht seinen Kerner kennt,  
Mit Stolz den Mann, mit Preis den Sänger nennt.“

Gilt das auch heute noch, hundert Jahre nach Kerners Tod? Noch vor rund vierzig Jahren war folgendes Erlebnis möglich: Zwei Stiffler wurden durch einen Arzt der Psychiatrischen Klinik in Tübingen zu einer Vorlesung über Hypnose eingeladen, bei der auch praktische Vorführungen gezeigt wurden. Den Höhepunkt sollte ein Versuch mit einem posthypnotischen Befehl sein, d. h. es wurde während der Hypnose der Versuchsperson ein Befehl gegeben, der von ihr dann im Wachzustand ausgeführt werden sollte, ohne daß der Anlaß dazu bewußt geworden wäre. Die Vorlesung war an einem Winterabend zwischen 6 und 7 Uhr. Etwa 20 Minuten vor 7 Uhr erklärte der Arzt einem in Hypnose daliegenden Mann: er solle nachher den Saal verlassen; wenn es aber 7 Uhr schlage, solle er wieder hereinkommen, den Herrn Dr. Hoffmann (damaligen Oberarzt) begrüßen und dann uns allen das Gedicht aufsagen: „Preisend mit viel schönen Reden.“ Daraufhin wurde der Mann aufgeweckt und verließ in Begleitung seines Wärters den Saal. Die Zwischenzeit benützte der Arzt zu weiteren Ausführungen über das Wesen der Hypnose; er schien auch gar nicht so sicher zu sein, ob das Experiment gelingen würde. Je mehr der Zeiger der großen Uhr über dem Katheder vorrückte, je geringer wurde unsere Aufmerksamkeit auf die Worte des Vortragenden, wir starrten nur auf die Uhr und auf die Türe. Als dann die Uhr sieben Schläge getan hatte, lag eine atemlose Stille über dem ganzen Hör-

saal. Wenige Augenblicke später klopfte es an die Saaltüre. Auf das „Her- ein“ des Arztes kam jener Mann, schaute sich um, bis er Herrn Dr. Hoffmann fand, der sich hinter andere versteckt hatte. Dann ging er auf ihn zu, begrüßte ihn und trat mit raschen Schritten vor den Katheder. Er verbeugte



Scherenschnitt von Lotte Jäger,  
im Besitz des Ludwigsburger Heimatmuseums

sich und sagte uns feierlich, ganz so, wie er es einst in der Schule gelernt hatte (mit einer kleinen Pause nach dem Eingangswort), Justinus Kerners Gedicht auf:

„Preisend – mit viel schönen Reden  
Ihrer Länder Wert und Zahl,  
Saßen viele deutsche Fürsten  
Einst zu Worms im Kaisersaal . . . .“

Überflüssig zu bemerken, daß der Mann keinerlei Grund angeben konnte, als der Arzt ihn fragte, warum er uns dieses Gedicht aufgesagt habe. Das Entscheidende liegt in der Tatsache, daß damals – also vor vierzig Jahren – irgend ein Durchschnittsschwabe und das heißt in diesem Fall: jeder Schwabe dieses eine Gedicht Justinus Kerners so sicher in sich hatte, daß es sogar auf diese ungewöhnliche Weise in Erscheinung treten konnte. Klar ist aller-



dings auch, daß so etwas heute nicht mehr denkbar ist. Aber vielleicht verstehen Sie, daß mein eigenes Interesse, das bis dahin vorzugsweise dem Arzt und Geisterseher Kerner gegolten hatte, durch dieses Erlebnis wieder auf die Größe des Dichters Justinus Kerner hingelenkt wurde.

Wer in unseren Tagen ein Erlebnis – oder sagen wir besser: eine Begegnung mit Justinus Kerner haben will, muß nach Weinsberg gehen. Dort ist noch das Haus, das er sich erbaute und in dem er die letzten vier Jahrzehnte zugebracht hat, mitsamt dem Garten und dem Geisterturm (Tafel 15). Dann die Ruine der Burg „Weibertreu“ mit dem sogenannten steinernen Album, jener Fülle von Inschriften bedeutender Personen, die Kerners wegen Weinsberg und die Weibertreu besucht hatten. Ebenso ist die alte romanische Stadtkirche noch erhalten und vor allem die Kernergräber auf dem Friedhof. Wer diese Stätten besucht und sich noch etwas in die Inschriften am dortigen Kerner-Denkmal vertieft hat, dem ist eine erste Ahnung vom Leben und Wirken dieses merkwürdigen Mannes aufgegangen, und er wird dann auch noch etwas mehr von ihm wissen wollen. Seine Geburtsstadt Ludwigsburg hat den Ruhm, als Kernerstadt zu gelten, neidlos an Weinsberg abgetreten. So sagte Stadtrat Flander als Führer der Abordnung von Ludwigsburg beim Kernerfest in Weinsberg am 18. September 1886: „Ohne Neid darüber, daß Kerner sich so innig Weinsberg angeschlossen hat, weiß jeder Ludwigsburger: in unserer Stadt ist Justinus Kerner geboren und aufgewachsen; auch wir haben unser Teil an ihm!“ Noch im März 1896 mußte der damalige Präzeptor Belschner klagen, daß bis jetzt jedes äußere Zeichen in Ludwigsburg fehle, das an Kerner erinnern könne. Schon im Jahr darnach wurde dann das Versäumte nachgeholt und an Kerners Geburtshaus eine Gedenktafel enthüllt (auch Mörikes Elternhaus bekam erst damals seine Erinnerungstafel).

Merkwürdig ist nun die Tatsache, daß seit dem Vortrag von Prof. Belschner im Jahre 1896 kein weiterer Kerner-Vortrag hier gehalten wurde. Woran liegt das? Ein Grund mag darin liegen, daß das Wesentliche, was über Justinus Kerner und seine Geburtsstadt Ludwigsburg zu sagen wäre, von ihm selbst in unvergleichlicher Weise in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ dargestellt ist. Man kann das nicht nacherzählen, man muß das selbst lesen. Und ich wünschte nur, die alten und die jungen Ludwigsburger möchten sich in diesen Tagen dieses wunderbare Erinnerungsbuch wieder einmal vornehmen oder neu kennenlernen, zumal es eine so hübsche Ausgabe mit alten Ansichten von der Stadt gibt, die s. Z. noch von Prof. Ackerknecht herausgegeben wurde. Der andere Grund, warum Vorträge über Justinus Kerner verhältnismäßig selten sind, liegt darin, daß der Stoff geradezu uferlos ist. Die Fülle der Geschichten und Anekdoten, in deren Mitte Justinus Kerner steht, ist so überwältigend, daß man den Eindruck haben kann, sein Leben bestehe „aus einem zufälligen zeitlichen Nacheinander einzelner unzusammenhängender, ungewöhnlicher, ja unglaublicher Begebenheiten des inneren und äußeren Menschen“ (H. Straumann).

Der hundertjährige Todestag Justinus Kerners gibt uns den willkomme-

nen Anlaß, den Versuch zu wagen, diesen Mann neu zu erfassen. Dabei soll nicht aufgeteilt werden: 1.) der Dichter; 2.) der Arzt usw., sondern es soll uns stets die gesamte Persönlichkeit in ihrer urtümlichen Kraft beschäftigen, weshalb wir uns äußerlich an den zeitlichen Ablauf seines Lebens halten wollen.

Als am 18. September 1786 im damaligen Oberamtsgebäude ein Bub geboren war, wurde er der Sitte der Zeit gemäß noch am gleichen Tage getauft. Da 3 Söhne und 2 Töchter schon vorhanden waren, war für dieses 6. und jüngste Kind keine besonders große Taufgesellschaft versammelt. Nur vier Paten wurden eingeschrieben, die wir uns näher ansehen wollen. Da ist zuerst ein Großonkel, Herr Obristwachtmeister Böklen; über ihn ist weiter nichts zu sagen. Der zweite Pate war Herr Karl Friedrich Elsäßer in Stuttgart, ein Onkel. Er war der Mann der Schwester der Kindsmutter; von dieser Schwester aber wissen wir, daß sie schwermütig war. Dann kommen als Patinnen die beiden Großmütter: die verwitbte Frau Regierungsrätin und Kammerprokuratorin Stockmayer geb. Herpfer und die verwitbte Frau Regierungsrätin und Oberamtswärterin Kerner geb. Böklen. Beide Großmütter lebten im Kernerschen Hause und starben 1788, also zwei Jahre später, innerhalb eines halben Jahres hier. Von der Großmutter Kerner ist bekannt, daß sie zuletzt blind war und prophetische Träume hatte. Die Großmutter Stockmayer aber war zuletzt wahnsinnig. An diese Dinge dachte man freilich nicht, als der Bub auf die Namen Justinus Andreas Christian getauft wurde, wobei auf Wunsch der Mutter der Rufname Christian sein sollte. Nach der Taufe habe der Vater Kerner die Lippen des Buben mit Champagner genetzt und ihm damit gewissermaßen den Liedermund geöffnet. Schauen wir uns nun die Eltern an: der gestrenge Herr Christoph Ludwig Kerner J. U. Lic., Regierungsrat und Oberamtmann, aus geistig bedeutender Familie, vielseitig interessiert, einst Mitglied der dann von Herzog Carl Eugen verbotenen Gesellschaft der Literaturfreunde. Beamter von altrömischem Zuschnitt, doch nicht ohne Humor. Daneben die Mutter Friederike Luise geb. Stockmayer, zart, liebevoll, überängstlich, aus einer schwer belasteten Familie stammend. Von ihrer Mutter und Schwester sprachen wir schon. Sie hatte noch eine jüngere ledige Schwester, die geisteskrank war, desgleichen einen wahnsinnigen Neffen, der früh starb. Ihre Nichte war Nachtwandlerin; sie wurde die Mutter von Wilhelm Hauff. Es gibt einen Bericht, der auf Justinus Kerner selbst zurückgeht, der uns die Charaktereigentümlichkeiten zeigt, die ihr jüngster Sohn in besonderer Weise von seinen Eltern geerbt hatte. Diese seien einmal gegen Abend unten am Neckar spazierengegangen. Da habe der Vater Lust bekommen zu baden. Derweilen habe die Mutter, unter einem Gebüsch sitzend, gewartet. Plötzlich habe sie ihren Mann um Hilfe schreien hören, worauf sie sogleich in ihren Kleidern ins Wasser sprang. Ihr Mann aber habe sie lachend umarmt und erklärt, er habe nur sehen wollen, ob sie ihn wirklich so lieb habe. Die Mutter erwartete damals ein Kind, eben ihren Justinus, oder eigentlich Christian, wie sie ihn nannte. Sie hatte dann lange das Angstgefühl, das Kind könne ein Fisch werden. Als das

Kind gesund zur Welt gekommen war, aber einmal krank wurde, untersuchte sie den kleinen Patienten immer wieder, ob nicht doch Schuppen oder sonst etwas vom Fisch an ihm sei. Was muß diese Frau unter ihren Zwangsvorstellungen und dauernden Angstzuständen gelitten haben! Ihr Sohn hatte das mütterliche Erbe in d e r Form übernommen, daß er meist auch gleich das Schlimmste befürchtete und unendlich jammern und klagen konnte. Allerdings rettete er sich oft ebenso rasch aus dem Gejammer durch einen Spaß oder ein Witzwort. Väterliches Erbe war, daß der Sohn auch oft etwas völlig Unerwartetes tat, wodurch er andere verblüffte oder gar in Schrecken versetzte.

Wenn man eine Art innere Biographie Kerners zu zeichnen versucht, wird man sich zuerst mit solchen Dingen beschäftigen müssen. Von außen her sah das Leben des Buben damals ganz anders aus: Justinus wuchs auf als Nesthäkchen einer der reichsten und vornehmsten Familien der Stadt. Die wichtigsten Stellen von Stadt und Amt befanden sich damals in den Händen der Kernerschen Familie und ihrer Verwandten. Der Vater Kerner, der gegen seine drei älteren Söhne von unerbittlicher Strenge war, ließ dem jüngsten gegenüber stets Milde walten. Die Mutter umfaßte mit ihrem liebevollen Herzen alle ihre sechs Kinder. Daß aber der Jüngste ihrem Herzen besonders nahestand, ist verständlich, zumal er die Liebe der Mutter mit grenzenloser Anhänglichkeit erwiderte. Noch der Fünfundzwanzigjährige schrieb einmal einem Freund, als die Mutter bedenklich erkrankt war, er habe Tag und Nacht deswegen keine Ruhe, denn „er hänge mit unfaßlicher Liebe an diesem Weib und könne sich gar nicht ohne ihr Leben hier denken“ (an Köstlin, 8. 7. 1811).

Schauen wir uns noch kurz die Geschwister von Justinus an: da ist der älteste Bruder Georg, durchaus exzentrisch veranlagt; ursprünglich Karlsschüler, verließ er früh die Heimat und ging nach Paris, wo er ein glühender Anhänger der Revolution und nachher ein erbitterter Gegner Napoleons wurde. Von 1803 an wirkte er als sehr geschätzter Arzt in Hamburg bis zu seinem Tod. „Der wildeste und biederste Schwabe, den die Erde getragen hat“, so nennt ihn der Deutschdäne J. G. Rist in seinen Denkwürdigkeiten. Der nächste der Brüder, Ludwig oder Louis genannt, hatte in jungen Jahren eine sehr unruhige Zeit, in der er sich von den Ideen seines Bruders Georg anstecken ließ; dann resignierte er und beschloß sein Leben als biederer Landpfarrer in Hohenmemmingen. Der Dritte war der Bruder Karl, eine großartige Erscheinung, ebenfalls Karlsschüler, dann Offizier, Teilnehmer des Rußlandfeldzuges, als Generalmajor entlassen, Geh.-Rat, als solcher zuletzt Direktor der Sektion der Berg-, Hütten- und Eisenwerke. Er ist der Großvater der mit Ludwigsburg so eng verbundenen Tony Schumacher. Diesem Sohn Karl band der sterbende Vater die Fürsorge für den Jüngsten besonders auf die Seele, und Karl hat sich der Verpflichtung stets mit großer Gewissenhaftigkeit unterzogen. Es folgen dem Alter nach die beiden Schwestern Ludovika und Wilhelmine, die Pfarrfrauen wurden. Ludovika heiratete den Pfr. Heinrich Friedrich Zeller von Wiernsheim, zuletzt in Derdingen.

Wilhelmine wurde die Frau des Pfr. Johann Jakob Steinbeis in Ölbronn, zuletzt Ilsfeld; sie wurde die Mutter des großen württembergischen Industrie- und Gewerbepioniers Ferdinand von Steinbeis. In diesem Geschwisterkreis also ist unser Justinus unbeschwert hier aufgewachsen und erzählt uns davon so anschaulich in seinem Bilderbuch, das er als Sechzigjähriger verfaßt hat. Schaut man vom späteren Kerner zurück auf seine Knabenjahre, so zeigt sich auch bei ihm, daß das allermeiste schon in den Anfängen lag. Noch in die Ludwigsburger Jahre fällt seine Entdeckung der Camera obscura. Er war von seinem Vater zur Strafe für einen Unfug in eine dunkle Kammer eingesperrt worden. Die Sonne schien durchs Schlüsselloch herein, da entdeckte der junge Gefangene zu seiner Verblüffung jeweils ein Schattenbild an der Wand, wenn jemand außen vorüberging. Man kann sagen, daß das Problem der Schattenbilder Justinus Kerner sein Leben lang beschäftigt hat, sowohl literarisch: der Titel seiner „Reiseschatten“ geht darauf zurück, aber auch in effigie: als er selbst Kinder hatte und mit ihnen in Erinnerung an seine Bubenjahre Drachen steigen ließ, da war es für ihn stets ein besonderes Vergnügen, aus schwarzem Papier allerlei Gestalten, Teufel und Hexen auszuschnitten und durch die Schnur zu ziehen, worauf diese mit rapider Geschwindigkeit zum Drachen hinauffuhren. Mit zu den letzten Beschäftigungen des halbblinden Mannes gehörte dann die Herstellung der sogen. Klek-sographien, die ja auch Schattenbilder sind.

Das erste einschneidende Ereignis in Justinus Kerners Knabenzeit war der Wegzug der Familie nach Maulbronn. Dem Einkommen nach war damals Maulbronn die reichste Oberamtei des ganzen Landes; sie war zudem verbunden mit einem großen Okonomiebetrieb. Dem Vater, der sich schon in Ludwigsburg mit Obstbaumzucht abgegeben hatte, erschien diese Stelle so erstrebenswert, daß er dafür 6500 fl. in die herzogliche Privatschatulle bezahlte. Wie ein großer Herr residierte er nun dort im einstigen herzoglichen Jagdschloß. Die ganze Umgebung mit dem Kloster war noch völlig mittelalterlich. Wir können uns den Unterschied gegenüber Ludwigsburg nicht kraß genug vorstellen. Dieses mittelalterliche Maulbronn hat in Justinus Kerner den Romantiker erweckt. Dort entstanden seine ersten Versuche zu dichten, bezeichnenderweise über die toten Mönche, deren Geister er gerne begegnen wollte, weshalb er oft nachts mit einer Laterne oder in Vollmondnächten auch ohne eine solche im Kreuzgang des Klosters auf und ab ging. Bedeutsam ist auch, daß der Neunjährige infolge eines Sturzes eine Gehirnerschütterung erlitt, die längere Zeit eine Bewußtseinspaltung zur Folge hatte. Da der Vater sah, daß es dem Sohn an geregelterm Unterricht fehlte, tat er diesen nach Knittlingen zu dem dortigen Präzeptor Braun. Der Name muß genannt werden, weil dessen Sohn Gottlieb Braun nach Jahren Justinus Kerners erster Verleger wurde. Inzwischen waren kriegerische Verwicklungen mit Frankreich ausgebrochen, und auf die Nachricht, die Franzosen kämen, holte man den Buben heim. Als die Franzosen abgezogen waren, wurde die Unterbringung des Knaben in einer größeren Stadt erwogen. Justinus reagierte auf diese Absicht prompt mit einer Neurose, die sich so auswirkte, daß er alles,

was er an Nahrung zu sich nahm, sogleich wieder von sich geben mußte. Die Neurose erreichte ihren Zweck jedoch nicht: nachdem eine Reihe Ärzte sich ohne Erfolg um den Kranken bemüht hatten, taten ihn die Eltern nach Brackenheim. Dort war ein Arzt, der für solche Fälle gerühmt wurde, außerdem die verwandte Familie des Dekan Uhland, von der Justinus liebevoll aufgenommen wurde, und schließlich gab es dort eine gute Lateinschule. Wichtige Lese-Erlebnisse in Brackenheim waren die altdeutschen Volksbücher, die damals von Reutlingen aus in billigen Ausgaben verbreitet wurden, und dann, alles andere überragend, Campes Robinson.

Der Brackensteiner Präzeptor machte mit seinen Schülern auch botanische Exkursionen. So fing Justinus an, sich mit Pflanzen, aber auch mit Käfern und Schmetterlingen zu beschäftigen. Er selber berichtet darüber in seinem Bilderbuch: „Käfer und Schmetterlinge fing ich nun zu toten Sammlungen; sie waren mir nur ihrer Verwandlung wegen merkwürdig. Diese beobachtete ich genau, wodurch schon früh mir die Ahnung wurde, daß, wie zwischen der Raupe und dem Schmetterling noch ein Mittelzustand, der der Puppe liegt, dieses auch bei den Menschen nach dem Tode der Fall sein werde. Aus dieser Naturanschauung ging hauptsächlich der später von mir verteidigte Glaube eines Mittelreichs hervor, eines Zustandes, in dem der Mensch sich selbst anheimgestellt, wie die Raupe die Flügel zum Schmetterling, die Flügel einer höheren Psyche erst entwickelt und zu solcher reif wird.“

Mittlerweile blieb der Krankheitszustand des Buben unverändert. Eines Tages holte ihn seine Mutter zu einer Fahrt nach Heilbronn ab. Dort machte der frühere Leibarzt der Kaiserin Katharina von Rußland, Geh.-Rat Dr. Weickardt, Wunderkuren mit einem Mittel, das er Hopelpopel nannte. Zu diesem bewährten Mittel verschrieb der Arzt für Justinus noch Pfefferkörner. Beides gab der junge Kranke jeweils nach dem Einnehmen prompt wieder von sich. Auf einem Spaziergang mit dem väterlichen Kutscher Mathias geriet Justinus an den ebenfalls in Heilbronn praktizierenden Dr. Gmelin. Als dieser von dem Kutscher die Leidensgeschichte des Buben gehört hatte, nahm er diesen kurzerhand auf ein Zimmer und magnetisierte ihn. Zum Kutscher sagte Dr. Gmelin lediglich, er hoffe, es werde sich mit dem Leiden jetzt bessern, man solle aber dem Buben keine Arzneien geben. Tatsächlich trat von da an eine wesentliche Besserung in seinem Befinden ein, wenn sich auch die Neurose erst im Laufe der nächsten Jahre völlig verlor. Auf diese Weise lernte Justinus Kerner die magnetische Heilbehandlung kennen, die er später selbst so oft mit Erfolg angewandt hat. Die wichtigste Folge aber war zunächst, daß Justinus wieder zu seinen geliebten Eltern nach Maulbronn heimkehren durfte. Dort aber bereitete sich allmählich eine Katastrophe vor: der Vater kränkelte und lag schließlich schwer darnieder an Magenverhärtung, wie man damals sagte. Nach langem Leiden starb er, nicht ganz 55jährig, am 11. August 1799. Er hatte sich seine Beisetzung ganz schlicht, ohne jedes Gepränge, nur mit einem stillen Vaterunser gewünscht, eine Form, die sich dreiundsechzig Jahre später auch der Sohn wünschte.

In ausführlichen „Bemerkungen auf meinen Todesfall“ hatte der Vater

noch alles geordnet; für jedes seiner Kinder hatte er ein besonderes Wort. Für den Jüngsten heißt es: „Oh lieber Christian! Du liegst mir schwer auf dem Herzen, daß ich nicht mehr für Dich sorgen kann; Dein lieber Onkel wird aber Vaterstelle für mich vertreten; sei diesem und Deiner Mutter gehorsam. Dein Glück in der Welt kannst Du allein selber durch eine gute Aufführung, durch Fleiß in Deinem Geschäfte machen; der Himmel segne Dich; wähle ein Metier, wozu Du vorzüglich Lust hast — — .“ In dem Testament hatte der Sterbende noch angeordnet, daß die Mutter mit ihren beiden jüngsten, noch nicht versorgten Kindern nach Ludwigsburg zurückkehren sollte, da sie dort an den Verwandten Rückhalt und Unterstützung finden würde. Was der Vater nicht ahnen konnte, war die Tatsache, daß seine Witwe von allen Mitteln entblößt dastand. Kurz zuvor hatte der Vater noch 4000 fl. eingebüßt, die er als Darlehen an Freunde gegeben hatte. Vorsorglich hatte er seine Frau in die Hanauer Witwenkasse eingekauft; aber diese machte Bankrott, und so erhielt die Witwe von dorther nichts. Ein Gesuch um Gewährung einer Pension wurde vom neuen Herzog Friedrich abgelehnt.

Den neuen Abschnitt seines Lebens beginnt Justinus Kerner in seinem Erinnerungsbuch mit der nüchternen Feststellung: „Wir kamen nun nach Ludwigsburg zurück, aber ohne den Vater. Es war das Jahr 1799.“ Liest man dann weiter, so vergißt man fast über den Erzählungen von seinen Brüdern Georg und Karl, dann von seinen Schulkameraden und den gemeinschaftlichen Spielen, ferner über den Schilderungen der damaligen Ludwigsburger Originale — über all diesen reizvollen Kapiteln vergißt man beinahe den schweren Ernst, der sich auf das Leben des Dreizehnjährigen gesenkt hatte. Positiv für ihn war, daß er nun in geregelte Schulverhältnisse kam. Er lernt die alten Klassiker kennen, aber auch die Homer-Übersetzung von Voss. Ein besonderes Wort verdient der damalige Diakonuz Conz, der die Gaben des Knaben erkannte und ihn förderte, wo er nur konnte. Conz ermunterte ihn auch zu weiterer dichterischer Betätigung. Vor dem Bruder Karl, der nur Schiller und Seume gelten ließ, versteckte Justinus jedoch seine Verse, da Karl ihm wegen dieser schlichten Verse und in Anspielung auf die frühere Krankheit den Übernamen „Kotzebue“ aufgebracht hatte. Um jene Zeit kam auch der Bruder Georg auf Besuch und bewog die Mutter, ihren Jüngsten neben der Schule her bei einem Schreiner arbeiten zu lassen. Gemäß den Lehren von Rousseau sah Georg Kerner in der Erlernung eines Handwerks die Grundlage jeder ernsthaften Erziehung. Er konnte nicht ahnen, daß sein Justinus bei dem Schreinermeister bald Särge anzufertigen hatte. Das muß dem Fünfzehnjährigen einen schweren seelischen Schock versetzt haben, denn von da an ist der Sarg ein dauerndes Requisite seiner ernststen und heiteren Dichtung, bis hin zu dem erschütternden Vers:

„Vier Bretter sah ich fallen,  
Mir wards ums Herze schwer,  
Ein Wörtlein wollt ich lallen,  
Da ging das Rad nicht mehr.“

Daß unter den vielen Särgen, die Justinus anzufertigen hatte, auch der Sarg

für das einzige Büblein seines Lehrers und Gönners Conz war, das im Alter von sechs Jahren starb, machte das Schreinerwesen für Justinus um so schwerer. Es muß ein besonders lebhaftes, liebes Kind gewesen sein, der kleine Eduard Conz. Nicht ohne Ergriffenheit liest man den lateinischen Abschiedsgruß, den ihm sein Vater im hiesigen Totenbuch eingeschrieben hat.

Einen richtigen Liebesdienst erwies Bruder Georg seinem Justinus, indem er ihn jenes merkwürdige Instrument, die sogenannte Maultrommel, spielen lehrte. Mit diesem Instrument war Justinus die reinste Wunderharfe in die Hand gegeben, und er hört nie auf, den Trost zu preisen, den er sich und anderen mit diesen Klängen verschaffen konnte.

Die ganze jämmerliche Lage der Familie offenbarte sich wieder, als nach der Konfirmation die Frage der Berufswahl an Mutter und Sohn herantrat. Der Onkel, der ja Vaterstelle an ihm vertreten sollte, schlug „in aller Liebe“ den Konditorberuf für seinen Schützling vor. Aber da wehrte sich Justinus doch energisch dagegen. Er schrieb an seinen Gönner Conz, der inzwischen Professor in Tübingen geworden war, und dieser antwortete: „Nein, Konditor sollen Sie mir nicht werden.“ Aber was dann? Geld zu einer Ausbildung war nicht vorhanden. So kam man auf den Ausweg, ihn als Kaufmannslehrling in die hiesige Tuchfabrik zu stecken. Es sei ein grober Mißgriff gewesen, sagt Justinus Kerner später darüber. Er hat ja in seinem ganzen Leben nie richtig rechnen und mit Geld umgehen gelernt. Aber zunächst mußte er Leinwandsäcke nähen und Indigofässer ausklopfen. Während seine Hände mehr oder weniger mechanisch tätig waren, beschäftigte sich sein Geist mit Gedichten, die er dann in seiner knappen Freizeit niederschrieb. Aus solch trostloser innerer Situation heraus erwuchs seine Überzeugung, die er nie aufgab, daß nur der Schmerz die wahre Quelle echter Poesie sei; in Worte gefaßt heißt es darum in einem seiner späteren Gedichte:

„Poesie ist tiefes Schmerzen,  
Und es kommt das echte Lied  
Einzig aus dem Menschenherzen,  
Das ein tiefes Leid durchglüht.  
Doch die höchsten Poesien  
Schweigen, wie der höchste Schmerz,  
Nur wie Geisterschatten ziehen  
Stumm sie durchs gebrochne Herz.“

Da der große Komplex des Zucht- und Arbeitshauses, zu dem die Tuchfabrik gehörte, in einem Gebäude auch Geisteskranke und Tobsüchtige beherbergte, lernt Justinus auch dieses Elend kennen. Er besucht sie und spielt ihnen auf der geliebten Maultrommel vor. Damals hatte er auch Gelegenheit, die Schriften von Mesmer und Eberhard Gmelin über den Magnetismus in die Hand zu bekommen, die er eifrig studierte. Auch sah er den berühmten Augenarzt Jung Stilling, den Verfasser von Werken über Seelenwanderung, im Vorübergehen; dessen Gestalt prägte sich ihm tief ein. Ferner lernte er den originellen Chemiker Staudenmayer kennen, der ihm immer wieder zuredete, er solle doch sehen, ob er nicht doch Naturwissenschaften studie-

ren könne, denn zu einem Kaufmann taue er einfach nicht. „Das hörte ich gern, aber mit Zittern und Zagen, weil ich keine Aussicht dazu vor mir sah“, heißt es im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“. Seine seelische Notlage steigerte sich bis zur Grenze des Erträglichen; vor Erregung konnte er kaum mehr schlafen. Doch rückte er der Gefahr dauernder Schlaflosigkeit energisch zu Leibe und zwar durch die Erfindung eines kleinen Verses, den er sich jeweils so lange vorsagte, bis der ersehnte und so nötige Schlaf doch kam:

„Wollen dich Gedanken kränken,  
Zwinge dich, an nichts zu denken!“

Mit diesem Vers, den Kerner als probates Mittel noch bis ins Alter benützte, hat er die Methode Coué vorweggenommen. In seiner höchsten Not wandte er sich wieder an den getreuen Conz nach Tübingen, nachdem ein entsprechendes Gesuch an den Onkel Kerner in Stuttgart von diesem als phantastisch abgelehnt worden war. Professor Conz bewährte sich wiederum als getreuer Helfer. Er stellte der Mutter Kerner und dem Bruder Karl vor, daß die Kosten für das Studium doch nicht unerschwinglich seien und stellte seine persönliche Unterstützung für diesen Fall in Aussicht. Darauf gab die plagte Mutter endlich ihre Zustimmung, und ihr Jüngster konnte zu Beginn des Wintersemesters 1804 nach Tübingen abmarschieren, noch ungewiß, welchem Zweig der Naturwissenschaften er sich widmen sollte. Die Entscheidung geschah auf echt Kernerische Weise. Als er todmüde abends vor Tübingen anlangte – unterwegs hatte er nirgends Einkehr gehalten – setzte er sich auf eine Bank vor dem damaligen Armenspital, dem sogen. Gutleuthaus, nieder und schlief ein. Nach einiger Zeit brach ein Sturm aus, an dem er erwachte. Als er sich erhob, wehte ihm der Wind ein beschriebenes Blatt Papier zu. Es war ein Rezept mit der Unterschrift des damaligen Oberamtsarztes Dr. Uhland, Bruder des Brackenheimer Dekans und Onkel des Dichters. Aus einem offenstehenden Fenster des Armenspitals war es dem Wanderer zugeflogen. Dieser sah darin ein Orakel: „Du sollst ein Arzt werden“ – mit diesem Entschluß rückte er in das ihm noch unbekannte Tübingen ein.

Wenn einer das Prädikat eines Musensohnes wirklich verdiente, so war es der 18jährige Kerner, der nun seinen Einzug in Tübingen hielt. Zunächst nahm ihn, wie versprochen, Professor Conz in seinem Hause auf. Bald jedoch vermittelte er ihm einen Platz im sogen. Neuen Bau, auch Martinsstift bzw. Kalter Stall genannt, gegenüber der Stiftskirche, in dem der junge Student fast seine ganzen Tübinger Jahre zugebracht hat. Um gleich eines zu sagen: Kerner hat in all diesen Jahren sich seinem Studium mit Ernst und Hingabe gewidmet, das beweisen seine heute noch vorhandenen Kolleghefte. Daß er später von seinem Lehrer Autenrieth mit der ärztlichen Beaufsichtigung des aus der Klinik entlassenen Dichters Hölderlin beauftragt wurde, ist als besonderer Vertrauensbeweis zu bewerten, der bestätigt, was wir über sein Studium sagten. Uns beschäftigen jedoch die Dinge, die nebeneinander gingen, ja nebeneinander gehen mußten. Wenn man sich das so durch den Kopf gehen läßt, so kommt man heute noch aus dem Staunen nicht hinaus.



Aber Kerner war sein Leben lang ein Frühaufsteher, und für solche geht viel in einen Tag hinein. Schauen wir uns einmal in seiner Studentenbude um. Im „Deutschen Dichterwald“, einem Almanach, der uns nachher noch genauer beschäftigen wird, steht ein Gedicht des sächsischen Grafen Otto Heinrich von Löben, über das Ludwig Uhland einst dem Verfasser schrieb: „Sie haben darin unbewußt, aber sehr treffend das Bild und die Umgebungen unseres Freundes Kerner gezeichnet.“ Hören wir das „Lob eines Spielmanns“:

„Ich und ein Spielmann sind gar gute Brüder!  
Wann ich in seine Stube tret',  
Setzt er sich nur so auf sein Bett  
Mit seinem Zitherspiele nieder,  
Spielt mir lustige, traurige Lieder,  
Daß mir das Herz in der Brust erwacht,  
daß mir der Hauch in den Lippen schmach't.

Er hat ein alt bunt Glas, draus wurden wir Brüder,  
Alte Zeichen liegen wie die Würfel umher,  
Bücher, Narrheiten, Waffen und Wehr,  
Und singt er drüberhin die kecken Lieder,  
So lebt und webt das alles wieder,  
Mir ist's ein Traum, daß er nur EIN Fenster hat,  
So seh' ich nichts von der neuen Stadt.“

Nun, jenes alte bunte Glas ist damals nicht allzuoft mit Wein gefüllt gewesen. Dafür stand auf des Studenten Pult ein einfaches Trinkglas, worin er sein Geld aufzubewahren pflegte; es sei aber meistens leer gewesen. Kerner spielte übrigens damals nicht Zither, sondern Gitarre. Mitten in der Bude stand ein hölzernes Faß, in dem er seine Bücher aufbewahrte. Man merkt, daß im Nachbarhaus damals noch der berühmte Verlag Cotta war, der wie alle Buchhändler seine Bücher in Fässern auf die Buchmessen zu schicken pflegte. Um so ein ausrangiertes Bücherfaß wird es sich bei dem von Justinus Kerner gehandelt haben. Einmal zündete der Studiosus Kerner auf seiner Bude einen Haufen „schlechter Bücher“ an, die so gut brannten, daß die Freunde schleunigst löschen mußten, um Schlimmeres zu verhüten. Es war auf die Nachricht von Schillers Tod. Kerner wollte damit dem großen Dichter ein Totenopfer darbringen. Nur schade, daß wir nicht mehr wissen, welcher Art die geopferten „schlechten Bücher“ waren. Die Freunde mußten aber zum Feuerlöschen nicht erst herbeigeholt werden, sie waren stets da, wenn Justinus auf seiner Bude war, und zwar oft in sehr großer Zahl. Ich nenne nur die wichtigsten: die Mediziner Heinrich Köstlin und Georg Jäger, die Brüder Karl und August Mayer, Friedrich Kölle, von Johann Peter Hebel später zum „Adjunkten“ ernannt, Heinrich Breslau und Varnhagen; nur wenige Stiffler gehörten zu diesem Kreis. Gustav Schwab kam erst nach Tübingen, als Kerner schon weg war, und wurde mit ihm bekannt gemacht durch den, dessen

Namen ich erst jetzt nenne, weil er für Kerner der wichtigste Freund wurde: Ludwig Uhland. Was diese beiden für einander bedeuteten, ist kaum mit Worten auszusagen. Sie finden es eingehend dargestellt in dem Buch „Schwäbische Romantik“ von Heinz Otto Burger. Schwäbische Romantik – in diesem Kreis ist sie geboren worden. Man hat auch schon von der „Schwäbischen Dichterschule“ gesprochen. Kerner hat diese Bezeichnung stets abgelehnt, erst recht auf H. Heine's boshaften „Schwabenspiegel“:

„Bei uns gibts keine Schule,  
Mit eigenem Schnabel jeder singt,  
Was halt ihm aus dem Herzen springt!“

Die große Offenbarung für diesen Kreis, aber vor allem für Kerner und Uhland, bedeutete das Erscheinen des ersten Bandes von „Des Knaben Wunderhorn“ im Jahre 1806. Hier fand Kerner den Volkslied- und Balladenton, den er für seine eigenen Dichtungen von da an stets beibehielt. Er schrieb sogleich an Arnim nach Heidelberg, schickte ihm Beiträge für dessen Einsiedlerzeitung und freute sich diebisch, als im zweiten Band des Wunderhorns ein Lied von ihm als „echtes Volkslied, wenn auch nicht sehr alt“ mitgeteilt wurde.

Am 1. Januar 1807 erschien in Tübingen die erste Nummer des Morgenblatts für gebildete Stände, das dann fast sechzig Jahre lang zur wichtigsten literarischen Zeitschrift Deutschlands werden sollte. Kerner und seine Freunde stürzten sich mit Interesse darauf, aber da sie in den ersten Nummern dieser Zeitschrift noch völlig reaktionäre Kunstauffassungen fanden, gingen sie daran, eine Gegenzeitschrift zu verfassen. Diese sollte am einzigen Tag der Woche erscheinen, an dem das Morgenblatt nicht erschien, und so nannten sie es „Sonntagsblatt für gebildete Stände“. Es wurde handschriftlich angefertigt. Karl Mayer zeichnete Karikaturen dazu. Übrigens ist Kerner in späteren Jahren ein eifriger Mitarbeiter des einst bekämpften Cotta'schen Morgenblatts geworden.

Im gleichen Jahr 1807, an Uhlands Geburtstag, dem 26. April, machte eine Gesellschaft junger Leute einen Ausflug auf die Achalm bei Reutlingen. Bei dieser Gelegenheit kam es zur ersten Begegnung mit Friederike Ehemann, der späteren Lebensgefährtin, seinem Rikele. Kerner erblickte das junge Mädchen, das hinter den anderen etwas zurückgeblieben war und das ihm wegen seines ernsten Gesichtsausdrucks auffiel. Kurz entschlossen trat er auf sie zu und redete sie mit Goethes Worten an:

„Wie kommt's, daß du so traurig bist,  
Da Alles froh erscheint?  
Man sieht dir's an den Augen an,  
Gewiß, du hast geweint!“

Als das Mädchen mit dem zweiten Vers antwortete:

„Und hab ich einsam auch geweint,  
So ist's mein eigener Schmerz,  
Und Tränen fließen gar so süß,  
Erleichtern mir das Herz.“ –

gab ihr der junge Student die Hand, und die beiden betrachteten sich von da an als Verlobte. Freilich, als die Sache ruchbar wurde, da gab es im Kreis der Tanten und Onkel ein bedenkliches Kopfschütteln über dieses aussichtslose, ja leichtsinnige Unterfangen. Er war doch noch nichts und hatte nichts, und sie hatte „weniger als nichts“, um einen klassischen schwäbischen Ausdruck zu benützen. Das Rikele lebte damals als Vollwaise bei einer gestrenghen Tante im ummauerten Bebenhäuser Klosterhof an der Straße zwischen Tübingen–Lustnau und Bebenhausen. Nur selten konnten sich die beiden sehen, ihre Briefe mußten sie im Freien unter einem Stein verstecken. Sechs Jahre haben sie aufeinander warten müssen. Aber Kerners ganzes Leben ist von nun an nicht denkbar ohne sein Rikele. Diese Frau ist für ihn zu unermäßigem Segen geworden. Die älteste Tochter des Paares, Marie Niethammer, hat später in ihrem Büchlein „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“ gerade diese erste Zeit der beiden Liebenden besonders anziehend geschildert, wobei sie auch Liebesbriefe ihres Vaters mitteilt, wie sie nur ein Dichter schreiben konnte. So wie er etwa mitten in einem Brief, wie als natürliche Fortsetzung des bisher Geschriebenen fortfährt mit der deutschen Übersetzung eines mittelalterlichen lateinischen Hymnus: „Ob Liebe Leiden sei, ob Leiden Liebe sei, weiß ich zu sagen nicht; aber ich klage nicht, lieblich das Leiden ist, wenn Leiden Liebe ist.“

Im Jahre 1808 konnte Kerner darangehen, seine Doktorarbeit zu machen. Seine Bude verwandelte sich in eine Menagerie, da er Studien über das Gehör der Tiere machte. Uhland hat darüber ein lustiges „Nachtblatt“, wie er es nennt, verfertigt, in dem er Kerner mit folgenden Titeln begab: „Erbherr von und zu Wartenburg, Doktor der Medizin und Mandolin, praktischer Ohrenarzt und Geisterseher, berühmter Maultambour und Wunderhornist, weiland pass- nun pensionierter Sonntagsblättler, der säkularisierten Einsiedler- und anderer gelehrten, auch Tisch- und Trinkgesellschaften Mitglied.“ Von all diesen Prädikaten verdiente das Wort Geisterseher eine nähere Beleuchtung, denn Gespenstergeschichten haben auch damals schon eine gewisse Rolle gespielt. Varnhagen berichtet von zwei okkulten Erlebnissen mit Kerner, die zu schildern ich mir leider versagen muß. Erwähnt sei nur die weiter nicht überraschende Feststellung, daß Versuche mit der Wünschelrute, dem siderischen Pendel und dergleichen bei Kerner in besonderem Maße glückten.

Am 20. Dezember 1808 promovierte er ehrenvoll zum Dr. med. unter Kanzler Autenrieth mit seiner Arbeit: *Observata de functione singularum partium auris*. Diese Arbeit zeigt Kerner als ausgezeichneten Beobachter. Er blieb zunächst noch in Tübingen, bis ihn eine Einladung seines Bruders Georg erreichte, zu weiterer ärztlicher Ausbildung zu ihm nach Hamburg zu kommen. Das bekannte Lied „Oh Tübingen, du teure Stadt, bin deiner Weisheit voll und satt!“ – war sein Abschiedsgruß für die geliebte Musenstadt.

Am 28. März 1809 marschierte er ab, so wie er einst zu Fuß hergekommen war. Die Freunde Uhland und Kölle gaben ihm das Geleit bis Reutlingen. Mit diesem Zeitpunkt setzt dann sein Buch „Die Reiseschatten“ ein, das mit

den Worten beginnt: „Als mich die Begleiter verlassen, da kam der Mond und die Sterne und ich ging durch die Straßen der alten Reichsstadt.“ Er hielt sich noch einige Wochen bei der Mutter in Ludwigsburg auf. Die ersten Reisebriefe, aus denen dann seine „Reiseschatten“ entstanden, schrieb er gleich von daheim aus an Uhland, der ihn ermunterte, damit fortzufahren. Und nun die große Reise selbst: sie ging nach Heilbronn; von dort zu Schiff bis Heidelberg, dann nach Frankfurt, von dort ging es über Kassel, Gießen, Göttingen, Hannover nach Hamburg, wo er Ende Mai ankam. Das große Hamburg wurde für ihn zu einer Enttäuschung. Er hatte entsetzlich Heimweh nach den Freunden und nach seinem Rikele. Mit seinem Bruder verstand er sich schlecht, da dieser nach wie vor von politischen Ideen erfüllt war. Die vielen Kranken im Spital beelendeten ihn. So irrte er eines Nachts an der Alster umher. Er schreibt darüber an Uhland: „Es war der Himmel und das Wasser voll von Sternen. Ich stund und sah hinab in die Tiefe und wär so gerne den Sternen da unten ans Herz gefallen. Und was hielt mich zurück? Deine Freundschaft, Uhland! Gott ist mein Zeuge.“ Wir haben hier ein Zeugnis schwerster seelischer Depression. Im Juni reiste Kerner nach Berlin, um Chamisso und Fouqué kennenzulernen. Im September schlug dann die Abschiedsstunde in Hamburg. Die Reise ging über Braunschweig, Gotha, Meiningen und Coburg nach Böhmen zu seinem Bruder Karl, der dort als Generalquartiermeister lag. Von Böhmen aus ging es nach Nürnberg, das auf Justinus einen ungeheuren Eindruck machte, wie wenige Jahre zuvor auf die Berliner Romantiker Tieck und Wackenroder. Über Augsburg, wo er sein Rikele sehen konnte, das dort bei Verwandten untergebracht war, ging es nach Regensburg, von dort zu Schiff nach Wien. Dort traf er im November ein. Die fünf Monate seines Dortseins benützte er fleißig zu ärztlichen Studien in den verschiedenen Krankenhäusern. Sein Freund Heinrich Köstlin hatte ihm dazu genaue Anleitung gegeben. Auch Theateraufführungen wurden fleißig besucht. Zu seiner großen Freude traf er in Wien den alten Freund Varnhagen. Kerner hat später stets gerne an seinen Aufenthalt in Wien zurückgedacht. Im April 1810 ging es auf den Rückweg. In Augsburg nahm er das Rikele mit und brachte sie bei ihrem Bruder in Lauffen unter. Vergeblich suchte er dann seinen Freund Uhland in Tübingen; dieser war damals in Paris. Dafür lernte er Gustav Schwab persönlich kennen, und zwar durch Vermittlung von August Köstlin. Justinus hielt sich dann längere Zeit daheim bei der Mutter auf und machte dort das Manuskript für sein Buch „Die Reiseschatten“ fertig, das im Jahr darauf, anfangs April, bei Gottlieb Braun in Heidelberg erschien. Der ursprüngliche Plan, seine ganze Bildungsreise in diesem Buch zu beschreiben, schrumpfte Kerner unter der Hand zusammen. Was übrigblieb, ist ein kleines Büchlein, das unter dem fingierten Namen des Schattenspielers Luchs herauskam, als kecke und übermütige Fanfare der schwäbischen Romantik. Phantasiebegabte Menschen werden an den Reiseschatten stets ihre Freude haben, auch heute noch. Bezeichnend etwa, daß die Reiseschatten eines der Lieblingsbücher von Gottfried Keller waren, der, wenn er besonders gut aufgelegt war, Freunden daraus vorzu-

lesen pflegte. Im Jahr 1917 gab Hermann Hesse das „liebenswürdige, launig-schöne, phantastisch-spielerische Buch“ neu heraus. Der Normalleser wird einige Schwierigkeiten damit haben, heute noch mehr als früher. Doch traf schon bald nach dem Erscheinen des Büchleins Freiherr von Uxküll, der bekannte einstige Ludwigsburger Kunstsammler, in seinem wunderlichen Kauderwelsch eine klassische Feststellung. Er schrieb sie an einen Freund in Heilbronn, der ihm das kleine Buch geliehen hatte: „Hierbei remittiere die Reiseschatten, so größtenteils nicht verstand, vermutlich, weil nicht à la hauteur bin; übrigens keineswegs Einzelnes verkennend.“ So mag es manchem heutigen Leser auch gehen. Nebenbei gesagt, die Reiseschatten gaben das Vorbild für die, freilich ganz anders gearteten, Reisebilder von H. Heine. Kerner hatte mit Braun auch über die Herausgabe eines Poetischen Almanachs verhandelt und schrieb um Beiträge an seine Freunde. Uhland stimmte von Paris aus zu, und als er dann anfangs Februar 1811 Kerner in Wildbad besuchte, wo sich dieser nach kurzem Aufenthalt in Dürrmenz-Mühlacker als Arzt niedergelassen hatte, staunte er über den schönen Vorrat an Gedichten, der inzwischen gesammelt war. Zu Ende des Jahres kam dann dieser Almanach heraus unter dem Titel „Poetischer Almanach auf das Jahr 1812, besorgt von Justinus Kerner“. Von jetzt an bleibt es offiziell bei dem Vornamen Justinus, während seine früheren Gedichte noch unter dem Namen Christian Kerner erschienen waren. Der Almanach enthielt 12 Gedichte von Kerner selbst, dann Beiträge von Uhland, Schwab, den Brüdern Mayer, Kölle, Heinrich Köstlin, sowie von Varnhagen und dessen Schwester Rosa Maria, ferner von Fouqué, Chamisso, Johann Peter Hebel; ja sogar der alte Prof. Conz tat noch mit. Als die Arbeit am Almanach beendet war, dichtete Kerner das Märchen von Goldener. Immer mehr litt er unter den Verhältnissen in Wildbad, und in der Verzweiflung begann er eine Beschreibung des Wildbads. Es wurde eine ausgezeichnete, und rein sprachlich, hervorragende Schrift, die mehrere Auflagen erlebte und Wildbad in weiteren Kreisen erst recht bekannt gemacht hat. Kerner hat in dieser Schrift Ansichten über die Eigenart der Thermalquellen entwickelt, die erst später von der balneologischen Wissenschaft bestätigt wurden. Als die Wildbad-Schrift herauskam, war Kerner nicht mehr dort. Im Januar 1812 war er als Unteramtsarzt in Welzheim aufgezogen, das für die nächsten drei Jahre seine Wirkungsstätte wurde. Der erste Brief aus Welzheim an Uhland ist wieder voller Klagen: „Ich bitte Dich, schaffe mir Trost, daß ich nicht ganz verzweifle! – Es ist nichts außer mir, was mich so zerrüttet, es ist alles in mir. Die Leute hier herum sind recht gut. Aber mein Gemüt leidet als Arzt unbeschreiblich immer mehr, je länger ich es bin. Die unbedeutendsten Kranken sehe ich alsbald als tot. – O lieber Uhland! wo soll ich mich hinwenden, um Harmonie und Ruhe zu finden?“ Uhland antwortet umgehend: „Nein! laß uns nicht sterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt ist (der Rußlandfeldzug war im Gange!), so laß uns leiden und dichten!“ Zum Leiden gehörte, daß es auch in Welzheim zunächst völlig aussichtslos war, sein Rikele als Doktorsfrau heimzuführen. Dann kam im April 1812 die Nachricht vom jähen Tod seines Bruders Georg

in Hamburg. Kurz davor hatte dieser noch seinen Besuch in der alten Heimat angekündigt, und nun kam die Todesnachricht. In drei Sonetten, unter der gemeinsamen Überschrift „Totenopfer“, setzte er dem Bruder ein Denkmal. „Dieses Totenopfer“ nahm er in den neuen Almanach herein, zu dem die ersten Vorarbeiten noch in Wildbad geschehen waren, dessen Erscheinen sich jedoch infolge der Kriegszeiten bis in den Sommer 1813 verzögerte. Im Juli 1812 war das Manuskript des „Deutschen Dichterwalds“ abgeschlossen. Voll Freude schrieb Kerner an Köstlin „Der neue poetische Almanach ist ungemein herrlich“. Kerner hatte recht mit dieser Feststellung; aber ebenso gut verstehen wir, daß sein Bruder Karl, der den Rußlandfeldzug hinter sich hatte, über dieses von den Zeitverhältnissen völlig unberührte Büchlein nur den Kopf schüttelte und in einem Gedicht seinen gutmütigen Spott über dieses „unschuldige Wäldlein“ ausschüttete, in dem nicht eine Ceder stehe, doch die Tränenweide häufig zu finden sei. Im Dichterwald steht von Kerner das Märchen „Goldener“, außerdem eines der allerschönsten Gedichte, die er überhaupt gedichtet hat:

### **An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes.**

Um Mitternacht.

Du herrlich Glas, nun stehst du leer!  
Glas, das er oft mit Lust gehoben!  
Die Spinne hat rings um dich her  
Indes den letzten Flor gewoben.

Jetzt sollst du mir gefüllet sein  
Mondhell mit Gold der deutschen Reben!  
In deiner Tiefe heil'gen Schein  
Schau ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erschau' in deinem Grund,  
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen,  
Doch wird mir klar zu dieser Stund',  
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf diesen Glauben, Glas so hold!  
Trink ich dich aus mit hohem Mute.  
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,  
Pokal! in deinem teuren Blute.

Still geht der Mond das Tal entlang,  
Ernst tönt die mitternäch't'ge Stunde,  
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang  
Tönt nach in dem kristall'nen Grunde.

Dieses Gedicht zeigt in besonders schöner Weise, was Friedr. Th. Vischer ganz allgemein über Kerner als Dichter ausgesprochen hat: „Seine poetischen Gedanken haben jenes Etwas, woran man den Dichter erkennt, den goldenen Schleier, der über den Dingen liegt, den Abendschimmer – etwas, das in Worten nicht erschöpft ist, sondern über den Zeilen schwebt. Jenes undefinierbare Klingen, Verschwinden und Verschweben, das war seine Sache!“

Der Tod des Bruders Georg, sowie der Ernst der Zeit mit ihren kriegerischen Verwicklungen, bewogen Kerner, einen kleinen Roman zu schreiben unter dem Titel „Der Wanderer im Morgenrot“ (als „Die Heimatlosen“ erst 1816 herausgekommen). Er wollte sich darin seine Auffassungen von Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod vom Herzen schreiben, auch das Ideal eines Arztes in der Gestalt Mesmers darstellen: „Von der Morgen- und Abendröte bis zum Hellsehen im magnetischen Schlaf und dem vor dem Hinscheiden sollte alles eingewebt werden. Darüber ist es beinahe zum Bruch mit Uhland gekommen. Als dieser nach dem Lesen des Manuskripts die ersten kritischen Worte zurückschrieb, kam ein ausführlicher Bekenntnisbrief Kerners, in dem Sätze standen, wie etwa: „Tod nenne ich die innigste Vereinigung mit dem Geist der Natur, Krankheit ist Hinstreben nach dieser Vereinigung. – Tod ist die höchste Verherrlichung, zu der der Mensch im Leben kommt.“ Solche Feststellungen waren für Uhland unerträglich. Er verfaßte eine ausführliche Widerlegung, in der es u. a. heißt: „Da ich nicht annehme, daß Du solche Sätze niedergeschrieben hast bloß um mir zu imponieren, so haben wir so entgegengesetzte Richtungen genommen, daß ein wahrhafter Geistesverein zwischen uns nicht mehr möglich ist.“ Abgesandt hat Uhland diese Niederschrift allerdings nicht, die Freundschaft blieb lebenslang erhalten. Immerhin sehen wir, in welch gefährlichen Bahnen sich Kerners Gedanken damals bewegten, und daß es höchste Zeit war für einen Umschwung. „Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch“, sagt Hölderlin. Das Rettende war in diesem Fall Kerners Rikele, das er nun endlich heiraten konnte. Am 28. Februar 1813 wurde das Paar in Enzweihingen durch den Bruder Ludwig getraut. Von den überaus bescheidenen Anfängen dieses Ehestandes kann man sich kaum mehr eine Vorstellung machen: zwei Zimmer und Küche in der Wirtschaft zum Ochsen, daher die Verpflichtung, an Markttagen das Schlafzimmer zu räumen, weil dieses als Verlängerung des Tanzsaales benötigt wurde. Die Einrichtung war mehr als primitiv, irdene Teller und Blechlöffel; aber dafür zwei Menschen, die sich ganz von innen heraus gut waren, in großem Glück, daß sie einander hatten. Der Herr Doktor konnte sich einen Rappen kaufen für seine ausgedehnte Praxis. Bald mußte das Rikele mitreiten, nach Landessitte hinter dem Mann sitzend und sich an ihm festhaltend, ein Bild, das man sich von Schwind gemalt vorstellen könnte, meint Theodor Heuß dazu. Als dann das erste Kind, Rosa Maria, geboren war, mußte die junge Mutter, sobald es ging, das Kind auch mitnehmen, wobei dann der glückliche Kindsvater sehr oft nebenher ging und den Rappen führte. Eine neue Wohnung mit drei kleinen Zimmern, aber

gemeinsamer Küchenbenützung mit den etwas schrulligen Hausbesitzerinnen, milderte wenigstens etwas die bisherigen beengten Verhältnisse. Wiederholte Besuche von Uhland brachten erwünschte Abwechslung. Auch der Bruder Karl sowie Karl Mayer kamen. Kerners Gedichte „Lob des Flachses“ und „Lob der Spindel“ zeigen uns sein Interesse für den Haupterwerbszweig der dortigen Einwohner. Seine Gedichte über Lorch und die Walderichskapelle im Murrhardt verraten uns, wohin Ausflüge unternommen wurden.

So sehr Kerners Versetzung als Oberamtsarzt nach Gaildorf erwünscht kam, so fiel ihm der Abschied von Welzheim im Juni 1815 doch schwer. Wir wundern uns gar nicht, daß das Rikele bald schreiben mußte, seine traurige Laune sei hier noch schlimmer als je: „Es ist traurig! und oft fast mehr als ich ertragen kann, wenigstens mit Heiterkeit, wie es doch sein muß!“ Im September kamen Uhland sowie die Brüder Karl und Louis Mayer. Mit diesen Freunden erwanderte Kerner die romantische Umgebung des alten Städtchens. Dabei entdeckte er in der alten Kirche auf dem Heerberg Altartafeln von der Hand Zeitbloms, sowie Stücke einer Madonna aus Alabaster, die er dreißig Jahre später erwarb, restaurieren ließ und in seinem Haus in Weinsberg aufstellte.

Die Wohnverhältnisse waren in Gaildorf zunächst ebenfalls schlimm. Die erste Wohnung war schauerhaft, die zweite schön, wurde aber bald wieder gekündigt, so daß die Familie noch in eine dritte Wohnung übersiedeln mußte. In Gaildorf erlebten Kerners das schwere Hungerjahr 1817. Es blieb für sie stets denkwürdig, freilich aus anderen Gründen: im Juni dieses Jahres verunglückte das Mariele schwer, aus Schreck darüber setzte sechs Wochen zu früh die Geburt des einzigen Sohnes Theobald ein, und wenige Tage später verschied die innig geliebte Großmutter Kerner im Pfarrhaus zu Ilsfeld. „So ist das vorschreitende Leben“, schrieb Ludwig Uhland dem Freunde: „Während man die eine Hand dem neugeborenen Geschlechte reicht, muß man die andere von dem absterbenden schmerzlich losreißen.“

In die Gaildorfer Zeit fallen die württembergischen Verfassungskämpfe, bei denen Uhland ein starrer Verfechter des alten Rechtes war, während Freund Kerner durch die fortschrittlichen Ideen seines Bruders Karl und des Freiherrn von Wangenheim sich beeinflussen ließ. Es war sein eifrigstes Bemühen, es darüber nicht zum Bruche mit Uhland kommen zu lassen, und als ihm dieser im Jahre 1818 seinen „Herzog Ernst“ übersandte, erwiderte Kerner mit den Worten:

„Treibt auch für jetzt der Menschen Treiben  
Mich dahin und Dich dort hinaus,  
Muß ich doch immer bei Dir bleiben,  
Ist ja Dein Herz schon lang mein Haus.“

Kerners eigentlicher Beitrag zu den Verfassungsstreitigkeiten bestand einmal darin, daß er eine alte Lebensbeschreibung von Herzog Christoph von Württemberg aus dem Jahre 1660 neu herausgab. Er wollte damit auf den Gründer der alten landständischen Verfassung hinweisen. Außerdem ge-



hören in diesen Zusammenhang seine Gedichte: „Der Bürgerwall“ („Ein freies Bürgertum allein ein sicherer Wall ums Königshaus“), dann – unvergänglich – „Der reichste Fürst“ und das feurige „Vorwärts“, in dem er gleiches Recht für alle fordert.

Je länger, je mehr zeigte sich, daß das Gaildorfer Klima Kerners Frau und Kindern nicht zuträglich war. Er mußte darum an eine Ortsveränderung denken. Er bewarb sich um die Stelle des Oberamtsarztes von Weinsberg, die er auch erhielt. Am 19. Januar 1819, einem sehr kalten Tage, zog die Familie in der kleinen Stadt auf, die durch Kerner bleibenden Ruhm erhalten sollte. Der Einstand war schwer. Die Wohnungsverhältnisse waren zunächst wieder völlig unzulänglich. Was Kerner schon beim Wegzug von Welzheim nach Gaildorf geklagt hatte: die Sehnsucht nach der Waldgegend, erfüllte ihn in Weinsberg erst recht:

„Wär' ich nie aus euch gegangen,  
Wälder, hehr und wunderbar!  
Hieltet liebend mich umfangen  
Doch so lange, lange Jahr!“

Allmählich faßte er aber doch in Weinsberg Fuß. Als seine Bemühungen um bessere Wohnungsverhältnisse immer wieder vergeblich waren, schenkte ihm die Stadtgemeinde einen Bauplatz (23 ar) und das Bürgerrecht für ihn und seine Familie. So etwas gab es einmal; man stelle sich das heute vor! Im Frühjahr 1822 wurde mit dem Bau des Doktorhauses begonnen, und noch im gleichen Jahre konnte die Familie einziehen, vermehrt um die kurz zuvor geborene Tochter Emma. Das Haus wurde 1827 um einen Anbau, das sogenannte Schweizerhaus, erweitert. Später kaufte Kerner noch einen früheren Stadtturm, den heute sogenannten Geisterturm, sowie einen gegenüberliegenden Garten dazu.

Wie nicht anders zu erwarten war, dominiert in Weinsberg Kerners Arztum. Hören wir darüber das Zeugnis seines Sohnes Theobald: „Wenn mein Vater oft sagte, die vielen Fremden ließen ihm keine Zeit, seine Kranken zu besuchen, so hatte er unrecht; denn morgens in aller Frühe, während seine Gäste noch schliefen, war er unablässig in der Praxis. Und wollte man all die Treppen und Stiegen, die er bei Tag und Nacht zu den Patienten erkletterte, zusammentürmen, so gäbe es bei ihm eine lange Himmelsleiter. Sein einziger Fehler als Arzt war, daß er bei der Behandlung seiner Patienten allzusehr mit dem Herzen dabei war, so daß ihn die Krankheit oder der Tod eines Patienten im Gemüt angriff.“ In Weinsberg brachte Justinus Kerner seine Studien über Wurstvergiftungen zum Abschluß. Diese Krankheitsform und ihre Ursache, die durch das übliche Hausschlachtungswesen bedingt war, hatte er schon in Welzheim entdeckt und von da an stets weiter beobachtet. Einen ersten Bericht darüber schrieb er 1817 in Gaildorf in die „Tübinger Blätter für Naturwissenschaft und Arzneikunde“. Dazu kamen nun in Weinsberg „Neue Beobachtungen über die in Württemberg so häufig vorkommenden tödlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würste“ (1820), sowie die Schrift: „Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkung

auf den tierischen Organismus" (1822). Letztere übernahm sogar Cotta in seinen Verlag. Kam man in späteren Jahren auf diese Veröffentlichungen mit Kerner ins Gespräch, so pflegte er darüber herzlich zu lachen. Tatsächlich hat er damit im Schwabenland wichtige Pionierdienste geleistet. Aber noch aus einem anderen Grund müssen diese Schriften hier erwähnt werden: Seine Beobachtungen über Nahrungsmittel und Krankheiten des Volkes hatten ihn dessen Armut und ihre tieferen Ursachen entdecken lassen, und so schloß er die eine dieser Schriften mit einer Apostrophe an die Könige! Er erinnert daran, daß man einst dem König von Frankreich die Kraft zugeschrieben habe, Kröpfe zu heilen durch Handauflegung und die Formel: „Le roi te touche, Dieu te guérisse!“ Noch wohne diese Kraft in der Hand aller Könige, nur mit der veränderten Formel: „Le roi te délivre, Dieu te guérisse!“ Und dann heißt es wörtlich weiter: „Entfesselt mit diesem heilbringenden Spruch, ihr Könige! wie einige der edelsten von euch taten, die Völker vom Feudalwesen und Frondienst, richtet aufwärts ihre gekrümmten Rücken, reißt sie heraus aus dem Stumpfsinn und der Gleichgültigkeit, in die sie ewige Bevormundung brachte, führt auch in den Tälern die Gebirgsluft ein, und ihr werdet erkennen, daß in euch noch die alte Kraft liegt, Kröpfe und tausend andere Gebrechen, die Stumpfsinn, Armut und Unterdrückung erzeugen, mit euren königlichen Händen, die Gott segne, heilen zu können.“ Man bedenke, das war im Jahr 1820!

Wie er es gewohnt war, beschäftigte er sich sogleich mit der Geschichte von Weinsberg und der Burg Weibertreu. Eine Abhandlung über die Kirche von Weinsberg (Morgenblatt 1819), sowie die kleine Schrift über die Bestürmung von Weinsberg im Bauernkrieg 1525 (Morgenblatt 1820 bzw. Ohringen 1822) geben davon Zeugnis. In diesen Zusammenhang gehört auch die Gründung des Weinsberger Frauenvereins im Jahr 1824 durch Kerner, womit er die Erhaltung der Burgruine erfolgreich durchsetzte. Vielleicht ist es richtig, an dieser Stelle wieder einmal den Dichter zu erwähnen. Schon Gustav Rümelin sagt in seiner glänzenden Abhandlung über ihn: „Wenn man Kerners Leben an dem Faden der Zeitfolge nachgeht, so weiß man nie recht, wann und wo man von seinen Gedichten reden soll, denn Kerner hat sein ganzes Leben lang gedichtet, das ging so nebenher. Unzählige Gedichte, die er machte, hat er gar nicht aufgeschrieben. Bei vielen anderen weiß man die Zeit ihrer Entstehung nicht, und bei vielen ist es unmöglich, aus Gründen der inneren Kritik zu sagen, ob sie aus seinem 20. oder 60. Lebensjahr stammen.“ Immerhin: die erste Gedichtausgabe kam im Jahre 1826 heraus und wurde für Kerners Ruf als Dichter entscheidend. David Friedrich Strauß nennt den Band „gewiß die bedeutendste neuere Blütensammlung süddeutscher Lyrik nach der Uhlandschen“, die 1815 erschienen war. Eine ausführliche Besprechung verfaßte Gustav Schwab, nicht ohne am Schluß Kerners viele sprachlichen Nachlässigkeiten und Härten zu rügen. In dieser Sammlung stehen außer den bisher genannten Gedichten, Perlen wie „Der Geiger zu Gmünd“, „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“, „Die vier wahnsinnigen Brüder“ und „Abschied“, um nur diese zu nennen. Auch sein politisches Glau-

bensbekenntnis, das noch auf die napoleonische Zeit zurückgeht, steht darin, und zwar mit der Überschrift „Trost“. Die erste Gesamtausgabe seiner Dichtungen vom Jahre 1834 ist geistesgeschichtlich in doppelter Weise bedeutungsvoll: Beim Gedichtteil las Lenau die Korrektur und hat dabei manche Härten ausgeglichen. Sodann hat die Anordnung, genauer „die Mannigfaltigkeit, die darin besteht, daß alles durcheinander steht“, keinem Geringeren als Eduard Mörike so wohlgefallen, daß er sie vier Jahre später für seine eigene erste Gedichtausgabe nachgeahmt hat. In der zweiten Auflage von Kerners Gedichten steht das bekannte „Der Wanderer in der Sägmühle“, das 1830 entstanden war. Seinem Verleger Georg von Cotta hat Kerner einmal geschrieben: „Ein jedes Gedicht von mir ist mit dem Blut meines Herzens geschrieben.“ Aber eben deshalb schien es Kerner ein Unrecht, an diesen Gaben des Augenblicks etwas zu ändern. Darum sind viele dieser Gedichte heute schwer genießbar und auch längst vergessen. Übrigens „gingen“ seine Gedichte auch schon früher schlecht. Aus persönlicher Wertschätzung ließ Georg von Cotta von Zeit zu Zeit neue Auflagen drucken, auch wenn die alten noch längst nicht verkauft waren.

Wenden wir uns wieder dem Arzte Kerner zu. Wir erinnern uns, daß er sich schon von seiner Ludwigsburger Zeit an theoretisch mit Fragen des Magnetismus beschäftigt hat. Aus seiner Studentenzeit wissen wir von Varnhagen, daß sie gemeinsam Jung Stillings eben erschienene „Theorie der Geisterkunde“ lasen. Den Begriff und das Vorhandensein eines „Nerven-geistes, durch den allein Geister allenfalls möglich wären“, hatte er bei seinem Lehrer Autenrieth in Tübingen aufgenommen. Ebendort arbeitete er sich im Jahr 1811 durch Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Natur“ hindurch. Im Jahr 1815 schrieb Kerner einen Nekrolog für den blinden Melchior Lang, der bei Gschwend lebte und über magnetische Kräfte verfügte; seine Hauptheilmittel waren mit Kräutern angefüllte Amulette gewesen. Es ist ganz klar, daß Kerner durch all diese Dinge zu bestimmten Auffassungen und Überzeugungen gelangt war, die sich bei der Deutung der abnormen Phänomene bemerkbar machen, von denen wir jetzt zu reden haben. Man muß das deshalb betonen, weil Kerner immer wieder erklärte, er sei „rein nur auf dem Wege der Erforschung der Natur in dieses Gebiet gekommen, und nicht auf dem Weg des Glaubens“. Hier liegt bei ihm wohl eine Selbsttäuschung vor. Zwar ist seine 1824 erschienene „Geschichte zweier Somnambulen“ eine durchaus sachliche und anschauliche Darstellung der Erscheinungen des Somnambulismus. Anders wird die Sache durch das Auftreten der aus Prevorst gebürtigen Frau Friederike Hauffe geb. Wanner, die unter dem Namen der Seherin von Prevorst durch Kerner fast weltberühmt geworden ist. Am 25. November 1826 wurde diese Frau nach Weinsberg gebracht; vom 6. April 1827 bis zum 5. Mai 1829 lebte sie ganz im Doktorhause. Am Tag nach ihrer Ankunft schrieb Kerner: „Mit diesem Fall soll ich mich nun herumbalgen. Ich habe ihr in der ersten Stunde ihres Hierseins das Gasthütchen abgezogen und mit Prügeln und dem Tollhaus gedroht, wofern sie nicht mit Schreien und Krämpfen nachlasse. Sie ist so ruiniert, daß

ihre Familie sehnlich auf ihren Tod wartet. Den will ich ihr zwar nicht geben, aber ich will, und käme er auch dadurch, sie mit Zurückrufung des Gehirnlebens aus ihrer Bauchverzauberung bringen. – Es ist dies ein wahrer Jammer.“ Diese Worte zeigen uns, wie kritisch Kerner zunächst dem ganzen Fall gegenüberstand. Was er aber nun erlebte, hat ihn völlig überwältigt und ihn zur Niederschrift des bekannten Buches veranlaßt, das im Jahre 1829 herauskam. Darüber ließe sich natürlich unendlich viel sagen, wir müssen uns kurz fassen. Man kann das Ganze völlig ablehnen. Das hat z. B. der berühmte Psychiater Albert Zeller getan. In seiner Schrift „Das verschleierte Bild zu Sais oder die Wunder des Magnetismus“ (sie kam 1830 anonym heraus, um Kerner nicht zu verletzen) führt er aus, Dr. Kerner sei einer Geisteskranken zum Opfer gefallen, denn nur Wahnsinn führe zum Geistersehen und Geistersehen zum Wahnsinn. Nun will es die Ironie der Geschichte, daß ein Facharzt, der eben in der einstigen Anstalt Zellers, in Winnental, tätig ist, Kerners Buch vor vier Jahren neu herausgab und im Vorwort unter Berufung auf Psychologie und Psychopathologie feststellt: Friederike Hauffe könne weder eine Schwindlerin, noch eine Hysterika oder Neurotikerin, am wenigstens eine Schizophrene gewesen sein, wohl aber „eine mit paranormalen Eigenschaften hochbegabte, einzigartige mediale Gestalt, deren Deutung allein einer wissenschaftlichen Parapsychologie zustehe“. Wir müssen aber gleich hinzufügen, daß wir auf diese wissenschaftliche Deutung bis heute leider vergeblich warten. Daß Kerner selbst jegliche Betrugsabsicht ferne lag, und daß er so korrekt wie möglich berichtet hat, wird man ohne weiteres glauben. Er hat ja zum besseren Verständnis die Hilfe des Tübinger Professors Eschenmayer erbeten, durch dessen Erklärungen das Problem an bestimmten Punkten allerdings eher verwirrt wurde. Andererseits stünden wir den Äußerungen der Seherin über die Sonnen- und Lebenskreise fast hilflos gegenüber ohne Eschenmeyers bestechende Ausdeutungen. Für Kerner war es ein Glück, daß er in den Kämpfen, die sich um dieses Buch erhoben, an seinem Bruder Karl den treuesten Parteigänger und festesten Rückhalt hatte. Um so schwerer traf ihn dessen Tod am 12. April 1840. Justinus Kerner ist durch dieses Buch der Vater des Spiritismus geworden. Das wollte er nicht. Was wollte er dann? Er wollte lediglich die von ihm erlebten Beweise für das Hereinragen der Geisterwelt in das irdische Leben weitergeben, um damit beim Leser „Abkehr vom gedankenlosen Sinnenleben und vom Tumult des Lebens“ erreichen. Im Vorwort der vierten Auflage stellt er mit Befriedigung fest, daß das Buch „in manchem ein heilsames Bedenken und einen Glauben hervorgerufen habe, der in den Stürmen des Lebens zum Halte und Troste gereicht“. In derselben Vorrede sagt er am Schluß ausdrücklich: „Es möchten diese Phänomene mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen, und auf solchem verfolgt und weiter erforscht werden.“ Dieser sein Wunsch ist kaum beachtet worden. Er selbst wollte diese Art der Beobachtung fördern und gab in den Jahren 1831/39 zwölf Bändchen „Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des inneren Lebens“ heraus, denen sich in den Jahren 1840/53 noch

fünf dicke Bände „Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiet der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens“ anreichten. Mit diesem Wust von schwer kontrollierbarem Tatsachenmaterial ist überwiegend nur die Neugierde gereizt, kaum jedoch der Wissenschaft gedient worden. Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß Kerner selbst oft durch groteske Briefe, die manchenmal von Eulenspiegeleien und Mystifikationen nur so strotzten, aber auch durch sein gelegentliches Verhalten bei anderen Kranken seinem eigentlichen Anliegen nicht gedient hat. So schrieb er einmal am 11. September 1827 (1828?) an Julie Hartmann in Stuttgart: „Kommen Sie! Madame Hauffe reiste gestern in Begleitung von sieben Geistern ab. Ich bin froh, daß sie fort ist, denn sie ist rein nichts als eine Betrügerin. Dies sagen Sie doch allen Frauenzimmern in Stuttgart und Ludwigsburg.“ Die Seherin war keineswegs abgereist. Kerner gab auf diese seltsame Weise lediglich seinem Ärger über Schwätzereien der „Schilli“ Hartmann Ausdruck! Derartige Briefe konnten aber gründlich mißverstanden werden. Ebenso grotesk ist ein Erlebnis, das Oscar Jäger aus dem Munde seines Vaters, Kerners Herzensfreund Georg Jäger, gehört hat. Als Kerner dem Freunde berichtete, es sei bei ihm eine Besessene, die von einem Dämon in Gestalt eines Puters besessen sei, das äußere sich darin, wenn man ihr etwa Putenbraten vorsetze, müsse sie wie ein echter Puter kollern, äußerte Jäger und noch ein Arzt begründete Zweifel. Darauf erklärte Kerner: „Ihr könnt's ja probieren!“ Die beiden ließen sich das nicht zweimal sagen: sie luden Kerner und die Versuchsperson zum Putenbraten ein. Als die Besessene davon gegessen hatte, fing sie wirklich wie ein Puter zu kollern an. Die beiden Ärzte mußten nachher Kerner eröffnen, daß der vermeintliche Putenbraten ein gefälschter Kalbsbraten gewesen sei. Darauf gab Kerner zur Antwort: „Die Gans hätt's wohl auch merken können!“ Über die echte Seherin von Prevorst ist noch nachzutragen, daß sie bei ihrer Mutter in Löwenstein am 5. August 1829 um 10 Uhr nachts mit einem Freudenschrei verschied.

Im Zusammenhang mit all diesen Ereignissen ist Weinsberg und das Kernerhaus zu einem Wallfahrtsort geworden, wie ihn Deutschland kaum je gehabt hat. Es kamen Menschen aller Stände bis hinauf zu Mitgliedern regierender Häuser, und mit vielen von ihnen entstand eine ausführliche Korrespondenz. Was an Gastfreundschaft im Kernerhause geleistet wurde, grenzt ans Märchenhafte. Es war nur möglich durch die unentwegte, geradezu übermenschliche Arbeitsleistung seiner Frau, die einmal äußerte, sie wäre wohl schon längst gestorben, aber die vielen Gäste ließen ihr keine Zeit dazu. Sehr schön sagt Gustav Rümelin: „Sie besaß nach dem Bedarf der Stunde die Eigenschaften einer Maria und einer Martha; aber die häuslichen Verhältnisse stellten stets die größeren Anforderungen an die Martha, wobei es an Marien, die indessen zu des Meisters Füßen saßen und ihm zuhörten, auch nicht gefehlt hat.“ Über ihren Mann fügt Rümelin hinzu: „Kerner hat durch Geist und Gemüt Tausende erfreut, Niemand mit Willen gekränkt, und ist in dem Dunkel des Natur- und Menschenlebens dem inneren Licht auf eigenen Wegen nachgegangen.“

Wer sich über diese Jahre im Weinsberger Doktorhaus unterrichten will, muß zu Theobald Kerners Buch „Das Kernerhaus und seine Gäste“ greifen. Doch sollte über diesem köstlichen Buch, das gelegentlich auch die mephistophelische Ader des Kernersohnes spüren läßt, nicht das schlichtere, fast möchte ich sagen reinere seiner Schwester Marie Niethammer „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“ vergessen werden. Als Quelle gehört hierher auch Tony Schumachers „Was ich als Kind erlebt“, das im 10. Kapitel ihre Kindereindrücke von einem Ferienaufenthalt bei dem Großonkel Justinus schildert, woselbst sie u. a. den Vers mitteilt, den dieser zur Abreaktion seines Gejammers selbst gedichtet hatte und sich immer wieder Luft damit verschaffte:

„Oh Jammer, Jammer, Jammer,  
Vom Keller bis zur Bodenkammer,  
Von hier bis zu der Schweiz –  
Gibt's nichts als Kreiz!“ (= Kreuz)

Neue Freundschaften sind in jenen Jahren entstanden. Ich nenne nur einige Namen: Im Jahr 1830 kam der Dichter Graf Alexander von Württemberg nach Weinsberg, im Jahr darauf Lenau. Im Jahr 1844 wurden Kerner zu seinem unsäglichen Schmerz beide genommen, der eine durch den Tod, der andere durch den Wahnsinn. David Friedrich Strauß, Vischer und Mörike gehörten ebenfalls zu den Freunden des Kernerhauses; auch da muß ich mich mit der Nennung der Namen begnügen.

Eine Merkwürdigkeit soll nicht übergangen werden. Im November 1834 wandte sich der katholische Prälat und Domherr von Großwardein, Prinz Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst, an Justinus Kerner, bekannte sich als seinen geistigen Anhänger und bat ihn, er möge ihm doch Fastenpredigten ausarbeiten, die er in der Fastenzeit 1835 in Wien zu halten habe, und zwar über die 7 Todsünden. Er sandte dem Dichter auch gleich die Dispositionen für sechs dieser Predigten mit. Also setzte sich Justinus Kerner hin und arbeitete sechs Predigten aus, und zwar über die Trägheit, über den Neid, den Geiz, über Fraß und Völlerei, über die Unkeuschheit und die Hoffahrt. Nur die Predigt über den Zorn behielt sich der Kirchenfürst selbst vor. Diese Predigten wurden nicht nur gehalten, sondern auch gedruckt, und zwar unter dem Titel „Das entstellte Ebenbild Gottes in dem Menschen durch die Sünde“. Als Kerner ein Exemplar erhielt, fügte er auf dem Titelblatt nach all den Würden des hohen Herrn mit Bleistift hinzu: „und Oberamtsarzt in Weinsberg.“

Seit Beginn der 1840er Jahre spürte Kerner ein ziemliches Nachlassen seines Augenlichts. Das Ubel wurde mit den Jahren immer größer, hat jedoch nie zur völligen Erblindung geführt. Er ließ sich daher in seiner ärztlichen Tätigkeit von 1842 an durch seinen Sohn Theobald unterstützen. Als die Tochter Marie schon im Jahre 1847 Witwe geworden war, zog sie mit ihren Kindern nach Weinsberg und konnte so auch der immer gebrechlicher werdenden Mutter beistehen, „dem Edelstein an schwachem Faden“, wie ihr Mann sein Rikele nun immer öfter nannte, ja nennen mußte. Daß der schwache

Faden auch einmal reißen könnte, wagte er nicht zu denken. Von 1846 an begann Kerner seine Jugenderinnerungen zu diktieren: zwei Marien waren als Schreibhilfen daran beteiligt. Zunächst die Frau seines Sohnes Theobald, die geschiedene Freifrau von Hügel. Vater Kerner hatte sich seinerzeit über diese Skandalgeschichte schrecklich aufgeregt. Aber es war zur Versöhnung gekommen, und nun also durfte die Schwiegertochter die ersten Kapitel des wunderhübschen Bilderbuches schreiben; die späteren Kapitel diktierte der Vater seiner Tochter Marie Niethammer. Es ist ein kostbares Geschenk, das der Dichter seiner Vaterstadt Ludwigsburg damit gegeben hat. Er selbst vergaß über der Niederschrift des Buches vielfach die Wirren der 48er Jahre oder, wie er sich ausdrückte, den politischen Veitstanz der Zeit. Allerdings mußte er erleben, daß sein Theobald mit beiden Füßen in diese Wirren hineinrannte. Im September 1848 hatte Theobald in Heilbronn und Hall aufreißerische Reden gehalten, so daß ihm nichts anderes übrigblieb, als mit seiner Frau und dem dreijährigen Töchterlein nach Straßburg zu fliehen. Sieben Monate blieb er im Exil daselbst. Schließlich entschloß er sich auf das Drängen seines Vaters, und weil seine Schwester lebensgefährlich erkrankt war, zur Rückkehr nach Weinsberg. Am 7. September 1850 wurde er dann ausgerechnet in Ludwigsburg vom dortigen Schwurgericht zu 10 Monaten Festungshaft verurteilt. Am 1. November 1850 trat er die Haft auf dem Asperg an. In der Karwoche 1851 wandte sich sein Vater mit einem Bittgesuch in Form eines Gedichtes an den König, worauf Theobald entlassen wurde. Vater Kerner hatte schon auf Ende März des Jahres 1850 um seine Zurruhesetzung gebeten, die ihm in ehrendster Form unter Verleihung des Kronenordens gewährt wurde. Ende 1852 erschien sein Büchlein „Der letzte Blütenstrauß“, dessen ergreifende Gedichte an die Lebensgefährtin schon im voraus ahnen ließen, daß dem alten Manne der größte Schmerz seines Lebens zugefügt werde, wenn sein Rikele ihm genommen würde. Das Unfaßbare geschah am 16. April 1854. Man muß das bei Theobald Kerner nachlesen und etwa noch die Lieder hinzunehmen aus Kerners letztem Gedichtbüchlein „Winterblüten“ (1859), unter der Überschrift: „An Sie, nach ihrem Tod.“ Es sind 17 an der Zahl. Rikeles letzte Worte an ihren Justinus verdienen mitgeteilt zu werden: „Du mußt nach meinem Tode nicht allzusehr weinen, Du schadest dadurch Deinen Augen; wie lange wird es sein, und wir sind wieder beisammen!“ In dem letzten seiner Gedichtbände steht auch der wundersame Vers, der auf der Weibertreu in Stein ausgehauen ist:

„Getragen hat mein Weib mich nicht,  
Aber ertragen!  
Das war ein schwereres Gewicht,  
Als ich mag sagen.“

Das Bändchen schließt mit dem Lied, das wir heute abend schon hören durften:

„Zur Ruh, zur Ruh  
Ihr müden Glieder!  
Schließt fest euch zu,

Ihr Augenlider!  
Ich bin allein,  
Fort ist die Erde;  
Nacht muß es sein,  
Daß Licht mir werde."

In diesem letzten seiner Gedichtbände zeigt sich besonders deutlich, wie für ihn Gram und Schmerz überwiegend die Quellen seines Dichtens waren.

Eine neue Arbeit, die er sich vornahm, sollte ihn durch das bittere Heimweh etwas hindurchhelfen. Er kehrte zur Lieblingsgestalt seiner Jugend, zu Franz Anton Mesmer, dem Entdecker des tierischen Magnetismus, zurück. Dessen Leben will er beschreiben. Zu diesem Zweck unternahm er im Juli 1854 mit seiner Tochter Marie eine Reise nach Meersburg am Bodensee, Mesmers letztem Wohnort, wo er auch begraben liegt. Kerner war Gast im Schloß bei dem bekannten Freiherrn von Laßberg. Die Erlebnisse dieser Reise hat sehr schön Reinhold Schneider beschrieben, dessen Mutter eine geborene Mesmer war; der Titel seiner Erzählung heißt: „Der Stein des Magiers.“ Beladen mit Mesmers Porträt und Doktordiplom sowie dessen Fingerring, kehrte Kerner Anfang August heim und machte sich an die Ausarbeitung der Lebensbeschreibung, die im Jahre 1856 erscheinen konnte. Es ist ein gutes Buch geworden, in dem man schon eine Modifikation von Kerners Ansichten gesehen hat. Gustav Rümelin sagt dazu: „Mesmer war nur Arzt und Naturforscher und Kerner stellt nun dessen rein empirische und exakte Methode mit besonderer Vorliebe dar, wie wenn er sagen wollte, auch er hätte besser daran getan, sich aller Allianzen mit Philosophen und Theologen zu enthalten.“

Einen guten Einblick in Kerners letzte Jahre bietet das Buch von Franz Pocci: „Justinus Kerner und sein Münchener Freundeskreis“, in dem besonders über Kerners Beziehungen zum Hause Wittelsbach viel Interessantes zu finden ist. Hierher gehört auch der Band „Briefwechsel zwischen Justinus Kerner und Ottilie Wildermuth“, der die Jahre 1853–62 umfaßt. Auf beide Bücher kann ich nur hinweisen. Immer wieder sind Kerner die vielen Besuche von Fürstlichkeiten verdacht worden, als buhle er um solche Gunst. Natürlich war er nicht unempfindlich, wenn er von hoher Seite Ehrungen empfing; aber bei Besuchen in Weinsberg war und blieb Justinus Kerner der Souverain und sonst niemand. Seine persönliche Meinung gab er stets unverblümt zum Ausdruck, so etwa dem Prinzen Adalbert von Bayern gegenüber. Als dieser sich allzusehr mit Tischrücken (worüber ja Kerner auch ein Buch verfaßt hatte), sowie Geistern und der Wasserbeschauerin von Ellhofen beschäftigte, schrieb ihm Kerner: „Ich halte dafür, daß Königl. Hoheit gesunder und fröhlicher bleiben, wenn Sie tanzen, als wenn Sie allzuviel in der Seherin von Prevorst und im Swedenborg lesen.“

Einer merkwürdigen Altersbeschäftigung des halbblinden Mannes muß noch gedacht werden: seiner Kleksographien, jener seltsamen Figuren, die er aus Tintenkleksen zu fabrizieren und zu bedichten pflegte. Es ist ein ganzes „Hadesbuch“, wie Kerner es nannte, daraus entstanden. Da hatte doch ER



sie einmal in seiner Gewalt, die unzähligen kleinen Teufel und Dämonen, die ihn so oft geplagt und ihm zugesetzt hatten. Auf dem Papier konnte er ihnen Hörner aufsetzen, Schwänze oder sonstige Zierate anhängen, und vor allem: Gedichte über sie schreiben und sie damit lächerlich und unwirksam machen. Und dann liest man etwa den kleinen Vers zu einem armseligen Bildchen:

„Aus Tintenflecken ganz gering  
Entstand der schöne Schmetterling.  
Zu solcher Wandlung ich empfehle  
Gott meine fleckenvolle Seele.“

Dann wird man ganz still vor der Einfalt und frommen Demut dieses Dichterherzens. Aus diesen Kleksographien ist inzwischen der sogen. Rorschachtest entstanden mit vielfältiger psychologischer Anwendung. Kerner hätte sich darüber herzlich gefreut, wenn man ihm das noch hätte sagen können.

Im Jahre 1858 erlebte er die Freude, daß die Universität Tübingen zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum sein Doktordiplom erneuerte. In dem Ehrendiplom erhielt er die Prädikate „Aegrotorum solatium, daemonum flagellum, Musarum deliciae, dulce patriae decus“. In klassisch knapper Weise, wie das nur lateinisch möglich ist, wird hier seine umfassende Bedeutung ausgedrückt. In gereimter deutscher Übersetzung heißt es etwa so:

„Tröster der Kranken und Schrecken der Geister,  
Vaterlands Zierde, der Dichtkunst Meister.“

Die letzte Zeit seines Lebens war mühsam, das Alter brach mit Macht herein. Im Januar 1862 stürzte er im Zimmer, schien sich aber wieder einigermaßen zu erholen. Auf Donnerstag, den 13. Februar, hatte er alle Weinsberger Freunde zu sich geladen. Prinz Adalbert von Bayern hatte ein Fäßchen Münchner Bier gesandt, und so wurde es ein angeregter und fröhlicher Abend, der letzte seiner in diesem Hause durch vierzig Jahre hindurch geübten Gastlichkeit. Am Sonntag darauf befiel ihn eine schwere Grippe mit anhaltendem Fieber, die bei seinem Alter gleich das Schlimmste befürchten ließ. Man holte den Sohn Theobald aus Cannstatt, dessen Frau damals ebenfalls lebensgefährlich krank darniederlag, so daß dieser dauernd zwischen Cannstatt und Weinsberg unterwegs war. Am Vormittag des Freitag, des 21. Februar, sprach Justinus Kerner mit leiser Stimme: „Ich sterbe.“ Um die Mittagszeit begann der Todeskampf. Sprechen konnte er kaum mehr. Gegen Abend nannte er seine Lieben mit Namen und gab ihnen die Hand. Darnach kamen die Worte: „Herr, dein Werk ist vollbracht“, und kurz darauf: „Gute Nacht! Gute Nacht! Schlaft alle wohl!“ Von da an lag er still da, bis er um halb zwölf Uhr entschlief im hohen Alter von über 75 Jahren.

Seinem Wunsche gemäß sollte die Beerdigung in aller Stille stattfinden, ganz so wie einst bei seinem Vater. Nur ein stilles Vaterunser sollte gebetet werden. Dies geschah auch. Doch konnte sein Wunsch, daß nur sein Sohn und Schwiegersohn, sowie ein Freund und ein Geistlicher, mit zum Grab gehen sollten, nicht durchgeführt werden. Der amtierende Geistliche war der Mann seiner ältesten Enkelin, Stadtpfarrer Alexander Bauer von Löwen-

stein, der Sohn des Mörikefreundes Ludwig Bauer. Von Tübingen waren die alten Freunde Karl Mayer und vor allem Ludwig Uhland gekommen, für den ja schon am 13. November des gleichen Jahres die Sterbestunde schlug. Am Montag, den 24. Februar, vormittags 9 Uhr setzte sich ein unabsehbarer Leichenzug vom Trauerhaus aus in Bewegung. Als die Feier auf dem Friedhof vorüber war, fingen die Glocken der alten Stadtkirche an zu läuten. Sie riefen zum Gottesdienst des Matthiasfeiertages, der damals noch kirchlich begangen wurde; ihr Gruß galt jedoch auch dem großen Toten. Das Grab ist gemäß Kerners Wunsch durch einen liegenden Stein bezeichnet, ganz so, wie er es einst auf dem Nürnberger Johannesfriedhof gesehen hatte. Die Inschrift lautet: „Friederike Kerner und ihr Justinus“, dazu die Sterbejahre 1854 und 1862. Genau so hatte er es haben wollen.

Wer war Justinus Kerner? Jeder Versuch, sein Bild zu zeichnen, wird unzulänglich bleiben müssen, denn Kerner war weit mehr als wir Heutigen nachfühlen können. Darum wird die Erinnerung an ihn wohl etwas verblasen, aber nie ganz vergessen werden. Wer er war, hat in besonders feiner Weise der Präsident des Konsistoriums August Köstlin, Bruder des längst verstorbenen Jugendfreundes Heinrich Köstlin, zugleich Schwager von Karl Mayer, bei der Denkmalweihe in Weinsberg am 15. Oktober 1865 in seinem Gedicht zum Ausdruck gebracht:

„Wer hat wie Du geliebt den Freund,  
Wer ihm die Seele so gehoben,  
Wer so mit Ernst, dem Scherz vereint,  
Ein Zauberband um ihn gewoben?

Wer hat in heitres Schattenspiel  
Wie Du das Leben umgestaltet,  
Und wer mit tieferem Gefühl  
Die Blätter seines Ernsts entfaltet?

Ein lebensfreudiger Prophet  
Standst Du auf zweier Welten Grenze,  
Von Himmelsluft das Haupt umweht,  
Und pflückend froh der Erde Kränze.“

## Drei unbekannte Dokumente von Justinus Kerner aus den Jahren 1850/51

Von W. H a g e n

Das Ludwigsburger Heimatmuseum besitzt ein interessantes Dokument über die letzte „Seherin“, die den Weg Justinus Kerners kreuzte. Es handelt sich um eine ältere Bauersfrau, die in Ellhofen bei Weinsberg verheiratet war. Theobald Kerner berichtet von ihr, sie sei eine anspruchslose, bescheidene Frau gewesen, Mutter mehrerer Kinder, fleißig in Haus und Feld. Sie hatte die Gabe, beim Schauen in ein Glas Wasser vermißte oder gestohlene Gegenstände zu erblicken, gelegentlich auch zukünftige Ereignisse zu sehen. Bei diesem Schauen sei an ihr ein eigentümlicher Stechblick zu bemerken gewesen. Vater Justinus nennt sie in der Regel „die Wasserschauerin“. Im Dezember 1849 gab diese Frau eine verblüffende Aufklärung über den vermißten Schmuck einer Gräfin Beroldingen, wie man im 2. Band von „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden“ nachlesen kann. Eingehend berichtet Theobald Kerner über diese Dinge in dem Kapitel über den Prinzen Adalbert von Bayern, das er seinem köstlichen Buch „Das Kernerhaus und seine Gäste“ einverleibt hat. Der Vater Justinus hatte im August 1850 „lichte Tage“ in Aschaffenburg erlebt, genauer gesagt: er war dorthin von König Ludwig I. von Bayern eingeladen worden und hatte bei diesem Besuch auch dessen vierten Sohn, den schwärmerisch veranlagten Prinzen Adalbert kennen gelernt. Auf diesen machte der Magier von Weinsberg begrifflicherweise einen gewaltigen Eindruck, und als nun Kerner von der Ellhofer Wasserschauerin erzählte, da erweckte er in dem Herzen des Prinzen brennendes Interesse. Vom September 1850 an kam Brief um Brief nach Weinsberg z. T. mit hochpolitischen Anfragen, auf die Kerner bei der Wasserschauerin Auskunft holen mußte. Diese Briefe ziehen sich durch die nächsten Jahre hin. Prinz Adalbert kam selbst wiederholt nach Weinsberg, um die Wasserschauerin zu befragen. Näheres darüber ist dem Buch von Franz Pocci „Justinus Kerner und sein Münchener Freundeskreis“ (1928) zu entnehmen.

Was bisher nicht bekannt war, ist die Tatsache, daß nach der Geschichte mit dem Schmuck der Gräfin Beroldingen zunächst vom württembergischen Königshof aus eine Anfrage über Justinus Kerner an die Wasserschauerin gerichtet wurde. Wir bringen mit freundlicher Genehmigung des Heimatmuseums Kerners Bericht im genauen Wortlaut.

## Königliche Hoheit!

Jetzt erst (am 17. t. Morgens 11 Uhr) fand ich Gelegenheit, die bewußte Person schauen zu lassen. Vorausschicken muß ich: daß diese Person von der Politik unserer Tage gar nichts weiß, auch nicht das mindeste von der Plochingerversammlung, von Preussen u. s. w. Ferner: daß ich ganz wortgetreu gebe, was sie sagte. Ich sagte zu ihr: Sehe sie einmal nach unserem König Wilhelm und wie es ihm gehen wird!

Antwort (nachdem sie einige Minuten starr in das Glas geschaut hatte): Ich sehe wieder den Schwarzen, den ich früher ihm entgegen sah. Bey dem Schwarzen steht ein ganz Rother. Der Schwarze hat eine Krone auf, der Rothe mehr wie eine Kappe. Der Schwarze liebäugelt mit dem Rothen und will den Rothen gegen unsern König senden. Der Rothe ist sehr gefährlich, er hat sich vor diesem am meisten in acht zu nehmen. Ferner seh ich eine Menge Leute, aber meistens höhere, wenig Bauern; diese sind von einem schwarzen Strich eingefaßt, aber gar keine rothen. Dieses deutet auf baldigen Spektakel und Empörung derselben, aber ohne Blut, weil sie keinen rothen Strich haben. Der König wendet sich gegen diese hin, die mehr wie Bauern aussehen und giebt diesen was zu. Den Vornehmen giebt er nicht nach. Dem Schwarzen kehrt der König immer den Rücken zu. Beym Schwarzen seh ich einen rothen Strich, das deutet auf Angreifen, aber es gelingt ihm nicht: denn der schwarze Strich, der auch bey ihm ist, reicht nicht bis zum Könige, daher verliehrt er es. Von jenen vielen Leuten, die wie Herren aussehen, geht auch ein schwarzer Strich aus, aber er erreicht den König nicht. Zur Rechten des Königs seh ich drey mit Kronen stehen, die ihm helfen, und weiter hinweg einen in einem Pelzroke. Diese sind licht und dem Könige gut; der im Pelzroke wird aber anders helfen als die Drey. –

Nun fragte ich: wie steht es mit der Gesundheit unseres Königs? Antwort: er ist nicht ganz gesund, es sind aber nur Wallungen, nichts tödliches. Der König wird ein hohes Alter erreichen! – Gott gebe, daß sie wenigstens in letzterem wahr sagt! ! !

Daß all dieses jenes Weib sprach und nicht die mindeste Einflüsterung statt fand, das verbürge ich K. Hoheit mit meinem Ehrenwort. Zeuge war niemand als Frau Rikele.

Noch einmal muß ich versichern, daß dieses Weib nicht das mindeste von Politik und nahmentl. von der Preussenmanie der Plochinger etc. weiß.

Für den verehrten HE. Schwager bin ich so frey eine Antwort Eschenmayers auf dessen Anfrage beyzuschließen. –

Gott gebe, daß K. Hoheit der neulich erlebte Schrecken durch den Brand eines Kamins nicht krank machte! !

Dem verehrtesten Herrn Gemahl, dem herrlichen HE. Schwager und dem guten Castle mein Herzlichstes !!

In tiefster Verehrung

Euer K. Hoheit

unterthänigster Dr. J. Kerner

Weinsp. 17 t.

Jan. 50.

Wer war nun die Kgl. Hoheit, welche sich so besorgt um das Leben des Königs an die Wasserschauerin wandte? Es kann niemand anderes gewesen sein als die älteste Tochter König Wilhelms I., Prinzess Marie v. Württemberg (1816–87), Gemahlin des Grafen Alfred v. Neipperg (1807–65). Die Freundschaft Justinus Kerners mit dem gräflichen Paare ist bekannt, ebenso seine Zuneigung zu dem „herrlichen Herrn Schwager“, dem Grafen Gustav v. Neipperg, dessen frühen Tod am 27. Dezember 1850 Kerner in einem Gedicht beklagte. Mit dem „guten Castle“ ist Dr. Michael Castle gemeint, der Kerner durch die Neippergs zugeführt worden war und der schon im J. 1844 die Schrift „Phrenologische Analyse des Charakters des Herrn Dr. Justinus Kerner“ hatte erscheinen lassen. Von der Prinzessin Marie berichtet Kerner einmal in einem Brief (Briefwechsel Bd. II S. 251), daß sie jedesmal mit ihm von ihrem Vater spreche, und einmal habe sie geschrieben, daß ein Leben ohne ihren Vater ihr undenkbar sei: „Er ist mein Teuerstes, mein Höchstes auf dieser Erde.“ Aus dieser Einstellung der Tochter zu ihrem Vater ist deren Anfrage zu verstehen. Ob die hohe Dame allerdings von der Antwort befriedigt war, die sie erhielt, erfahren wir nicht; ebensowenig, ob sie sich unter den Gestalten des „ganz Rothen“ und des „Schwarzen“, welche die Bäurin neben dem König schaute, etwas Genaueres vorstellen konnte. Tröstlich mag ihr die Versicherung gewesen sein, der König werde ein hohes Alter erreichen. Diese Prophezeiung ist ja bekanntlich eingetroffen. Von weiteren Anfragen der Prinzessin an die Wasserschauerin wissen wir nicht. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Justinus Kerner blieben bestehen. Vielleicht war die Prinzessin sogar die Mittlerin in der Angelegenheit, die Justinus Kerner damals schwer bedrückte und die ihn ein Jahr nach dem obigen Brief veranlaßte, sich an König Wilhelm selbst zu wenden. Bevor wir jedoch näher auf diese Sache eingehen, soll Kerners eigene Einstellung zu den „Prophezeiungen“ jener Wasserschauerin wenigstens kurz erwähnt werden. Wer sich darüber genauer unterrichten will, sei nochmals auf das obengenannte Buch von Franz Pocci verwiesen. Hier genüge Kerners Antwort, die er einmal Ottilie Wildermuth gab. Im Hinblick auf ihre Prophezeiungen meinte er, diesen sei nicht mehr Glauben beizumessen als den Träumen, die möglicherweise eintreffen können oder auch nicht. Über vermißte oder entwendete Gegenstände habe sie jedoch meist wunderbar richtigen Aufschluß gegeben.

Als Justinus Kerner im Januar 1850 jenen Brief an die Prinzessin Marie schrieb, belasteten ihn schwere Sorgen. Er spürte schon seit Jahren ein Nachlassen seiner Sehkraft und hatte sich in seiner ärztlichen Praxis von seinem Sohn Theobald unterstützen lassen. Als dann im Jahre 1848 die politischen Wogen hochgingen, ließ sich Theobald mitreißen und hielt bei Versammlungen in Heilbronn und Hall aufrührerische Reden. Der bevorstehenden Verhaftung konnte er sich nur durch die Flucht entziehen. Das war am 25. September 1848. Er wandte sich nach Straßburg und fand dort mit Frau und Kind Zuflucht bei dem greisen Dichter August Lamey. Sein Vater vermißte ihn sehr und forderte ihn immer wieder zur Rückkehr auf. Als dann seine Schwester Emma lebensgefährlich erkrankte, entschloß sich Theobald, dem väterlichen Drängen nachzugeben. Am Karsamstag, dem 7. April 1849, traf er in Weinsberg ein und stellte sich am 13. April freiwillig vor dem zuständigen Gericht in Besigheim. Nach längerem Verhör wurde er gegen die Stellung einer Kaution von 1000 Gulden zunächst freigelassen (vgl. Karl Walter, „Theob. Kerner als polit. Flüchtling“ im Südwest-Merkur vom 27. 4. 1961). Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn gestaltete sich aber immer schwieriger, da der Sohn auf seinen politischen Überzeugungen beharrte, ja sogar sich im Juli als Wahlkandidat zur Konstituierenden Landesversammlung aufstellen ließ, wobei er allerdings nicht gewählt wurde. Dabei stand ja seine endgültige Aburteilung noch aus. Bis dahin mußte jede Unvorsichtigkeit seine Situation erschweren. Wenn der Vater Kerner am 5. März 1850 dem Grafen Wilhelm v. Württemberg schrieb, er habe sich genötigt gesehen, um seine Entlassung als Oberamtsarzt zu bitten „ungern und mit Tränen“, weil er nicht mehr könne, so ist daran nicht nur der schlechte Zustand seiner Augen schuld, sondern auch die dauernden politischen Zerwürfnisse mit seinem Sohn. Am 27. März 1850 (nicht 1851, wie meist zu lesen ist!) wurde des Vaters Pensionierung unter Verleihung des württ. Kronenordens genehmigt. Im Juni 1850 waren die neuen Geschworenen-Gerichte eingeführt worden, wobei Weinsberg zum Bezirk Ludwigsburg kam. Und dort, in der Geburtsstadt des Vaters, deren Ruhm von diesem in dem erst im Jahr zuvor erschienenen „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ so anziehend verkündigt worden war, entschied sich nun das Schicksal des Sohnes. Am 7. September 1850 wurde Theobald Kerner vom Schwurgericht Ludwigsburg für schuldig gesprochen, „das Volk zur gewaltsamen Abänderung der Verfassung aufgefordert zu haben“. Als Strafe wurden 10 Monate Festungshaft auf dem Hohenasperg über ihn verhängt. Drei Tage darnach kam Theobalds jüngster Sohn Georg zur Welt. Am 1. November trat Theobald Kerner seine Strafe an. Anfangs Februar 1851 reichte Vater Justinus ein Begnadigungsgesuch für den Sohn ein. Dieses Gesuch wurde vom König Ende Februar abgelehnt, weil Theobald kurz zuvor Briefe geschmuggelt hatte. In der Karwoche wandte sich der Vater mit einem Gedicht direkt an den König. Von diesem Gedicht besitzt der Historische Verein eine frühe Abschrift von unbekannter

Hand, die hier mit freundlicher Erlaubnis zum ersten Male veröffentlicht wird:

Darf ich in diesen heil'gen Tagen,  
Wo Gott getilgt der Menschen Schuld,  
An Dein Herz eine Bitte wagen? –  
Gestützt auf dieses Herzens Huld,

Bitt ich für einen, der voll Reue  
Schmerzvoll in seinem Innern fühlt,  
Daß einst auch er mit Bürger Treue  
In einer irren Zeit gespielt.

Ich, der in jener Zeiten Harm  
Mein Lied gewidmet nur dem Thron,  
Ich breite bittend meine Arme  
Um Dich für ihn, er ist mein Sohn.

Befrei ihn aus des Kerkers Banden,  
So wird gerührt er fühlen dann,  
Daß Freiheit, die er mißverstanden,  
Ein König nur ihm geben kann.

Nicht zürnend mir, wirst Du ermessen,  
Daß Vaterherz betrübt noch liebt,  
Und daß verzeihen und vergessen  
Gott selbst so gern an Menschen übt.

Durch wen dieses Gedicht dem König übergeben wurde, ist nicht bekannt, doch ist es durchaus möglich, daß die Prinzessin Marie die Vermittlerrolle dabei übernommen hat. Am 22. April konnte Graf Wilhelm v. Württemberg dem Vater mitteilen: „Lieber Justinus Herzensfreund! Dein Sohn ist begnadigt. Jetzt soll aber auch Dein Herr Sohn endlich einmal vernünftig werden und von dem tollen Getriebe fortan abstehen.“ Theobald Kerner wurde tatsächlich am 23. April entlassen und ließ sich bald darauf in Stuttgart als Arzt nieder.

Das Gedicht, das nie in eine Gesamtausgabe aufgenommen wurde, erschien gedruckt am 9. Mai 1851 im Frankfurter Konversationsblatt unter der Überschrift „An meinen König“. Die textlichen Änderungen sind geringfügig; die wichtigste ist die, daß es im Druck heißt:

Ich breite bittend meine Arme  
Nach Dir – um ihn – er ist mein Sohn.

Außerdem sind jeweils die vierzeiligen Strophen zu achtzeiligen zusammengefaßt.

Nicht unerwähnt bleibe, daß der unbekannte Abschreiber unter seine

Abschrift den Namen „Justinus Kerner“ beigesetzt hatte, aus dem eine ebenso unbekannte Hand – ob im Ernst oder Scherz? – später einen „Justinus Körner“ gemacht hat. Das erinnert an ein heiteres Vorkommnis, über das der alte Justinus selbst mit am meisten gelacht habe. Als es in Ludwigsburg noch eine Kriegsschule gab, sei einmal als Aufsatzthema die Frage gestellt worden: „Wen halte ich für den größten Dichter?“ Ein Kriegsschüler habe diese Frage mit einem einzigen Satz beantwortet und dieser habe gelautet: „Justinus Körner, denn er ist für die Freiheit gestorben.“

### III

Das Jahr 1851, das für Justinus Kerner so sorgenvoll begonnen hatte, brachte ihm am Ende noch eine große Freude. Sein treuer Prinz Adalbert lud ihn ebenso herzlich wie dringend zu einem Besuch nach München ein. Dieser Besuch von Kerner und seiner Frau ist fast unbekannt geblieben. Im zweiten Band des „Briefwechsels“ ist nur an einer Stelle von einer schönen Reise Kerners die Rede, ohne daß darüber nähere Angaben gemacht würden. Ein undatierter Brief Kerners an Karl Mayer (Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. 1867 Bd. II S. 233) nimmt kurz Bezug auf den Münchener Aufenthalt. Nähere Angaben brachte erst das Buch von Franz Poggi, das einen ausführlichen Brief darüber an den Grafen Wilhelm v. Württemberg vom 23. 1. 1852 enthält. Diesem Bericht ist zu entnehmen, daß die Kernerschen Eheleute am 17. Dezember wieder in Weinsberg eingetroffen waren. Da sich Kerner unterwegs erkältet hatte, lag er von da an meist zu Bett bis weit in den Januar 1852 hinein. Offenbar hätte Kerner auf der Rückreise gerne in Stuttgart haltgemacht und seinen alten Freund Obermedizinalrat Georg von Jäger (1785–1866) dort aufgesucht. Sein Gesundheitszustand erlaubte ihm diesen Abstecher nicht. Darum sandte er dem Freund nachstehenden Brief, der am 16. oder 17. Dezember geschrieben sein muß. Dieser bisher unbekannte Brief befindet sich im Besitz des Verfassers und wird hier erstmals mitgeteilt (Tafel 16):

Herzlieber Jäger!

Ich will einmal besonders kommen, euch von meiner Münchner Schneefahrt zu berichten. Jetzt fahre ich stimmlos hindurch. Ich soll Dich von Martius grüßen, bey dem ich ein Gelehrten- u. Künstlerfest durchmachte, auch vom herrlichen Schubert. Bey meinem Ludwig und seiner Frau Therese war ich oft u. an dem neuen König u. seiner Frau gewann ich neue Freunde. Ich war vor 3 Tagen biß nachts 11 Uhr bey ihnen. Sonst sah u. sprach ich eine Menge interessanter Freunde, die ich im Sommer nicht gefunden hätte. Ich wäre aber zu dieser Jahreszeit nicht gereist, wäre nicht die dringende Einladung Adalberts gekommen, dessen Gast ich auf der Reise u. in München war. Wär ich nur gesund.

Herzlich

Euer Kerner



Wie lange der ganze Aufenthalt in München währte, ist nicht bekannt. Untergebracht war Kerner mit seinem Rikele im „Bayerischen Hof“. Das Künstlerfest bei Martius galt der Feier des Jahrestags seiner Rückkehr aus Brasilien, wohin der bedeutende Botaniker eine Forschungsreise unternommen hatte. Der „herrliche Schubert“ ist der bekannte Naturphilosoph Gottlieb Heinrich v. Sch., mit dem Kerner seit Jahren in Briefwechsel stand und der ihn auch in Weinsberg besucht hatte. „Mein Ludwig“ ist niemand anderes als König Ludwig I., der damals schon abgedankt hatte, weshalb auch vom „neuen König“ die Rede ist. Selbst diesem gedrängten Reisebericht merkt man Kerners Stolz und Freude an über die warmherzige Aufnahme, die er gefunden hatte. Die Schlußzeilen seines Gedichtes „Im Dezember in München“ umschreiben Kerners Empfinden mit den Worten:

Aus Herzen und aus Bildern bricht  
Zu München eine eigne Sonne.

Zu jenem Besuch gehört als Nachklang sein Gedicht „An Freiherrn von der Tann“ und dessen Antwort darauf. Beides ist abgedruckt in „Der letzte Blütenstrauß“ (in der Erstausgabe 1852 auf S. 139 mit der richtigen Jahreszahl 1851; die Jahreszahl 1837 in Gaismaiers Ausgabe von Kerners Werken Bd. II S. 74 ist falsch!). Das Gedicht „Antwort“ des Freiherrn von der Tann läßt heute noch etwas davon spüren, wie Kerner auf die Hofgesellschaft wirkte, als er ihr aus seinem Buch „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ teils vorlas, teils erzählte. An jenem Abend las Kerner übrigens auch sein Gedicht vor „An König Ludwig von Bayern“, das damals entstanden war und später ebenfalls im „Letzten Blütenstrauß“ seinen Platz fand. Graf Poggi (Enkel) sagt von diesem Gedicht: „Kein Lied, keine Schilderung weiß mit so schönen Worten über all die Taten und Schöpfungen des großen Ludwig zu berichten.“ Kerners Huldigung entsprang ehrlicher Bewunderung, sah er doch in Ludwig I. die ideale Vereinigung von König und Dichter. Daß er sich dessen Gunst erfreuen durfte, erfüllte Justinus bis zu seinem Tode mit tiefer Beglückung und Dankbarkeit. Der Besuch in München festigte die Beziehungen zu all den dortigen Freunden. So ist es begreiflich, daß Kerner später immer wieder seiner Sehnsucht nach München Ausdruck gab.

Die obigen Dokumente fallen in einen Zeitraum von zwei Jahren. Für den gleichen Zeitraum bringen die beiden Bände des Kernerschen „Briefwechsels“ nur 25 Briefe. Dieses etwas dürftige Material hat nun eine nicht unwesentliche Bereicherung erfahren.

# Neue vorgeschichtliche Funde im Kreis Ludwigsburg

Von Oscar P a r e t

In dem seit mindestens fünftausend Jahren ständig von Bauern besiedelten Neckarland birgt der Boden eine große Menge von Kulturresten, von Siedlungen und Gräbern aller Zeiten. Außer den Hügelgräbern und Befestigungsanlagen der Hallstattzeit (etwa 800 bis 400 v. Chr.) ist von all dem oberflächlich nur selten etwas zu erkennen. Erst durch Pflug und Spaten, in unserer Zeit mehr noch durch den Bagger, werden diese Reste aus ihrem Dunkel ans Licht gebracht. Es sind für uns die einzigen Urkunden jener ferneren Zeiten.

All dies gilt in besonderem Maße auch für den Kreis Ludwigsburg. Sein Gebiet gehört nicht erst heute zum „Ballungsraum“ am Neckar, sondern er war, wie die zahlreichen römischen Siedlungen zeigen, ein solcher Ballungsraum schon in römischer Zeit, ja schon einmal in der Jungsteinzeit vor fünftausend Jahren.

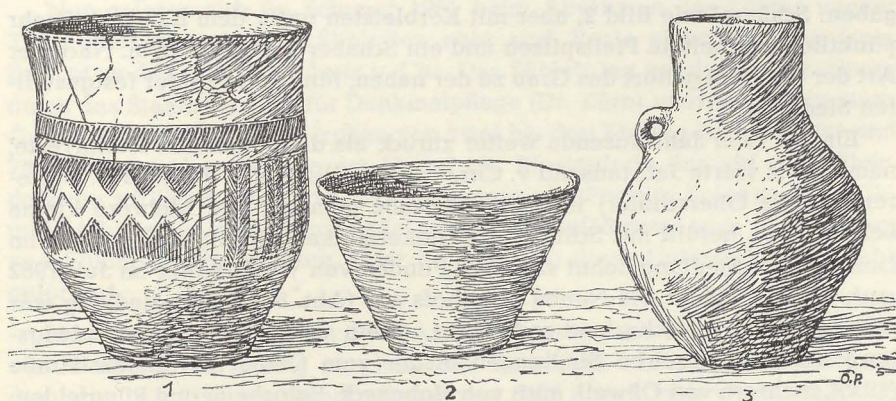
Bei den vielen Bauarbeiten werden jährlich nicht wenige geschichtlich wertvolle Kulturreste angetroffen. Leider ist der heute allgemein eingesetzte Bagger der Beobachtung solcher Reste und ihrer Bergung nicht günstig. Die meisten ans Licht gebrachten „Bodendenkmäler“ bleiben unbeachtet und daher für immer unbekannt. Um so erfreulicher und anerkennenswerter ist es, daß es doch immer wieder verständige und für die Geschichte ihrer Heimat interessierte Einwohner gibt, die gelegentliche Grabungen, Baugruben aller Art und ihren Aushub auf solche alten Kulturreste hin untersuchen und ihre Beobachtungen und Funde den zuständigen Stellen, besonders dem Staatlichen Amt für Denkmalpflege, Abt. Vorgeschichte, im Alten Schloß in Stuttgart zuleiten. Erfreulich auch, daß es Unternehmer gibt, die, soweit möglich, solche Forschungen unterstützen.

So kann auch aus den letzten Jahren wieder von einigen Neufunden berichtet werden.

## Jungsteinzeit

**Ludwigsburg.** Als im Jahr 1877 im Schlößlesfeld nahe der Neckarstraße (600 Meter westlich Harteneck) bei der noch erkennbaren Lehmgrube Sol-

daten bei einer Felddienstübung Kochlöcher aushoben, kamen alte Kulturreste zutage, die der damalige Oberstleutnant von Molsberg barg und der Königl. Altertümersammlung in Stuttgart übergab. „Wirkliche Totenurnen, Steinbeile aus Grünstein und ganze Haufwerke von Aschen, Kohlen und Knochen lassen auf Leichenbestattung durch Brand schließen.“ Wir wissen heute, daß es sich nicht um Gräber gehandelt hat, daß vielmehr die Soldaten auf die Überreste einer viertausend Jahre alten Bauernsiedlung der Steinzeit gestoßen waren, auf einstige kleine Lehmgruben, die die Bewohner zur Gewinnung des Lehms für ihre nebenan stehenden Holz-Lehm-Häuser gegraben und später als Müllplatz benützt hatten. So erklären sich auch der gefundene Meißel aus einem Wildpferdknochen und ein Pfriem aus der Elle eines Hasen wie auch gebrannter Lehm von Hüttenwänden oder einem Backofen.



#### Spätsteinzeitliche Tongefäße von Ludwigsburg

1 und 2: vom Schlößlesfeld (1877).  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.  
3: vom Bahnbau nach Markgröningen nahe Asperger Straße (1914). Etwa  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.  
Landesmuseum Stuttgart

Es war aber ein merkwürdiger Zufall: Einer der gefundenen Töpfe (Bild 1, Höhe 22 cm) trug genau dieselbe Verzierung mit Zickzackbändern zwischen schraffierten Dreiecken wie die Gefäße, die das Jahr zuvor Landeskonservator Prof. Eduard Paulus mit Revierförster Frank in der „Pfahlbaustation Schussenried“ in Oberschwaben am Süden des großen Federseemoores ausgegraben hatte. Da man damals außer den irrtümlich als Pfahlbauten gedeuteten Siedlungen an den Schweizer Seen und der 1875 entdeckten „Pfahlbaustation Schussenried“ noch keine steinzeitlichen Landsiedlungen kannte – die erste im Lande wurde erst 1892 von Dr. Ernst Kapff zwischen der Nippenburg bei Schwieberdingen und Hof Mauer, Markung Münchingen, erkannt –, gab es zunächst keine Erklärung für das Vorkommen von „Schussenrieder Keramik“ bei Ludwigsburg. Seither hat man an zahlreichen Orten

Reste dieser spätsteinzeitlichen Kultur festgestellt (z. B. Bad Cannstatt, Ehrenstein bei Ulm).

Bei der derzeitigen Überbauung des Schlößlesfelds sind in den letzten Jahren schon in mehreren Baugruben wieder Anzeichen dieser Steinzeitsiedlung angetroffen worden. Auf Mitteilung von Architekt Haag konnten solche 1960 in der Mainzer Allee südlich jener Lehmgrube festgestellt werden.

Eine Siedlung derselben Zeit und Kultur wurde Sommer 1914 im Westgebiet von Ludwigsburg beim Bau der Eisenbahn nach Markgröningen angetroffen, und zwar wenig nördlich der Eisenbahnbrücke über die Asperger Straße. Von hier stammt der 21 cm hohe Henkelkrug (Bild 3), dazu ein Backteller mit gekerbtem Rand, weitere Gefäßreste, Reibsteine, Tierknochen und ein Feuerstein.

Wenig oberhalb dieser Stelle, an der Ecke der Ulrich- und Martin-Luther-Straße war man schon 1909 auf ein Skelettgrab gestoßen mit folgenden Beigaben: Schüssel wie Bild 2, aber mit Kerbleisten unter dem Rand, fünf sehr pünktlich gearbeitete Pfeilspitzen und ein Schaber aus Feuerstein. Nach der Art der Schüssel gehört das Grab zu der nahen, fünf Jahre später festgestellten Siedlung.

Ein bis zwei Jahrtausende weiter zurück als die genannten Kulturreste, nämlich ins vierte Jahrtausend v. Chr., reichen die Funde, die 1953 G. Scheerer (damals Oberschüler) in der Kantstraße gemacht hat: Mehrere kleine Lehmgruben, gefüllt mit Schutt der Bandkeramiker, der ältesten Bauern im Lande. Diese Siedlung dehnt sich nach Funden von W. Kirschler im Juli 1962 auch auf das Gebiet des Neuen Friedhofs aus (Abt. 85). Die Besiedlung war zu jener Zeit im Neckarland recht dicht. Allein von der Markung Ludwigsburg kennt man solche Siedlungen bisher vom Gebiet der Mozartstraße (1935), mehrere von Oßweil, auch von Hoheneck, Eglosheim und Pflugfelden.

**Markgröningen.** Es zeigte sich, daß die vom Neubaugebiet nördlich der Stadt schon seit Jahren bekannte Siedlung der Bandkeramiker „Am Bissinger Pfad“ sich immer umfangreicher erweist. R. Glaser und G. Liebler konnten Ende 1959 in Baugruben wieder mehrere steinzeitliche mit Müll gefüllte Lehmgruben feststellen und aus ihnen Geräte aus Stein, Feuerstein und Knochen und zahlreiche Gefäßreste bergen, auch Bruchstücke von Hirschgeweihen und Knochen von Jagd- und Haustieren. Über die früheren Funde hier siehe Ludw. Gesch.-Bl. 13, 1957, 83 f.

**Pleidelsheim.** Im Neubaugebiet nördlich vom Ort, in Flur Schrai östlich der Mundelsheimer Straße, trifft man seit Jahren immer wieder auf Spuren alter Besiedlung (Ludw. Gesch.-Blätter 13, 87). Im Herbst 1959 wurden in der Baugrube für ein Vierfamilienhaus an der Westseite der Goethestraße Schuttgruben mit steinzeitlicher Linearkeramik angeschnitten. Solche zeigten sich auch in der Hölderlinstraße (Haus Langeneck) und südlich davon beim Neubau H. Lang, ebenso westwärts im Wasserleitungsgraben in der Mörikestraße. Die Beobachtungen sind Hauptlehrer Pfeiffer zu verdanken.

## Keltische Zeit (La-Tène-Zeit)

**Bietigheim – Bissingen a. E.** Etwa zweitausend Jahre jünger als die Steinzeit sind Neufunde, die im Schotterwerk Wilhelm Fink auf dem nördlichen Hochufer der Enz gemacht wurden. Hier war man 1936 beim Abraum des Lösses zur Erweiterung des Muschelkalkbruches auf Siedlungsreste der späten Bronzezeit (um 1000 v. Chr.) gestoßen, und zwar einen großen Topf mit einer Zierleiste, die in Form eines Strickes um den Rand gelegt ist, dazu Bruchstücke weiterer Gefäße.

Und im Mai 1938 hatte man am damaligen Westende des Bruches auf Markung Bissingen ein 1,20 m tiefes Skelettgrab angeschnitten. Es konnte von O. Paret untersucht werden. Dem in Richtung Süd (Kopf) – Nord liegenden Toten war zur Rechten ein eisernes Schwert in Blechscheide beigegeben. Es stammte aus der La-Tène-Zeit.

Nun zeigten sich im Sommer 1961 beim Abräumen des Lösses wieder Teile eines menschlichen Skelettes, aber auch Reste einer Siedlung jener Zeit, etwa des 4. Jahrhunderts v. Chr. Das Skelett lag bei der Untersuchung durch das Staatliche Amt für Denkmalpflege (Dr. Zürn) unordentlich in einer Grube. Bei zwei anderen Gruben von zwei bis drei Metern Durchmesser und 70 cm Tiefe erkannte man am Grund ein Pfostenloch, das auf eine Überdeckung schließen ließ. Vom Hausrat waren ein tönerner Spinnwirtel, Reib- und Mahlsteine, eine Bronzenadel und viele Gefäßreste, auch Tierknochen und Flußmuscheln erhalten. Herr Fink hat all diese Untersuchungen sehr gefördert.

**Neckarweihingen.** In der Flur Au im Südosten des Dorfs, 300 m östlich vom Friedhof, lag wenig oberhalb der Talwiesen ein römischer Gutshof, den schon die Oberamtsbeschreibung von 1859 nennt. Hier wurden 1925/26 mehrere Wagen Mauersteine, auch Ziegel ausgegraben, aber ohne nähere Untersuchung. Daß in diesem Gebiet schon in vorrömischer Zeit eine Siedlung lag, zeigte sich im Oktober 1961, als wenig östlich vom Friedhof die Baugrube für eine Leichenhalle ausgehoben wurde. An der Südostecke der Baugrube wurde eine 1,80 m tiefe, mit Brandschutt erfüllte Grube durchschnitten, die auch Keramik der mittleren La-Tène-Zeit (4.–2. Jahrhundert v. Chr.) enthielt. Bildhauermeister W. Kirschler, Ludwigsburg, ein eifriger Geländeforscher, hat sich auch hier verdient gemacht.

**Großingersheim.** Aus der späten La-Tène-Zeit, dem 2./1. Jahrhundert v. Chr., stammt ein Fundstück, das längst wieder verschollen ist und das wir nur durch eine Urkunde kennen. In den Akten des Rathausarchivs wird unter dem Nachlaß des 1754 verstorbenen Kronenwirts Jakob Kayser ein Regenbogenschüsselchen, also eine keltische Goldmünze erwähnt. Man darf wohl annehmen, daß sie auf der Markung Großingersheim gefunden worden ist. Doch bleibt die Fundstelle und die Zeit der Auffindung unbekannt. Keltische Goldmünzen wurden gerne als Amulette in Familien aufbewahrt und vererbt.

Auf der südlich angrenzenden Markung Geisingen brachte um 1910 der Pflug in Flur Diemen nordwestlich vom Ort ein kleines Regenbogenschüsselchen ans Licht. Es wurde an einen Goldschmied verkauft und ist verschollen.

### Römische Zeit

**Steinheim an der Murr.** Eine recht glückliche Entdeckung kann von der Markung der Stadt Steinheim berichtet werden. Nordwestlich der Stadt liegen rechts der Straße nach Höpfigheim die „Steinäcker“. Ein auffallender Name in dem weiten steinfreien Lößgelände! Die Erklärung brachte der November 1926. Karl Sigrist stieß beim Pflügen auf Fundamente und römische Ziegel. Der Flurname rührt also von den im Boden steckenden Mauern eines römischen Gutshofes her, so wie anderwärts die Flurnamen Maueräcker, Mäurich, Bürg oder Schloßäcker. In dieser Flur plante die Stadt im Jahr 1961, ihr neues Volksschulgebäude zu errichten.

Am 15. November 1961 begann die Räummaschine auf dem ausgedehnten Bauplatz den Humus abzutragen. Dabei zeigten sich nahe der Straße nach Höpfigheim schon in geringer Tiefe die Fundamente zweier rechtwinklig zusammenstoßender langer Mauern, offenbar die Südwestecke der Hofmauer. Innerhalb der Ecke wiesen Brandreste und stark geröteter Boden auf einen Ofen hin. Dank dem Entgegenkommen des Architekten F. Gfroerer, Ludwigsburg, und der Baufirma konnte in den folgenden Tagen das Amt für Denkmalpflege (Dr. Zürn und Grabungstechniker Maurer) die Brandstelle untersuchen. Durch Bruchstücke von Ziegelfehlbrand war sofort klar, daß ein Ziegelbrennofen angeschnitten worden war.

Römische Brennöfen für Geschirr kennt man in Württemberg schon von 23 Orten, im Kreis Ludwigsburg von den Kastellorten Benningen und Walheim. Ziegelbrennöfen sind aber erst ganz wenige festgestellt worden. Im Kreis Ludwigsburg sind es mit dem Steinheimer Ofen nun drei.

Der erste wurde 1911 in dem römischen Gutshof westlich H o h e n e c k nahe dem Favoritepark bei der Aufdeckung durch O. Paret gefunden und untersucht. Erhalten war nur Feuerraum mit dem Heizkanal, aber nichts mehr vom Brennrost und dem Brennraum darüber. Immerhin ist der Hohenecker Ofen bisher der einzige genauer untersuchte Ziegelofen im Lande geblieben.

Der zweite Brennofen im Kreisgebiet ist nur durch die darin gebrannte Ware erwiesen. Er wurde von dem Besitzer der römischen Villa in Flur Mäurach 1 km nordwestlich von G r o ß b o t t w a r betrieben. Wir kennen diesen Ziegler durch eine große, 1710 wieder gefundene Weihinschrift, die er mit Frau und vier Kindern im Jahr 201 n. Chr. den beiden Heilgöttern Apollo und Sirona geweiht hat. Es war der Veteran Gaius Longinius Speratus von der Mainzer 22. Legion. Er hat sich seine Ziegel selbst gebrannt und mit seinem Stempel versehen: G L S P. Im Jahr 1926 konnte O. Paret mit Hauptlehrer Schäfer bei der Aufdeckung seines Bades viele dieser gestempelten Ziegel bergen.

Der neuentdeckte Ziegelbrennofen von Steinheim a. Murr war außergewöhnlich gut erhalten. Schade, daß er abgebaut werden mußte, da er gerade in der Mitte der geplanten Turnhalle mit ihrem Schwimmbecken lag. So berichten uns nur noch Pläne und Bilder der bevorstehenden Veröffentlichung und eine Anzahl Ziegel von ihm.

Der kreisrunde Brennraum, in dem die luftgetrockneten Ziegelplatten und Hohlziegel aufgeschichtet wurden, war 3,30 m weit, die hartgebrannte Wand ringsum noch 0,40 m hoch erhalten (Tafel 1). Der von vielen Löchern durchbohrte Brennrost ruhte auf fünf, über dem Hauptfeuerkanal durch Bögen ersetzte Mauern, zwischen denen beiderseits sechs Querzüge zu den Löchern des Brennrostes führten und so eine gleichmäßige Verteilung der Glut im Brennraum erreichten. Der Hauptfeuerkanal war vom Vorraum des Heizers aus durch eine 2,20 m hohe, spitzbogig überwölbte Schüröffnung zu bedienen.

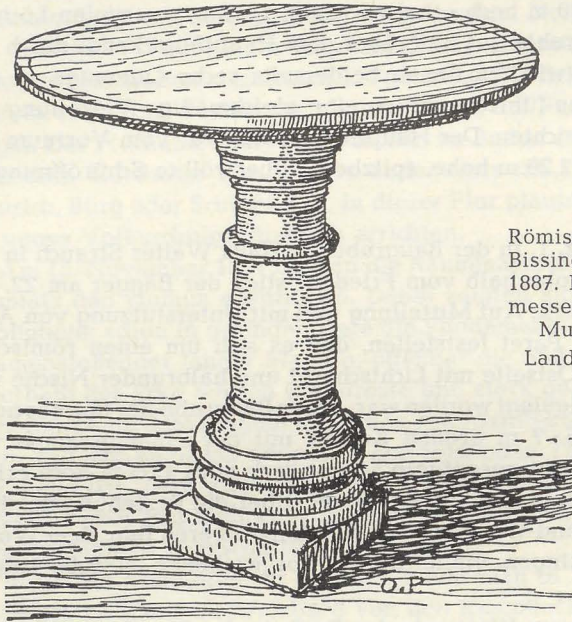
**Bissingen an der Enz.** 1. In der Baugrube für Haus Walter Strauch in der Gerokstraße südöstlich oberhalb vom Friedhof stieß der Bagger am 22. Februar 1961 auf Mauerwerk. Auf Mitteilung und mit Unterstützung von Apotheker Otto konnte O. Paret feststellen, daß es sich um einen römischen Keller handelt, dessen Ostseite mit Lichtschacht und halbrunder Nische von ihm schon Ende 1930 freigelegt worden war. In die Baugrube fiel nur das nordwestliche Viertel des 5 : 7 m großen Kellers mit der Zugangsrampe von West her. Hier war das rot ausgefugte Mauerwerk noch 1,05 m hoch erhalten. Der Keller ist 1,40 m in den Löß eingetieft. Über die Beziehung des Kellers zu einem nach Süd und West anzunehmenden größeren Bau, dem Wohnhaus eines Gehöfts, bringen vielleicht die vorgesehenen Nachbarbauten Aufschluß.

800 m westwärts lag am Westende des Dorfs in der Flur Bürg ein schon lange bekannter römischer Gutshof. Sein 28 : 43 m großes Wohngebäude ist zum Teil von Turnhalle und Sportplatz überbaut. Der 1887 aufgedeckte Keller war 8 : 12 m groß und 3 m tief. In ihm fand man einen gut erhaltenen Steintisch, der heute im Landesmuseum steht (s. Bild). Liegen die beiden genannten Gehöfte auf dem südlichen Hochufer der Enz, so ein dritter auf dieser Markung 1 km südlich vom Ort in Flur Seiten bei der Brunnenstube an der Ostseite des Feldwegs nach Tamm.

2. Am 1. Juni 1962 stieß der Bagger der Baufirma Paul Schütt und Sohn in der Mitte der Baugrube für Haus Kurt Haiber im Ulmenweg am derzeitigen Südwestrand des Dorfes auf ein Skelettgrab. Auf Mitteilung von Herrn Schütt, Sohn, über Apotheker Otto konnte O. Paret die Fundstelle sofort besichtigen. Unter 0,90 m mächtigem Humus steht der gelbe Löß an, der in 1,60 m Tiefe auf groben Enzschottern mit viel Buntsandstein lagert. Das Grab war bis zum Schotter eingetieft. Das Skelett, von dem der größere Teil schon abgeräumt war, lag in Ost- (Kopf) West-Richtung ausgestreckt. Neben dem linken Fuß hatte ein kleiner Krug gestanden. Das in Bruchstücken noch teilweise geborgene einhenkliche Krüglein ist römisch, aus gelbgebranntem

Ton. Höhe ohne Hals noch 15 cm (Gesamthöhe ursprünglich etwa 18 cm), Durchmesser 13 cm. Krüge bilden in römischer Zeit die häufigste Grabbeigabe. Wir haben sie uns mit Öl oder Wein gefüllt zu denken.

Das zum Teil geborgene Skelett läßt auf einen Toten weiblichen Geschlechts von etwa 1,60 m Größe schließen.



Römischer Kellertisch von  
Bissingen a. E. Gefunden  
1887. Höhe 1,17 m. Durch-  
messer der Platte 0,97 m.  
Muschelkalkdolomit  
Landesmuseum Stuttgart

Zur Frage des Lebensalters schreibt Dr. med. K. H. Reuschenbach, Ludwigsburg, der freundlicherweise die Untersuchung der beiden geborgenen Kiefer durchgeführt hat: Das Ausmaß der Abnutzung der Kauflächen des Gebisses gestattet Rückschlüsse auf das „Gebrauchsalter“ der Zähne. Ein schon länger benützter Zahn wird mehr abgeschliffen sein als ein neu durchgeborener. Allerdings enthielt das Mehl in alter Zeit 0,5 bis 3% Steinmehl von den Mahlsteinen. Wir müssen also mit einer wesentlich schnelleren Abnutzung der Kauflächen rechnen als bei den heutigen Mehlen. Im vorliegenden Fall fällt eine starke Abnutzung der ersten bleibenden Backenzähne auf, während die zweiten erst wenig abgenützt sind. Wir dürfen daraus den Schluß ziehen, daß diese zweiten Zähne höchstens 2 bis 3 Jahre benützt waren. Da nun diese zweiten Backenzähne etwa im 14.–15. Lebensjahr durchbrechen, ergibt sich ein Alter von 17–18 Jahren. Auch der eben erst durchbrechende erste Weisheitszahn (rechts oben) und die auf den Röntgenaufnahmen erkennbaren Formen der Zahnwurzelspitzen bestätigen ein Lebensalter von etwa 18 Jahren.



An den Wänden der Baugrube zeigte sich in der Nordwestecke eine alte Grube unbestimmbaren Alters von 1,50 m Tiefe. Sonst sah man keinerlei alte Spuren. Auch der Baggerführer hat nichts beobachtet. Die Fundstelle liegt etwa 300 m südöstlich von dem unter Z. 1. genannten römischen Gutshof auf der Bürg. So dürfte das Grab in Beziehung zu diesem Hof stehen. Auffallend ist, daß es sich um eine Körperbestattung, nicht um eines der in der römischen Zeit üblichen Brandgräber handelt. Körpergräber kommen zwar seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. da und dort vor, aber selten, so im Gräberfeld beim Kastell Köngen und in dem großen Gräberfeld beim Kastell Cannstatt. In letzterem fand man bei einer Schlußgrabung im Herbst 1955 neben 79 Brandgräbern 4 Skelettgräber. Ihre Richtung war nicht einheitlich. (Über das Auftreten solcher Gräber nördlich der Alpen seit dem 1./2. Jahrhundert n. Chr. siehe R. Nierhaus, Das römische Brand- und Körpergräberfeld „Auf der Steig“ in Stuttgart-Bad Cannstatt. 1959.)

Zeitstellung des Grabes: Das keltische Gebiet westlich vom mittleren Neckar kam um 85–90 n. Chr. unter römische Herrschaft und blieb Teil des römischen Reiches bis etwa 260 n. Chr. Aus diesem Zeitabschnitt stammt also das Bissinger Grab. Da aber der Bau der stolzen Gutshöfe nach römischer Weise erst allmählich in Gang gekommen sein kann, da andererseits der Alamanneneinfall vom Jahr 233–236 das Wirtschaftsleben im mittleren Neckarland für lange Zeit, vielleicht für immer lahmgelegt haben wird, dürfte sich der Zeitraum des Grabes auf die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts und den Anfang des 3. Jahrhunderts einschränken lassen. Wir können kurz um 200 n. Chr. sagen.

### Frühalamannische Zeit

Von 39 Gemeinden des Kreises (Eglosheim, Oßweil und Pflugfelden gesondert gezählt) sind bisher Gräberfelder des 6./7. Jahrhunderts bekannt geworden, insgesamt aber 63 Friedhöfe, da mehrere Orte zwei und mehr Friedhöfe besaßen. Von 15 Gemeinden (einschließlich Hoheneck) kennt man noch keine frühen Gräberfelder. Bei einigen dieser Orte wie Neckarweihingen und Höpfigheim dürfen schon nach der Namensform auf -ingen und -heim solche in Zukunft erwartet werden, dagegen nicht bei Orten, die erst nach dem Aufhören dieser Gräberfelder, also nach der Christianisierung um etwa 700, entstanden sind. Von Hoheneck wissen wir, daß es erst im 13. Jahrhundert im Anschluß an die Burg entstanden ist. Ähnlich scheint es bei Kleiningersheim und seiner Burg zu sein, vielleicht auch bei Kleinbottwar mit der Burg Schaubeck. Bei manchen der restlichen Orte lassen Lage und Namen auf mittelalterliche Entstehung schließen.

Wo auf einer Markung zwei oder mehr Reihengräberfelder liegen, läßt sich dies dadurch erklären, daß ursprünglich mehrere kleine Siedlungen mit eigenen Friedhöfen bestanden haben, die dann in christlicher Zeit zu einem Dorf zusammengewachsen sind. Von da an wurden die Toten bei der gemeinsamen Kirche bestattet.

Bei der regen Bautätigkeit sind im Kreis Ludwigsburg seit den letzten Berichten in Ludwigsburger Geschichtsblätter 13, 1957, 88–92 und 14, 1960, 59 wieder an mehreren Orten Gräber angetroffen worden, so in Bietigheim, Bönnigheim, Eglosheim, Möglingen und Pleidelsheim.

**Bietigheim.** Die bisher älteste Nachricht über Gräberfunde im Kreisgebiet hat Professor H. Römer im Stadtarchiv Bietigheim entdeckt. Ein Bürger Lorenz Wägner ist im Jahr 1526, also ein Jahr nach dem Bauernkrieg, bei Anlage eines neuen Weinbergs am Siechenweingartweg im Nordwesten der Stadt auf neun Skelette gestoßen, die teils in trocken gemauerten, teils aus Steinplatten erbauten Kammern lagen. Mehreren Toten waren eiserne Waffen beigegeben. Der Fundort muß im Gebiet der heutigen Hillerstraße nördlich der Löchgauer Straße gelegen sein. Hier sind zuerst wieder 1906 beim Bau von Haus Hillerstraße 26 drei Skelette mit Waffen gefunden worden, dann 1924 etwa zehn Skelette beim Haus Hillerstraße 49, und weitere Gräber 1950 nahe beim Neubau Spatzenackerweg 9.

Im Juli 1960 zeigten sich in der Baugrube für Haus Hillerstraße 30 wieder einige Gräber. Geborgen werden konnten infolge der Baggerarbeiten nur ein Hiebschwert und einige Glasperlen. Da 1925 auch bei Haus Löchgauer Str. 58 oder 60 ein Steinplattengrab angetroffen worden ist, verteilen sich die bisher bekannt gewordenen Gräber auf eine Strecke von 270 m. Durch Beobachtungen bei weiteren Baugrabungen können wir Genaueres über diesen ältesten Friedhof Bietigheims erfahren. (Siehe dazu auch O. Paret in Hie gut Württ., 11, 1960, 43.)

**Bönnigheim.** Ums Jahr 1850 stieß man auf den frühalamannischen Friedhof südlich der Stadt, im Winkel zwischen der Erligheimer Straße und dem wenig ostwärts ebenfalls nach Erligheim führenden Feldweg (hier Hohlweg). Es waren reihenweise angeordnete Skelettgräber mit Steinplatten, aber angeblich ohne Beigaben. Im August 1958 wurden beim Bau von Haus Dr. Combé wieder zwei Steinplattengräber angetroffen. Als im Jahr 1959 das südliche Nachbarhaus Karl Schmid gebaut wurde, brachte der Bagger nach den Feststellungen von Direktor K. Seeger mindestens vierzehn Gräber ans Licht, von denen vier wieder aus Steinplattenkammern bestanden. Die Schädel in diesen Kammern sollen immer auf einer Platte erhöht gelegen sein. Geborgen wurde nur eine eiserne Messerklinge.

Nun ist im Jahr 1934 auch auf der Westseite der Erligheimer Straße (Haus 14, H. Feil) nordwestlich von Haus Dr. Combé ein Frauengrab mit Beigaben (Tonflasche, Ohranhänger, Glasperlenkette) angetroffen worden. Die Vermutung liegt nahe, daß die heutige Erligheimer Straße jünger ist als das Gräberfeld und daß jener alte Feldweg, der wenig ostwärts nach Erligheim zieht, der ursprüngliche Verbindungsweg von Bönnigheim aus war. Er würde dann wohl die Ostgrenze des Friedhofs bilden. Und zudem hätte er die Richtung wie seine nördliche Fortsetzung durch die Stadt. Für sein hohes Alter spricht auch, daß er südwärts die Flur Birlingen durchzieht, die flache Quellmulde des Erlenbrunnenbächleins. Der Flurname ließ schon immer auf eine

in der Frühzeit hier gelegene Siedlung schließen, was durch das im November 1951 gleich jenseits der Markungsgrenze auf Markung Erligheim gefundene Steinkammergrab mit Deckplatten und Beigaben (Messer, Glasperlen) bewiesen wurde.

**Ludwigsburg.** Daß der frühere Ort Geisnang im Osten der jungen Stadt Ludwigsburg in frühalamannische Zeit zurückreicht, ist durch ein nahegelegenes Reihengräberfeld des 6./7. Jahrhunderts erwiesen. Um 1900 stieß man beim Bau der Häuser Schorndorfer Straße 103–107, also auf ihrer Nordseite zwischen Meierei- und Neckarstraße, auf zahlreiche Skelettgräber mit Beigaben, die verschollen sind. 1933 traf man ebenda bei Anlage der Vorgärten und des Gehwegs wieder einige Gräber an. 1935 zeigten sich zwei gemauerte Gräber vor Haus Mozartstraße 27, 1936 beim Bau von Mozartstraße 31 etwa 15 zum Teil gemauerte Gräber, zuletzt 1954 bei Einbau eines Tanks hinter Schorndorfer Straße 105 wieder zwei Gräber. Also immer nur nördlich der Straße.

Der Umbau der Schorndorfer Straße im Jahr 1960 brachte weitere Aufschlüsse. Zwar erlaubte der Bagger keine Untersuchungen, doch konnten in der Wand des auf der Südseite der Straße ausgehobenen Grabens gegenüber Schorndorfer Straße 103–107 noch drei Gräber erkannt werden, von drei weiteren lagen Knochen unbeachtet im Aushub. Der Friedhof reichte demnach unter der erst 1760 angelegten Schorndorfer Straße hindurch wohl bis zum Alten Oßweiler Weg. Er lag also im Winkel zwischen dem Weg und der uralten, zur Furt bei Neckarweihingen führenden Neckarstraße. Hier lag auch der im Jahr 1748 abgebrochene Fuchshof (s. Plan in Ludw. Gesch. Bl. 13, 44). Von ihm sah man in den Gräben des Straßenumbaus außer etwas Bauschutt und einem angeschnittenen Brennofen (?) nichts Bemerkenswertes. (Siehe dazu auch O. Paret in Hie gut Württ. 11, 1960, 43.)

Von **Ludwigsburg-Eglosheim** kennt man zwei Friedhöfe der Gründungszeit des Dorfs. Der erste wurde ums Jahr 1850 entdeckt, als man in Flur Mäurach nördlich vom Ort, also im Gebiet des alten Steinbruchs nördlich vom Milchwerk, Gräber mit alten Waffen fand (nach E. Paulus, 1855, in Parzelle 2334).

Ein zweiter Friedhof lag etwa 500 Meter südostwärts, jenseits der heutigen Frankfurter Straße. Er wurde bei der Überbauung des Geländes zum erstenmal im Sommer 1930 in der Baugrube für Haus Wunnensteinstraße 15 angetroffen. Es war ein von Steinplatten eingefasstes und überdecktes Grab, offenbar einer Frau, denn die einzige geborgene Totenbeigabe war eine gelbrote Glasperle einer Halskette.

Etwa 40 m nordwestwärts von diesem Grab stieß man im Oktober 1938 in der Baugrube für Haus Lüderitzstraße 8 wieder auf ein Steinplattengrab, das angeblich keine Beigaben enthielt. Und nun schnitt Ende März 1961 der neue Gasleitungsgraben 2 m nordöstlich von Haus Wunnensteinstraße 15 wieder ein Grab an, das dank dem Anruf von Stadtrat Goller noch teilweise untersucht werden konnte. Das West(Kopf)-Ost gerichtete Skelett lag in

1,40 m Tiefe und war durch einen früheren Leitungsgraben schon gestört. Geborgen wurde von den Beigaben eine eiserne Schnalle und ein Bruchstück eines bronzenen Schmuckes. Daß aber noch mehr Schmuck beigegeben war, bewies die Grünfärbung des linken Schlüsselbeins und des linken Unterarmes. Über die Ausdehnung dieses Gräberfeldes bringen vielleicht die weiteren Bauarbeiten Aufschluß.

**Möglingen.** Von hier sind jetzt drei frühalamannische Friedhöfe bekannt. Über die nördlich vom Ortskern, beiderseits der Bahnhofstraße, seit 1909 immer wieder angetroffenen Gräber ist in Ludw. Geschichtsblätter 13, 91 berichtet. Bis 1957 waren 43 Gräber dank Beobachtung und Meldung auch mit ihren Beigaben genauer bekannt. Im Juli 1958 stieß Hermann Seybold im Westen vom Ort, auf der Anhöhe südlich der Straße nach Schwieberdingen, bei einer Ausschachtung in seiner Garage auf zwei Skelette mit Waffen: Lang- und Hiebschwert, zwei Speere, Schild, Messer, Beinkamm, Schnalle und zwei Tonschüsseln. Es muß also hier gleichzeitig ein zweiter Friedhof bestanden haben.

Um so überraschender war die Mitteilung von Max Walter im April 1960, daß er bei Grabarbeiten an der Rückseite seiner Werkstätte, Wiesenweg 14, auf ein Skelett mit Beigaben gestoßen sei. Es lag 3,60 m tief, unter 2 m mächtigen Anschwemmungen des Furtbaches, am Südwestfuß der Anhöhe unmittelbar südlich vom Bahndamm. In dem nassen, zähen Ton konnte man Knochen und farbige Perlen erkennen. Beim Ausschlämmen ließen sich an Beigaben der Frau eine bronzene Schnalle mit durchbrochenem Beschlag, eine verzierte bronzene Riemenzunge und 181 meist kleine Glasperlen zusammen mit 17 größeren als Perlen dienenden Bernsteinstücken gewinnen. Neben einfarbigen Perlen (ziegelrot, dunkelrot, grün, blau) gibt es gelbe und rote mit Rippung und mehrfarbige verschiedener Form. Herr Walter hat den Fund dankenswerter Weise zur Bearbeitung und weiter dem Heimatmuseum in Ludwigsburg überlassen. Welchen Umfang diese auf der Ostseite des Tales gelegene Begräbnisstätte hatte, ist zunächst noch ebenso unbekannt wie bei jener im Anwesen Seybold. (Siehe dazu auch O. Paret in Hie gut Württemberg 11, 1960, 43.)

**Pleidelsheim.** Im Dezember 1951 wurde in Flur Schrai, 1 km nördlich vom Ort, westlich der Mundelsheimer Straße, beim Feldwegbau ein Skelettgrab in Richtung West(Kopf)-Ost angeschnitten. Obwohl es keine Beigaben enthielt, war zu vermuten, daß hier der frühalamannische Friedhof des Dorfes lag. Nun hat man in dem Neubaugebiet östlich der Straße Ende Oktober 1960 in einer Baugrube 30–40 m von der Straße sieben West-Ost gerichtete Skelette ohne Beigaben angetroffen. Im nordwärts folgenden Neubau Lautenschläger ließ der Bagger August 1961 neun Gräber feststellen. An Beigaben fand sich eine eiserne Gürtelschnalle, in einem anderen Grab eine solche mit vier Bronzebuckelnieten, und zwei Messer. Ein Pferdeschädel mit Trense soll durch den Bagger zermalmt worden sein. Und im April-Mai 1961 durchschnitt der Nord-Süd ziehende Wasserleitungsgraben in der geplanten Mörike-

straße, 60 m östlich der Mundelsheimer Straße fünf Gräber, aus deren einem ein Hiebschwert und eine Schnalle mit Beschläg und Bronzenieten geborgen wurden.

Der durch diese Funde bekanntgewordene erste Friedhof des Dorfes ist durch die flache Riedbachsenke von ihm getrennt.

Hauptlehrer Pfeiffer werden auch diese Beobachtungen zur Frühgeschichte Pleidelsheims verdankt.

# Das markgräfllich badische Lehen „Burg und Dorf Mundelsheim“

von Julius Friedrich Kastner

Die vorübergehende Freilegung eines Teiles des Mundelsheimer Burggrabens im Frühjahr 1961, die für kurze Zeit den Einwohnern der Gemeinde und den historisch interessierten auswärtigen Besuchern einen Blick in die geschichtliche Vergangenheit Mundelsheim werfen ließ, und insbesondere die auf Anregung des am 23. Februar 1962 verstorbenen Ehrensenators der Universität Tübingen, Herrn Willy Hornschuch aus Schorndorf, durchgeführten Untersuchungen über die Schicksale des 1700 erloschenen Rittergeschlechts derer von Urbach, gaben Veranlassung, eine gedrängte Darstellung der Besitzverhältnisse des markgräfllich badischen Lehens „Burg und Dorf Mundelsheim“ zu versuchen<sup>1</sup>.

Bereits im 12. Jahrhundert zählten Backnang und Besigheim, also die Umgebung von Mundelsheim, zum Machtbereich der badischen Markgrafen<sup>2</sup>; die Herren von Urbach traten schon im 14. Jahrhundert als badische Vasallen in Mundelsheim<sup>3</sup> und in Groß- und Kleiningersheim auf<sup>4</sup>, erwarben 1351 badische Güter und Gülten in Walheim<sup>5</sup>, wurden 1361 und 1365 Pfandherren über die badischen Orte Freudental<sup>6</sup> und Walheim<sup>7</sup> und standen in markgräfllichen Diensten wie der Vogt Bernolt von Urbach zu Besigheim<sup>8</sup> oder – allerdings ein Jahrhundert später – der Hochberger Amtmann Wilhelm von Urbach<sup>9</sup>. Wenn nun Dietrich der Ältere von Gemmingen als „Fürsprecher“ Eberhards des Älteren von Urbach bei einem Lehnsgericht am 27. Januar 1467 bemerkte, daß „Mundelsheim ob druhundert Jaren sey gewesen in der von Urbach Handen<sup>10</sup>“, so ließ sich diese Behauptung bis jetzt zwar nicht belegen, doch steht fest, daß zumindest seit 1344 ein Ritter von Urbach zu Mundelsheim saß<sup>11</sup>. Dieser trug den in seiner Familie so oft vorkommenden und zu mancherlei Verwechslungen Anlaß gebenden Vornamen Bernolt und war wohl mit dem 1362 neben den Rittern Hans von Urbach genannt von Besigheim, Hans von Urbach zu Liebenstein, Bernolt von Urbach zu Besigheim genannten Ritter Bernolt identisch<sup>12</sup>. Wie aus späteren Urkunden zu schließen ist, besaß Bernolt jedoch nur einen Anteil an Burg und Dorf Mundelsheim. Die restlichen Teile gehörten seinen Verwandten.

Ritter Bernolt von Urbach, vermählt mit Mechthilde (Metze) von Gemmingen, stiftete kurz vor seinem (vor Juni 1379 erfolgten) Ableben mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen Bernolt, Walter und Dieter eine Pfründe zu Mundelsheim<sup>13</sup>. Seinen Anteil, ein Drittel des Lehens, erbten seine beiden Söhne Hans und Walter. Die Belehnung erfolgte um 1381<sup>14</sup>. Zur selben Zeit belehnte Markgraf Bernhard I. von Baden (†1431), der seit 1379 regierte, zwei Bernolte von Urbach mit deren Mundelsheimer Anteilen<sup>15</sup>, wovon der eine um 1396 starb und seinen Teil, zusammen mit seinem Zehntanteil zu beiden Ingersheim, seinem gleichnamigen Sohne vererbte<sup>16</sup>, während der andere, der 1381 ohnehin nur ein Viertel an Mundelsheim besaß, seinen Teil vor 1404 dem Hans von Urbach verkauft haben dürfte.

Walter von Urbach verstarb im Jahre 1404 ohne Leibeserben. Markgraf Bernhard I. von Baden erklärte daraufhin Walters Anteil an Mundelsheim, den inzwischen sein Bruder Hans in Besitz genommen hatte, als heimgefallen. Und auch das badische Mannengericht verurteilte am 24. 4. 1405 Hans zur Herausgabe dieses Anteils, nachdem er den geforderten Nachweis über die von ihm behauptete gemeinsame Belehnung und Bewirtschaftung des Lehnteils nicht zu erbringen vermochte. Doch gelang es Hans durch Vermittlung des Grafen Eberhard von Württemberg und eines nicht näher genannten Freundes den Markgrafen umzustimmen und dadurch die Einsetzung in seines Bruders Anteil zu erreichen. Am 28. Oktober 1406 erfolgte die Belehnung. In dem allerdings nur abschriftlich erhaltenen Lehenrevers vom gleichen Tage finden sich die einzelnen Lehensbestandteile und deren Ertrag ausführlich beschrieben<sup>17</sup>.

Jetzt gebot Hans von Urbach über zwei Teile des Mundelsheimer Lehens. Mit dem restlichen Drittel belehnte Markgraf Bernhard I. den jüngeren Bernolt von Urbach (tot 1435), der jedoch auf die Dauer seinen Lehensteil nicht zu halten vermochte<sup>18</sup>. Durch den Kauf der Burg Leineck im Jahre 1417<sup>19</sup> geriet er in Schulden und bot daher, von seinen Gläubigern bedrängt, 1418 den Mundelsheimer Besitz seinem Vetter Hans an, den dieser auch käuflich erwarb und somit alleiniger Herr über ganz Mundelsheim wurde. Da aber nach alten, nicht mehr erhaltenen Verträgen das Lehen immer in Händen von zwei Lehensträgern bleiben mußte, übertrug Hans mit Einwilligung des Lehensherrn den neu erworbenen Teil seinem ältesten Sohne Bernolt.

Um 1420 verstarb Hans von Urbach. Von seinen fünf Söhnen, Bernolt, Eberhard, Walter, Hans und Dieter, erbte Eberhard, später der Ältere genannt, die beiden Mundelsheimer Anteile seines Vaters, während Bernolt seinen Teil behielt. Am 10. 8. 1422 erlaubte König Sigismund den Brüdern Bernolt und Eberhard für ihre dem König und dem Reich geleisteten Dienste, „das sy das Dorff Mundelsheim mit Müren, Graben, Turmen, Porten vnd anderer Werlichkeit vnd notdürfftigen Dingen, als in dann das füglich vnd nutze sein beduncket, beuesten mogen, vnd ouch Statrecht vnd Stock vnd Galgen habe vber ire vndersessen vnd schedliche Lute, die in demselben Stetlin begriffen . . .“<sup>20</sup>. Obwohl der König gleichzeitig die Haltung eines Wochenmarktes genehmigte, hat sich die junge Stadt weder zu einem blühenden Ge-

meinwesen noch zu einem Mittelpunkt des Urbachischen Herrschaftsgebiets entwickeln können. Neben den Zeitverhältnissen trugen die Herren von Urbach selbst Schuld an diesem Mißerfolg. Sie waren nicht in der Lage, ihren Besitz zu mehren und abzurunden, ja sie besaßen nicht einmal die notwendigen Mittel, um die Befestigungswerke errichten zu können. Zur Ermöglichung dieser Arbeiten gewährten sie deshalb 1428 ihren Untertanen die Erhebung eines Ungeldes, dessen Ertrag zum Bau der Stadtmauer bestimmt wurde<sup>21</sup>.

Im Jahre 1427 trat Eberhard sein Mundelsheimer Lehen ( $\frac{2}{3}$ ) seinem Bruder Walter ab, der dann seinerseits einen Teil hiervon seinen Brüdern Hans und Dieter zeitweilig verpfändete und übergab<sup>22</sup>. Als Herren von Mundelsheim traten 1428 die Brüder Bernolt, Walter und Hans von Urbach auf. In den folgenden Jahren betätigten sich vornehmlich Eberhard und Hans als „Städtefeinde“ und verschuldeten damit die 1440 erfolgte gründliche Zerstörung ihrer jungen Stadt durch die Reichsstädter<sup>23</sup>. Die Folge dieser kriegerischen Unternehmungen war die Verpfändung des ganzen Lehens durch Bernolt, Walter und Hans, Sohn des Hans<sup>24</sup>, an Hans von Iberg um 9700 Gulden für die Dauer von fünf Jahren (1442). Auf Bitte der Urbacher verlängerte Markgraf Jakob von Baden die Wiedereinlösungsfrist um ein Jahr, doch schien der Rückkauf des Gutes fraglich. Da griff Eberhard der Ältere von Urbach ein. Auf seine Veranlassung und mit Unterstützung des Hans Leutrum von Ertingen übertrugen ihm 1447 seine Brüder Bernolt und Walter eine Art Aufsicht oder vormundschaftliche Rechte über sich und ernannten ihn zu ihrem „Schiedsmann“. Auf dieser Tagung verpflichtete sich Walter, seinem Bruder Bernolt beim Rückkauf behilflich zu sein und beim badischen Markgrafen den erforderlichen „Gunstbrief“ zu erwirken. Sollte sich jedoch Walter „säumig“ zeigen, dann sei Bernolt berechtigt, ihn „mit seinem Brief oder Mund unter Augen in welcher Stadt oder Schloß Bernolt will, um 10 Meilen um Mundelsheim gelegen“ zu mahnen. Eberhard der Ältere behielt sich im Falle seiner Verhinderung die Stellung eines Vertreters als Schiedsmann vor und bestimmte, daß nach seinem Ableben die beiden Brüder von sich aus einen neuen Bevollmächtigten anzunehmen oder mit Hilfe zweier Freunde durch Stimmenmehrheit zu wählen haben. Die Geschwister legten dann noch fest, daß jeweils nur ein Drittel an Burg und Dorf Mundelsheim zu einem Betrag von 4000 Gulden verpfändet werden darf, dieses aber nur unter dem Vorbehalt des Rückkaufs- und Lösungsrechts durch die Herren von Urbach. Im darauffolgenden Jahre (1448) kaufte Bernolt mit dem Vermögen seiner Gemahlin Anna von Venningen das Lehen von Hans von Iberg zurück, überließ jedoch gleichzeitig „aus Notdurft“ ein Drittel an Vollmar Lemlin den Älteren um nur 3000 Gulden. Noch vor Ablauf der festgesetzten Lösungsfrist starb Bernolt; sein Sohn Leonhard empfang zwar 1451 und 1454 für sich und seinen minderjährigen Bruder Bernolt die beiden Teile am Mundelsheimer Lehen, doch belehnte Markgraf Karl 1454 Vollmar Lemlin den Älteren erneut mit dem ihm verpfändeten Drittel, nachdem die 1453 abgelaufene Frist um weitere zwei Jahre verlängert worden war. Bernolt, inzwischen volljährig ge-



worden, ließ auch den neuen Termin verstreichen, ohne die Pfandschaftsumme zurückzubezahlen. Nur durch das Eintreten Eberhards des Älteren von Urbach gelang noch in letzter Stunde eine letztmalige Verlängerung bis Martini 1457. Nun löste zwar Bernolt das Lehen ein (25. 10. 1457), versetzte aber drei Tage später  $\frac{1}{6}$  an Vollmar Lemlin für die Dauer von zwei Jahren um 1270 und  $\frac{1}{6}$  des Lehens an das Kloster Ellwangen auf fünf Jahre um 1000 Gulden<sup>25</sup>.

Inzwischen (1452) belastete Anna von Venningen, Bernolts Witwe, die beiden Drittel des Lehenguts mit 5500 Gulden. Hierbei handelte es sich wohl um jenen Betrag, den sie ihrem verstorbenen Gemahl im Jahre 1448 zur Einlösung der damaligen Pfandschaft vorgeschossen hatte. Die Hälfte dieses Betrags schrieb sie allerdings ihren beiden Söhnen Hans und Konrad aus ihrer ersten Ehe mit Ulrich von Ahelfingen zu Hohenahelfingen gut. Nach ihrem Tode (1461) besaß ihr Sohn Hans von Ahelfingen bereits ein Drittel des Lehens als Pfand. Bernolt von Urbach konnte zwar von seinem Vetter Hans, Sohn des Hans von Urbach, dessen Drittel erwerben, versuchte auch die Schulden seines Vaters bei „Cristen und Juden“ zu begleichen, löste die an Vollmar Lemlin und an das Kloster Ellwangen versetzten beide Sechstel ein, mußte dann aber „zur Ehrenrettung seines Vaters“ seinem Stiefbruder Hans von Ahelfingen neben dem bereits an ihn verpfändeten Drittel ein weiteres Drittel für nur 3000 Gulden „in Gestalt eines erblichen Kaufs“ übergeben. Damit verstieß er gegen die Vereinbarungen von 1447. Wieder griff Eberhard der Ältere von Urbach ein. Zusammen mit Eberhard, Jörgens Sohn, Eberhard, Walters Sohn, und Wilhelm, Jakob und Hans von Urbach verklagte er seinen Neffen Bernolt beim Lehensherrn. Daraufhin lud Markgraf Karl I. von Baden beide Parteien auf den 27. Januar 1467 vor seine Räte. Hans Knittel, Bernolts „Fürsprecher“ erklärte, daß Bernolt das Gut zuvor seinen Vettern und dann erst seinem Stiefbruder angeboten habe. Zu diesem Schritt sei er durch die Übernahme der Schulden seines Vaters gezwungen worden, auch habe der Vertrag von 1447 keine lehnherrliche Bestätigung gefunden. Dietrich von Gemmingen, „Fürsprecher“ der Kläger, räumte zwar ein, daß Bernolt das Gut angeboten habe, doch seien seine Klagen über die väterliche Schulden übertrieben. Nach langen Reden und Gegenreden der beiden Anwälte entschied die Räte, daß sich Bernolt unbedingt an den Familienvertrag vom Jahre 1447 zu halten habe. Trotzdem sagte Bernolt am 24. Mai 1469 dem Markgrafen zwei Teile seines Lehens an Burg und Dorf Mundelsheim in aller Form auf und bat ihn, den Stiefbruder Hans von Ahelfingen mit diesen Teilen zu belehnen. Es waren dies die beiden Drittel, die er von seinem Vater und von seinem Vetter Hans ererbt und erworben hatte. Jetzt besaß er nur noch das von seinem Bruder Leonhard erhaltene Drittel, mit dem ihn Markgraf Christoph von Baden am 4. März 1476 belehnte. Doch sechs Jahre später (1482) versetzte er seinen Anteil an Mundelsheim dem Kloster Ellwangen, und im Jahre 1486 tauschte er ihn mit seinem Vetter Wilhelm von Urbach gegen das Dorf Höpfigheim ein. Dabei übergab er ihm auch die Lehnsbriefe, soweit sie noch aufzufinden waren.

Nach Hans von Ahelfingens Tode (1482) fielen dessen beide Mundelsheimer Lehnsdrittel an seinen Bruder Konrad. Dieser vererbte sie (vor 1508) seinem Sohne Philipp. Auch der neue Besitzer des restlichen Drittels an Mundelsheim, Ritter Wilhelm von Urbach, sah sich genötigt, seinen Teil im Jahre 1486 an Hans von Reischach um 1200 Gulden und 1502 an Hans von Bernhausen um 2000 Gulden zu versetzen, bis er ihn schließlich 1508 an Philipp von Ahelfingen verkaufte. So war ganz Mundelsheim wieder in einer Hand vereinigt, und Markgraf Christoph von Baden erlaubte Philipp am 2. August 1510 ausnahmsweise, beide Lehen ( $\frac{2}{3}$  und  $\frac{1}{3}$ ) bis zum nächsten Lehnsempfang allein zu tragen<sup>26</sup>.

Der neue Herr zu Mundelsheim, Philipp von Ahelfingen, starb unerwartet am Allerheiligentag des Jahres 1513. Er fand nicht einmal Zeit zur Abfassung eines Testaments. So fiel seine Verlassenschaft mangels Leibbeserben an seine fünf Schwestern Notburga, Gemahlin des Hans von Liebenstein, Ursula, Gemahlin des Adam Truchsess, Amalia, Gemahlin des Herdegen von Hiernheim, Cäcilia, Gemahlin des Ernst von Rechenberg und Anastasia, Gemahlin des Ernst von Welden. Im Namen der Schwestern ergriff Hans von Liebenstein, noch ehe der Lehnsherr von Philipps Ableben wußte, von dessen Eigen- und Lehengütern Besitz und ließ sich am 8. November 1513 von der Mundelsheimer Bürgerschaft huldigen. Dann setzte er Wilhelm Egen zum Amtmann der Schwestern ein und übergab ihm Burg und Dorf „samt aller Philippsen von Ahelfingen verlassener Hab, auch Wein, Korn, Frucht und Nutzung, auch die armen leit und Unterthanen“. Als dann die Nachricht von den plötzlichen Veränderungen in Mundelsheim am markgräflich-badischen Hofe eintraf, bot Markgraf Christoph, nach späterer Schilderung des Anwalts der Schwestern, „vil raisig“ Volk auf und befahl es nach Mundelsheim. Dort traf das badische Aufgebot am 4. Dezember 1513 ein, besetzte Burg und Dorf, nahm dem Liebensteinischen Amtmann die Schlüssel ab, beschlagnahmte die Vorräte und verpflichtete die Bürger auf Markgraf Christoph. Der neu ernannte badische Amtmann erhielt auch die Aufsicht über Philipps Eigen Güter, insbesondere über den Holzweiler Hof. Nun forderten die fünf Schwestern in mehreren Schriften die Wiedereinsetzung in Philipps Verlassenschaft und erklärten sich auch bereit, bis zu einem eventuellen Rückkauf des Lehens durch die Herren von Urbach zwei Lehnsträger zu stellen. Markgraf Christoph betrachtete jedoch das Mundelsheimer Gesamtlehen als heimgefallen und schlug den Schwestern, die weiterhin auf ihrer Forderung beharrten, den Pfalzgrafen und Kurfürsten Ludwig bei Rhein, den Bischof Wilhelm von Straßburg, den Herzog Alexander von Bayern oder den Herzog Ulrich von Württemberg als Schiedsrichter vor. Die Schwestern erklärten sich damit nicht einverstanden und erbaten sich den Markgrafen Friedrich zu Brandenburg oder den Bischof Heinrich zu Augsburg als Schlichter. Schließlich einigte man sich auf den Brandenburger. Als dieser, „der im heiligen Reich nicht dafür gehalten wurde, daß er Unrecht will“, entschied, daß Markgraf Christoph „nicht schuldig sei, der Frauen Ausgeben zu gedulden“, wandte sich der badische Fürst sofort an das Reichskammergericht und erwirkte am 11. Oktober

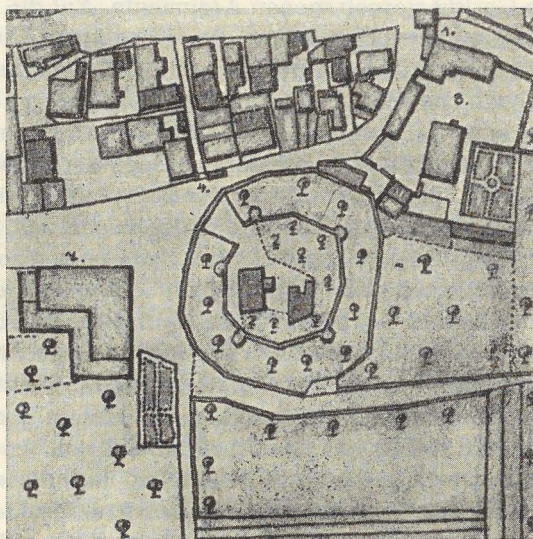
1514 ein kaiserliches Mandat gegen die Schwestern. Der kaiserliche Kammergerichtsbote Jörg Alten händigte am 15. Oktober der Notburga, am 17. der Amalia und Ursula, am 18. der Cäcilia und am 19. der Anastasia die kaiserliche Ladung aus. Die ausführliche Klageschrift des Markgrafen traf am 24. November 1514 und die 58 Artikel umfassende Gegenklage der Schwestern am 22. Januar 1515 in Worms ein. Die Vettern Wolf (Sohn des Bernolt) und Jakob von Urbach schlossen sich den Schwestern an. Nachdem ihre Verhandlungen mit dem Markgrafen ergebnislos blieben – schon am 10. Dez. 1513 forderten sie die Einsetzung in ihre vermeintlichen Rechte an Mundelsheim<sup>27</sup>–, bevollmächtigten sie am 20. November 1514 die Prokuratoren und Anwälte Dr. Heinrich Liebesau von Rostock, Dr. Konrad von Schwappach und Dr. Jakob Keller mit ihrer Vertretung beim Reichskammergericht. Sie behaupteten, der Markgraf habe durch sein gewaltsames Vorgehen ihre „Lehngerechtigkeit an gemelten Schloß und Dorff Mundelsshaym on Recht für sich selbst eingezogen“. Sofort widerlegte der badische Bevollmächtigte die von der Gegenseite dem Gericht vorgetragene Argumente. Auf die Klage der Herren von Urbach ging er jedoch nicht ein, da diesen keine Ladung zugestellt worden war: Sie mögen ihre Ansprüche auf das Lehen, „auch wegen der Wiederlösung“ beim badischen Lehnsgericht vorbringen.

Als nach Verlauf von zwei Jahren noch keine Entscheidung erfolgte, wandte sich Kaiser Maximilian I. auf Veranlassung der Schwestern und der Herrn von Urbach an das Kammergericht und empfahl ein baldiges Urteil, damit die Angelegenheit nicht unnötig hinausgezogen und keine weiteren Unkosten entstehen würden<sup>28</sup>. Auf badischer Seite wies man auf die Unbilligkeit der „vermeintlichen kaiserlichen Schrift“ hin, die gegen die Ordnung des Kammergerichts verstoße. Beide Seiten wechselten im Abstand von 2–5 Jahren noch einige Schriftsätze, bis dann mit dem 24. Januar 1522 die Prozeßakten abrechnen<sup>29</sup>, war doch in der Zwischenzeit der Rechtsstreit vor die Stände des Schwäbischen Bundes gekommen. Von den in der Sache erwachsenen Akten („etliche Paket Acta und Schrifften und ain Buoch, so uff ungevähr 500 bletter kommt“) sind nur die Urteile und auch diese nicht mehr im Original erhalten. In dem Spruch der Gerichtsbeisitzer der klagenden Partei, hier jetzt der Schwestern, wurde der Markgraf verurteilt, neben dem Eigentum des Philipp von Ahelfingen auch  $\frac{2}{3}$  an Dorf und Burg Mundelsheim den fünf Schwestern als badisches Lehen zurückzugeben und allen Schaden zu ersetzen. Dagegen erkannte man den Anspruch des badischen Fürsten auf das von Wilhelm von Urbach veräußerte Drittel und auf die  $\frac{2}{9}$  an dem Zehnten zu Ingersheim an. Die Gerichtsbeisitzer der beklagten Partei forderten vom Markgrafen lediglich die Herausgabe des Eigenguts an die Schwestern. So blieben nur noch die beiden Drittel des Lehens strittig. Und diese erklärten am 11. 5. 1521 die drei Bundesrichter in Schwaben als der Markgrafschaft heimgefallen. –

Der Marktflöcken Mundelsheim blieb bis zum Verkauf an Württemberg im Jahre 1595 als selbständiges badisches Amt bestehen, entsandte seine Vertreter zu den badischen Landtagen und erhielt um 1529 von der mark-

gräflichen Kanzlei ein Gerichtssiegel zugestellt, das die beiden Ältesten des Dorfgerichts in einer zwifach verschlossenen Truhe aufbewahrten.

Noch im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts stand die ehemalige markgräflich badische Lehnburg mit ihren Mauern, Gräben und den fünf Türmen auf dem erhöhten Platze des Dorfes, bis sie dann 1841, halb zerfallen, abgerissen und die Gräben teilweise zugeschüttet wurden. In einem Turm soll sich ein unterirdisches Gefängnis befunden haben. Nach dem Ortsplan von 1832 (Tafel 2,2) betrug der Durchmesser der Burg 70 Meter; der Graben allein war 15 Meter breit. Über der inneren Ringmauer befand sich ein überdachter Wehgang, die Zugbrücke über den Wassergraben war noch 1688 vorhanden. Während das sogenannte neue Schloß, das in der Nähe der alten Burg stand, bereits 1753 abgetragen wurde, durfte die Burg noch einige Jahrzehnte überdauern. Im Jahre 1813 ging der ganze Schloßbe-



Mundelsheim, Burg  
Ausschnitt aus dem Plan von 1832 (siehe Tafel 2,2)

zirk („im ganzen die alte Burg genannt“) in Privatbesitz über. Nach der teilweisen Einebnung des Burggeländes errichtete man um 1868 über dem westlichen Burggraben einen Wagenschuppen. An dessen Stelle trat 1867 ein „Faßmagazingebäude mit Gärten und Eiskeller“ und später der Keller der Weingärtnergenossenschaft, zu dessen Erweiterung und Vergrößerung man die jüngsten Ausschachtungsarbeiten durchführte. Dabei legte man die Burgmauer auf etwa 20 Meter Länge und 5 Meter Tiefe frei, und deutlich ließen sich noch Reste des Westturms der ehemaligen Lehnburg erkennen (Tafel 2,1).

So traten noch einmal die stummen Zeugen der historischen Vergangenheit des ehemaligen Städtleins Mundelsheim ans Tageslicht, um dann erneut für die nächsten Jahrzehnte oder Jahrhunderte den Blicken wieder entzogen zu werden.

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Die Oberamtsbeschreibung von Marbach, Stuttgart 1866, erwähnt auf Seiten 112 und 242 Burg und Burgherren. Erst in neuester Zeit befaßte sich der inzwischen verstorbene Heilbronner Stadtarchivar Dr. Gerhard Heß mit der Mundelsheimer Geschichte: Maierhof und Ritterburg in Mundelsheim, Hie gut Württ. 2, 1950, 13 f.; Mundelsheim – eine späte Stadtgründung, Hie gut Württ. 5, 1954, 63 f.; St. Kilian in Mundelsheim, Hie gut Württ. 1, 1949, 3.

<sup>2</sup> Günther Haselier, Die Markgrafen von Baden und ihre Städte = Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 107, 1959, 263 ff.

<sup>3</sup> Robert Uhland, Regesten zur Geschichte der Herrn von Urbach, Stuttgart 1958, hier Reg. Urbach 131.

<sup>4</sup> Reg. Urbach 132.

<sup>5</sup> Reg. Urbach 73.

<sup>6</sup> Karlsruhe Generallandesarchiv (=GLA) 67/889, 88.

<sup>7</sup> GLA 68/29, 120.

<sup>8</sup> Bernolt von Urbach 1356 und 1366 als Vogt zu Besigheim genannt = Reg. Urbach 76. 103.

<sup>9</sup> Reinhold Rau, Wilhelm von Urbach, Herr zu Altensteig = Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte XVIII. Jg. 1959, 154 ff.

<sup>10</sup> Vgl. H. Romig und O. L. Wolff, Geschichtliches aus Mundelsheim. Marbach 1927, 10.

Quellen sind, soweit nicht anders erwähnt: GLA 72/Gen. 8 und 69/29; vgl. auch die vom Familienarchiv Hornschuch herausgegebenen Beiträge aus den Beständen des Generallandesarchivs zur Geschichte der Herren von Urbach.

<sup>11</sup> Reg. Urbach 67.

<sup>12</sup> Reg. Urbach 90.

<sup>13</sup> Reg. Urbach 130 (gehört zeitlich vor Reg. 127).

<sup>14</sup> Reg. Urbach 133.

<sup>15</sup> Reg. Urbach 131. 134.

<sup>16</sup> Über den Empfang dieses Zehntanteils ( $\frac{1}{9}$  am Großzehnten zu beiden Ingersheim) reversierte am 24. 11. 1441 Wilhelm von Urbach, Bernolts Sohn = Reg. Urbach 296.

<sup>17</sup> J. Fr. Kastner, Heimfall des Lehens Mundelsheim an Baden. Hrsg. vom Familienarchiv Hornschuch 1961, 3.

<sup>18</sup> siehe Anm. 10.

<sup>19</sup> Reg. Urbach 216.

<sup>20</sup> Österr. Staatsarchiv Wien, Reichsregistratur G 130–131; Reg. Urbach 227.

<sup>21</sup> Reg. Urbach 250.

<sup>22</sup> Die entsprechenden Familien- und Erbverträge fehlen.

<sup>23</sup> Vortrag des I. Statsarchivrats Dr. R. Uhland, gehalten am 29. 1. 1960 in Schorn-dorf.

<sup>24</sup> Hans von Urbach war im Frühjahr 1441 gefährlich erkrankt. Er erbat sich den Leutpriester Heinrich Tanhuser in Bergfelden bei Sulz zum Beichtvater und starb vor dem 22. 5. 1441. Vgl. Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz IV, 10446.

<sup>25</sup> GLA 67/41, 223.

<sup>26</sup> Markgraf Christoph bestimmte ausdrücklich, daß die alten Verträge in Kraft bleiben sollen.

<sup>27</sup> Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 379 Bü 2.

<sup>28</sup> Kaufbeuren am 6. Februar 1516.

<sup>29</sup> GLA 71/B Nr. 9.

# Die denkmalpflegerischen Arbeiten im Kreis Ludwigsburg

## Die Renovierung der Aldinger Kirche

Wer etwa von Öffingen kommend, von der Höhe südlich des Neckars herschreitend aus dem Walde tritt, der sieht das stattliche Dorf Aldingen zu seinen Füßen liegen. Trotz den vielen baulichen Veränderungen der letzten Jahre fallen im Häusergewirr zwei Bauwerke in die Augen. Den zwei Brennpunkten einer Ellipse vergleichbar waren sie einst und sind sie heute von entscheidender Bedeutung für das äußere und innere Gepräge der Kirchengemeinde Aldingen und der Aldinger Bürger: *K i r c h e* und *S c h l o ß*. Mit der Kirche will sich dieser Bericht befassen.

Das mächtige, klar in Chor, Schiff und Turm gegliederte Kirchenbauwerk wurde in seiner heutigen Form anfangs des 16. Jahrhunderts aufgeführt. Der hohe und wohlproportionierte Chor war, wie es der erste Schlußstein des feinen Netzgewölbes verrät, von Meister Hans von Ulm im Jahre 1500 vollendet worden. Die weiteren Schlußsteine des Gewölbes zeigen die Schutzpatronin der Kirche, die heilige Margaretha, sowie die Mutter Gottes mit dem Jesuskind. Durch die 1947 erfolgte Entfernung der 1787 eingebauten Empore im Chor genießt das Auge ohne Störung – wenn man von der Orgel absieht – die Schönheiten des Chorraums, zu welchen auch die in die Wände eingelassenen und später aufgestellten Grabdenkmale und Grabplatten der Herren von Kaltenthal zählen, denen die Kirche mehrere Jahrhunderte lang als Begräbnisstätte diente.

Das geräumige Kirchenschiff bietet vielen Gläubigen Platz. Die an den Wänden angebrachten Bildwerke und Tafeln laden zu Besinnung und Andacht ein. Die mächtige Nordwand mag einst mit Fresken bemalt gewesen sein. In der Mitte der Decke des Langhauses findet sich in Stuck ausgeführt das Lamm, stehend auf dem „Buch mit sieben Siegeln“, ein Hinweis auf den unsichtbar gegenwärtigen Herrn der Kirche. Die Brüstung der südlichen Empore, 1633 errichtet, zieren Bilder der Apostel, um ihren Herrn geschart; die der westlichen Empore Szenen aus dem Alten und Neuen Testament in einer seltenen Anordnung einander als Typus und Antitypus gegenübergestellt. Der Name der Maler ist leider unbekannt. Eine Zierde ist weiter der alte Taufstein mit seinem Weinstock-Reben-Ornament, desgleichen Kanzel und Schalldeckel.

Über das Alter der Kirche kann keine genaue Auskunft gegeben werden. Immerhin hat die im Gang befindliche Kirchenerneuerung manchen Hinweis erbracht. Seit langer Zeit war es dem Kirchengemeinderat klar, eine gründliche Renovierung der Kirche durchzuführen. Bei einer bereits 1956 vorgenommenen Besichtigung durch Baufachleute wurden als unaufschiebbare Arbeiten festgelegt: Verdolung des Oberflächenwassers der Kirche (nachdem die Gemeinde die Kanalisation der Schloßlesstraße angeordnet hatte); Fundamentfestigung auf der südöstlichen Seite des Chores, Erneuerung des Kirchturms und Daches der Kirche, sowohl Gebälk als Platten; Erneuerung der an Turm und Schiff befindlichen Kaffgesimse; Neubewurf des Turmes und der gesamten Außenwände des Schiffes; schließlich Innenerneuerung, nämlich Gestühl, Boden, Untergrund, Emporen.

Im Nov. 1960 wurde Herr Architekt Dipl.-Ing. H. Klement in Stgt.-Hofen vom Ev. Oberkirchenrat beauftragt, für die Außererneuerung der Kirche einen Erneuerungs- und zugleich Kostenvoranschlag auszuarbeiten und einzureichen. Derselbe belief sich auf die Summe von 120 000.- DM. Nachdem mit Eigenmitteln, Beiträgen fremder Kassen und aufgenommenen Geldern die Summe gedeckt und die Finanzierung gesichert war, gab der Ev. Oberkirchenrat seine Zustimmung zu dem Vorhaben.

Am 10. April 1961 begannen die Arbeiten an der Kirche. Ein Stahlgerüst umgab Turm und Schiff. Mit Preßluftschlämmern wurden rings um Kirche und Turm die Kaffgesimse herausgelöst, die dann später vollständige Erneuerung erfuhren. Nach der schwierigen Anbringung des Turmgerüsts erfolgte die Abnahme der Platten von dem Turm und die sorgfältige Ausbesserung des Gebälks, das sich als schlechter erwies, als zuvor angenommen war. Geradezu halbsprecherisch erwies sich die Ablösung der großen Kupferkugel, des darüber befindlichen schmiedeeisernen Kreuzes, sowie des Turmhahnes. Genau 4 Wochen später erfolgte unter Beteiligung einer großen Zuschauerschar aus der Gemeinde, die singend und betend den Vorgang verfolgte, das Aufsetzen des Knaufs bzw. der Kupferkugel, des Kreuzes, sowie des neuen Hahnes. Herr Erwin Reichert hatte die Kugel ausgebessert, in die die vorgefundenen alten Dokumente nebst einer Beschreibung der gegenwärtigen Restaurierung eingelegt wurde. Schmiedemeister Plessing richtete das alte Kreuz so auf, daß es wohl noch Jahrhunderte seine Haltbarkeit beweisen wird. Malermeister Eberhard Rommel vergoldete den bei der Firma Weber in Ludwigsburg neu gefertigten Turmhahn; ferner erneuerte er auch die Tafeln der Turmuhr, vergoldete Zeiger und Ziffern, ja renovierte die an der Südseite des Turmes angebrachte Sonnenuhr gar sorgfältig. An die Arbeiten, die der Turm erforderte, schloß sich die Neueindeckung des Daches von Schiff und Chor an. Außerdem wurden durch Steinmetzmeister Ulrich in Schwaikheim viele morsche Steine ausgewechselt, neue Platten auf den Pfeilern angebracht, das Gewände des westlichen Portals vollkommen erneuert wie auch das Südportal einer gründlichen Überholung und Ausbesserung unterzogen. Als besonders gelungen dürfen die Maßwerke erwähnt werden, die vom selben Steinmetzmeister gefertigt wurden und den Schmuck der Kirche





Kirche in Aldingen

Der Turmhahn mußte bei der Renovierung neugefertigt werden, das alte Kreuz blieb erhalten  
Aufn. Wirö-LKZ

erhöhen. Nach Eindecken von Turm und Dach des Kirchenschiffes erfolgte der Bewurf der Wände, und nach noch mancherlei unscheinbaren Arbeiten erstrahlte die Kirche im Äußeren in neuem Glanz.

Beim Öffnen der großen Kaspel fand sich in ihrem Inneren eine kupferne Kasette. Ihr wurden an Dokumenten früherer Renovierungen entnommen: Eine Urkunde von 1697 enthaltend Baubericht und Zeitgeschehen;

eine Urkunde von 1772 (Schreiber: M. Hermanns Sohn, der zu der Zeit Vikar in Aldingen war); damals wurde auch der Knauf (Kugel) mit Stiefel, das Kreuz und der Hahn neu gefertigt in Winnenden;

eine Urkunde von 1843, verfaßt von Pfarrer Kemmler, mit Zeitgeschehen; eine Aufzeichnung des hiesigen Maurermeisters Max Friedrich Rommel über persönliche und handwerkliche Dinge;

eine Aufzeichnung des damaligen Schieferdeckers Wintermantel, gleichfalls persönlicher und handwerklicher Art;

eine Aufzeichnung des Aktuars für Aldingen: Johann Friedrich Daniel Pfaff (unter Christoph Ludwig Kerner Aktuar in Ludwigsburg Anno 1772);

eine Aufzeichnung mit Namen der Söhne des Schultheißen Buhl und Heiligenpflegers Thumm: Simon Buhl und Johann Michael Thumm. (Letzterer lebte als Neunjähriger bei der Renovierung 1772 und setzte damals seinen Namen auf das Dokument; als die Renovierung anno 1843 durchgeführt wurde, war er noch am Leben und fügte als 80jähriger abermals seinen Namen hinzu.)

Diesen Urkunden und Aufzeichnungen wurde eine Beschreibung der gegenwärtigen Renovierung beigegeben und alles wieder sorgfältig in die Kupferkassette bzw. den Knauf (Kugel) hineingelegt, wo alle Urkunden bis zu einer späteren Zeit einer nachfahrenden Generation Kunde von unserer Arbeit und unserem Zeitgeschehen geben.

Nach Fertigstellung der Außenerneuerung der Kirche wurde die so dringende Innenerneuerung in Betracht gezogen. Der Zustand der Sakristei befindet sich in einem unwürdigen Zustand. Die Heizangelegenheit muß durchdacht und gelöst werden. An vielen Stellen der Kirche ist der Boden völlig morsch. Das Gestühl kann als ungenügend bezeichnet werden. Die Emporen bedürfen einer Neugestaltung. Die Decke des Kirchenschiffs, durch Einsickern von Wasser beschädigt (Schlagseite vom Turm her), bedarf der Erneuerung. Ein vom gleichen Architekten gefertigter Erneuerungs- und Kostenvoranschlag sieht die Summe von 110 000.– DM vor. Der Kirchengemeinderat hat sich nach sorgfältiger Prüfung des Zustandes der Kirche entschlossen, dem Oberkirchenrat die Bitte um Genehmigung der Innenerneuerung vorzutragen, die dann auch erteilt worden ist. So hoffen wir noch im Herbst mit diesen Arbeiten zu beginnen, um etwa bis zur Konfirmation 1963 die erneuerte Kirche benützen zu können. Kirchengemeinde und Kirchenbezirk, Oberkirchenrat und Staatliches Amt für Denkmalspflege haben mit Gaben beigetragen zur Ausführung des Werkes. Besonderer Dank aber gebührt allen denen, die beratend und planend geholfen haben, etwas wirklich Schönes zu schaffen.

Pfarrer Albert Gross

### **Die Kirche in Beihingen**

Die Ortskirche hat im Bezirk die schönste Lage, wie immer wieder gesagt wird. Von ihrem steilen Felsen schaut sie wehrhaft im Mantel ihrer Umfassungsmauer auf die Dächer und Anwesen des ursprünglich kleinen Ritterdorfes mit nun über dreieinhalbtausend Einwohnern (Tafel 3). Die letzte große Instandsetzung der Kirche erfolgte 1752 und 1753. Seitdem geschahen nur wenig Arbeiten, so daß beim Übergang der Kirche und des Pfarrhauses in die ortskirchliche Verwaltung 1889/92, die damals im ganzen Land neu gebildet wurde, der bauliche Zustand sehr notgelitten hatte. Und zwischen 1910 und 1914 sprach es der Oberamtmann in Ludwigsburg offiziell

aus, die am meisten verwahrloste Kirche seines Bezirks stehe in Beihingen. Zweimal machten die Weltkriege und die beiden Geldentwertungen die bereitgestellten Mittel zur Instandsetzung zunichte. Sie erfolgte nun 1955–60.

Nachstehender Bericht will eine kurze Übersicht geben.

Unausweichlicher Zwang brachte von Dezember 1956 ab die Gesamt-erneuerung des Kirchendaches (ohne Sakristei) und schon 1953 eines Teils des Turmdaches, das 1957 ebenfalls vollends ganz neugedeckt wurde. Zur Erleichterung des Baugewichts wurde der Ziegelboden des einen Stockwerks der Kirchenbühne, der in Sand gebettet auf dem spreugefüllten Balkenwerk ruhte, durch neuen Bretterboden und die Füllungen des Balkenwerks durch feuersichere Glaswolle ersetzt. Einige Ziegel mit Jahreszahlen aus dem 18. Jahrhundert und Bleiverwahrungen erschienen des Aufhebens wert. Das Balkenwerk wurde gegen Feuer imprägniert. – Die elf mal dreizehn Felder der kassettierten Schiffdecke im Innern der Kirche mit ihrem reizvollen Rokoko-Bandelwerk waren stark verwurmt. Sie machten viel Mühe mit der Wiederherstellung, doch brauchten die 1752 gefertigten Knöpfe inmitten jedes Feldes nur Konservierung, die Vergoldung hatte sich tadellos erhalten. So war es auch an den Brüstungsbildern der Emporen, auf denen Christus mit den zwölf Aposteln und den vier Evangelisten und (in kleineren Holztafeln, ebenfalls in Goldrand) die Biblischen Geschichten vom Paradies bis zum Weltgericht und der Anbetung der Dreieinigkeit dargestellt sind. Der damals nach einem Wettbewerb mit der Herstellung dieser Ölbilder auf Holztafeln beauftragte Kunstmaler Hans Stiegler „aus des heiligen römischen Reiches Stadt Prag“ hat demnach seinen 1752 schriftlich niedergelegten „Akkord“ glänzend eingehalten! Leider ist dies das einzige Stück im Innern der Kirche, das dem Zahn der Zeit so gut widerstand!

Um das allmählich unbrauchbare Kirchengestühl zu erneuern, mußte zunächst die Instandsetzung der Innenwände erfolgen, die man sich einfach vorstellte. Bei den vorgenommenen Proben ergaben sich aber im Schiff und im Chor allenthalben Farbspuren unter den verschiedenen Schichten der im Lauf der Zeit erfolgten Weißtünchungen. Dank der staatlichen und landeskirchlichen Beihilfe wurde nun Zug um Zug an allen Wandflächen der Bildschmuck und die Ornamente aus drei Jahrhunderten freigelegt, was niemand geahnt hatte. So gut wie kein Wandstück war ohne Bild oder Farbschmuck, der fast vollständig aus nachreformatorischen Zeiten stammt. – So wurden seit 1958 aufgedeckt: im Chor, den der Maler Hans Jerg Herzog, Bürger in Markgröningen, 1596 ausmalte, am Chorbogen die Erschaffung der Welt (meist aber nur einzelne Reime lesbar herausgekommen), an der Sakristeiwand hoch oben Adam und Eva, daneben „Kain, wie er den Abel zu Tod geschlagen“, ebenfalls mit Reimen oder Spuren davon, am spätgotischen Ostfenster Mose und Aaron links und rechts und die Jahreszahl 15 und 96, an der Südwand die malermäßige Verbindung der dortigen kurz zuvor erstellten steingehauenen Rittergrabmäler

mit der Wand, z. B. mit auferstandenem Christus, an der Kanzeltreppe ein lateinischer Hinweis auf den damaligen Ortspfarrer Ruckenbrot, an der Sakristeitür und an den Fensterleibungen reiche Blumen- und Rankenornamente (Tafel 4,1), dazu an den Fensterleibungen noch Bandelwerk der Rokokozeit von 1752 jetzt friedlich daneben. Auch die Bemalung der Kreuzrippen und Schlußsteine mit den lodern den Flammen wurde wieder unter der Tünche herausgeholt.

Im Schiff kamen zutage: unten an den Fenstern und Türen und an den betr. Leibungen: Bandelwerk von 1752 und Renaissance-Schmuck an den beiden Außentüren, ebenfalls Renaissanceschmuck als Reste großer Rahmen für zwei Bilder an der Nordwand, von denen nichts erhalten ist, so daß man die Rahmenreste wieder zustrich. An der Westseite fand sich ein feines spätgotisches Bild, auf dem der Auferstandene mit der Grabeswache zu erkennen ist, umgeben von einem Renaissancerahmen mit Schnecken, Füllhorn, Putten, Turnierhelm, Ritterfräulein oder Tänzerin, alles ungemein heiter und wohl zu einem Bild gehörig, das man über das jetzt gefundene unterste Bild des Auferstandenen gemalt haben muß. Dazu fanden sich noch zehn Apostel- oder Weihekreuze im Schiff und Chor, auch sie wie das Bild des Auferstandenen im frühen 16. Jahrhundert noch vor der Reformation gemalt; die Kirche im heutigen Umfang wurde lt. Inschrift 1500 gebaut: Peter Nothhaft von hier, Kanonikus in Mainz „hanc capellam fieri fecit“. – Oben im Schiff an den Fenstern kamen abermals Renaissancemalereien heraus und solche auch an den Fenstern der Südempore („Junkerborkirche“) mit einem Sammelwappen der hiesigen Grundherren an der Tür zur Empore (Schertlin umgeben von Hallweil, Neipperg, Göler, Gemmingen) und Bandelwerk und den Jahreszahlen 1634 (also wenige Monate vor der Nördlinger Schlacht, die unser Land in die Katastrophe stürzte) und Inschrift „Renoviert 1753“. Die genannten Renaissancemalereien zeigen Engel, Putten, Masken, Ranken, Voluten, Zweige und müssen 1620–34 entstanden sein, weil das Südschiff 1620 gebaut wurde. – Am eindringlichsten sind aber im Schiff oben die wiedergefundenen alttestamentlichen fünf letzten Schriftpropheten mit Namensband und Stäben, Pilgerhut usw., also Habakuk, Zephanja (Sophonias), Haggai, Sacharja, Meleachi (Tafel 5). Sie sind an der westl. Südwand und südlichen Westwand gemalt und wohl ein Teil eines größeren Zyklus (zwölf Schriftpropheten?), der auf die 1620 entfernte Mauer zwischen Südwesttüre und jetziger Kanzel gemalt gewesen sein muß, als man die Mauer nach Süden hinausrückte und die genannte Junkerborkirche samt zugehörigem malerischem Renaissancetreppenturm schuf. Gleichzeitig mit diesen Prophetenbildern ist das über der Kanzel herausgekommene Bild eines jungen Königs in gelbem Gewand trefflich gestaltet, im Schriftband kann man nur „König“ enträtseln. Mit seinem schönen Zepter gemahnt er an Christus oder Salomo.

Nach der Aufdeckung dieser Bilder aus der spätgotischen Zeit (Spuren zeigen sich auch an den olivgrünen Quergurten der Schiffdecke mit roten Wellenverzierungen), sowie aus der Renaissance- und Rokokozeit wurde das

Kirchengestühl der 1690er Jahre durch ein sehnlich erwartetes neues im Jahr 1960 ersetzt, verbunden mit einem neuen Fußboden aus Klinker (statt der bisherigen Sandsteinplatten) und elektrischer Strahler-Heizung. Bei diesen Arbeiten fand sich das ganze Kirchenschiff mit Bestatteten belegt (ohne Zweifel wohl durchweg von hiesigen Ritterfamilien). Auch eine ausgeweißte Gruft für zwei Särge, die aber nie benützt wurde, fand man im Boden des Kirchenschiffs; sie mag dem 17. oder 18. Jahrhundert angehören. – Das 1898 gefertigte hölzerne Altar-Schränkchen machte einem Steinaltar in besseren Maßen Platz, an ihm wurde das schöne spätgotische große Kreuzifix nach künstlerischer Restaurierung wieder angebracht, das schon lange Jahrzehnte an anderen Plätzen hing, so daß es wieder an richtiger Stelle die Gemeinde grüßt. – Auch das Rokoko-Gehäuse der 1766 eingeweihten Orgel (das Werk selbst samt Unterbau stammt von 1898) mit den Goldranken und musizierenden Engeln verlor seinen langweiligen Tiefbraun-Ton, so daß der Chor nun ebenso heiter wie das Schiff wirkt (Tafel 6).

Das Kleinod des Taufsteins aus spätromantisch-frühgotischer Zeit bekam (1962) statt des seit zwei Jahrhunderten üblichen Aufsatzes aus Holz eine zu ihm passende Bronzeguß-Schale, 1960 eine bessere Stellung, indem der Mittelgang des erneuerten Kirchengestühls etwas nach Norden gerückt wurde. – Neben dem herrschenden Chorbogen, dessen reiche Malereien ebenfalls aufgedeckt wurden, erhielt die wuchtige Barockkanzel (Tafel 4,2) durch Wiedersichtbarmachen ihrer Brüstung und Instandsetzung ihrer Felder und ihres Schalldeckels erneut ein anziehendes Äußeres.

Die hiesige Kirche mit ihrem „klassischen“ Außenanblick – sie dient als Titelbild der „Deutschen Dorfkirchen“ in der Reihe der Blauen Bücher – und der reichgestalteten Heiterkeit im Inneren entzieht sich jedem Schema und verlockt zum Besuch.

Pfarrer Otto Majer

### Restaurierung der Kilianskirche in Bissingen mit Freilegung nachreformatorischer Fresken

In den Jahren 1960/61 wurde die Kilianskirche in Bissingen einer großzügigen Restaurierung unterzogen. Die umfangreichen Arbeiten am Äußeren und im Inneren wurden unter beratender Mitwirkung des Staatl. Amts für Denkmalspflege Stuttgart durchgeführt.

**1. Außen.** Es waren zahlreiche, zum Teil noch vom Beschuß am Ende des Krieges herrührende Schäden an Turm, Schiff und Chor zu beseitigen. Gleichzeitig erhielt die Turmuhr neue Zifferblätter. Verwitterte Gesimse wurden ausgetauscht und der gesamte Verputz erneuert. Bei dieser Gelegenheit wurden sämtliche behauenen Steine, also die Eckquader am Turm, Gesimse und Fenstergewände einschließlich Maßmerk von Übertünchung befreit, gereinigt und in ihrer Naturfarbe belassen. Dies gibt einen guten Kontrast zu dem sehr hellen, beinahe weißen Verputz.

**2. Innen.** Da die Gipsdecke infolge bedrohlicher Schadhaftheit ganz heruntergeschlagen werden mußte, entschloß man sich zu einer gänzlichen Erneuerung des Innenraumes. Die größte Veränderung erlebte dieser durch die Freilegung vieler nachreformatorischer Fresken (Tafel 8). In seltener Vollständigkeit präsentiert sich der Bestand von 32 Darstellungen dem Beschauer. Die in gedämpften Pastelltönen gehaltenen, etwas derben Malereien zeigen Szenen des Alten und Neuen Testaments in buntem Wechsel. Unter jedem Bild stehen die Stifter, oft mit Stiftungsdatum. Über den Szenen sind die zugehörigen Bibelsprüche zu lesen. Ein brauner Rollwerkrahen umschließt die einzelnen Gemälde. Stiftungsjahr ist für den größten Teil der Fresken 1677, für die übrigen 1691. Unter allen Darstellungen hervorstechend ist ein großes Fresko der Jonasgeschichte, das den ganzen Raum über dem Chorbogen zum Chor hin einnimmt.

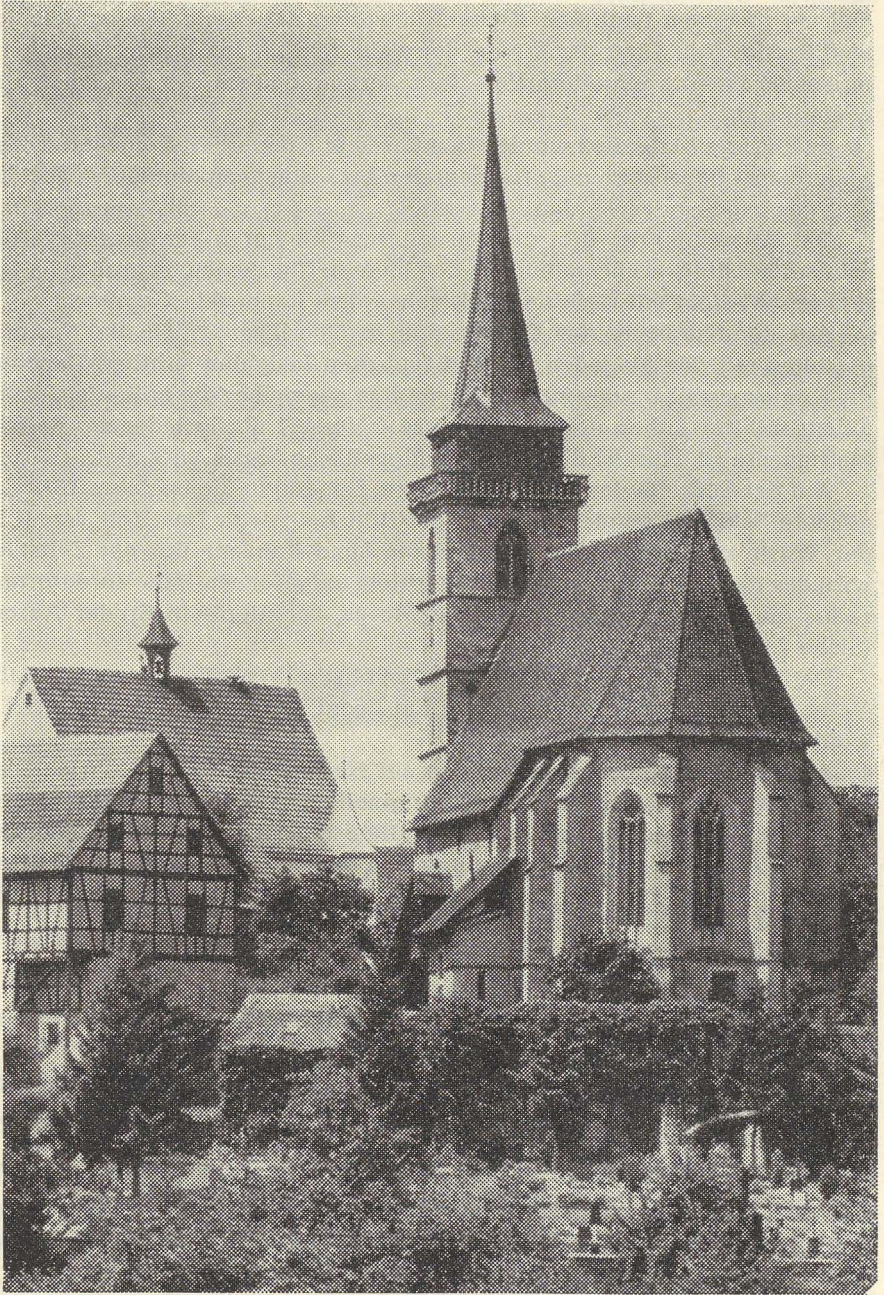
Auch im Inneren wurden, wie außen, alle behauenen Steine der Fenster des Chorbogens, der Nischen usw. von Übertünchungen gereinigt. Insbesondere wurde das schöne Gewölbe des Chors wieder in seinen ursprünglichen Zustand gebracht, wobei auch die bekannte Flammenbemalung an den Schnittpunkten der Rippen wieder zutage trat. In der Nordwand des Chores wurde im Zuge der Arbeit an den Fresken eine spätgotische Sakramentsnische freigelegt. Das steinerne gotische Taufbecken wurde von einer dicken Übermalung befreit. Besonders erfreulich war auch die Entdeckung, daß sich unter dem vergoldeten Altarkruzifixus eine schöne Barockarbeit verbarg. Nach Entfernung der Übermalung besitzt die Kirche nun in dem Kruzifixus (Tafel 7), der an einem neuen Kreuz hinter dem ebenfalls neuen schlichten Steinaltar aufgehängt ist, ein würdiges und wertvolles Kernstück.

Im Schiff wurde die Decke neugestaltet. Es entstand an Stelle der bisherigen flachen Gipsdecke unter maßgeblicher Verwendung der großen, quer über den Raum liegenden Eichenbalken eine schön gegliederte Holzdecke. Die bei der Herabnahme der Bretter der bisherigen Decke zutage getretene alte Bemalung mit Engelsköpfen und Sternen konnte durch Verwendung dieser Bretter für eine Zwischendecke im Turm wieder sichtbar gemacht werden. Schließlich wurden sämtliche Fenster unter gänzlichem Verzicht auf Farbgläser erneuert. Für den Chor wurden bleigefäßte Rundscheiben, für das Schiff bleigefäßte Rechteckscheiben aus Antikglas verwendet, wodurch der Raum von einem wohltuend gleichmäßigen, für die Bildwirkung der Fresken sehr vorteilhaften Licht durchflutet wird.

Die Kirche hat durch die wohlgelungene Restaurierung sehr gewonnen und ist zu einer beachtenswerten Sehenswürdigkeit geworden. Auch im Ortsbild ist nun der Bau und insbesondere der helleuchtende Turm ganz anders als bisher ein weithin sichtbarer markanter Punkt. Markus Otto

### **Die Martinskirche zu Großingersheim — Ein kirchenbauliches Kunstwerk —**

In einer Bauzeit von 18 Monaten (1961/1962) wurde die Martinskirche,



Die Martinskirche zu Großingersheim

die in ihren Fundamenten den romanischen Baustil aufweist, so restauriert, daß sie zu einem baulichen Kleinod geworden ist. Vor allem erhielt der weithin sichtbare Chor der Kirche, der wohl dem 15. Jahrhundert angehört, in seinem Inneren eine derartige Veränderung, daß sie den Beschauer tief beeindruckt.

Beachtliche Malereien wurden in mühsamer Kleinarbeit freigelegt. Diese Malereien – figürlicher und ornamentaler Art – stammen einheitlich aus der Zeit des angehenden 17. Jahrhunderts.

Die Ummalung der drei großen und zwei kleineren Fenster, sowie die sehr schöne Rollwerkbemalung um den inneren Chorbogen, in grau gehalten und leicht belebt mit Gelb und Rot, geben dem Raum sein Gepräge.

Auf der Nordseite des Chores sind in Überlebensgröße die Apostelgestalten mit den für jeden Apostel typischen Insignien sichtbar. Daneben die Königsgestalt Davids mit der Harfe; ihm gegenüber die erdhafte Gestalt Jubals mit der Zither, der nach 1. Mose 4 Vers 21 der Erfinder der Musikinstrumente ist. Hier ist die sakrale und weltliche Musik vereinigt.

Auf der Südseite des Chores über dem Eingang in die im Jahre 1612 angebaute Sakristei wurde ein mächtiges Bild freigelegt: Das Volk Israel in der Wüste unterwegs in das verheißene Land Kanaan! Vor der Zeltstadt wird das tägliche Brot, Manna und Wachteln eingesammelt. Im Vordergrund rechts die achtunggebietende Gestalt Moses, dahinter sein Bruder Aaron. (Siehe 2. Mose 16!)

Darüber im Bogenfeld selbst die himmlische Welt, in der Mitte Gottvater, darunter musizierende Engel! Ein Engel wird in die Tiefe gestürzt – wohl Luzifer?!

Am Gewölbe selbst zwischen den auf Naturstein zurückgeführten Rippen beleben feine Blumenmotive – originell in ihren leuchtenden Farben und in ihrer Aussagekraft – die Fläche. Die Schlußsteine im Gewölbe zieren die Wappen von Baden, Württemberg und das Lamm. Um die Schlußsteine herum legen sich dunkelgrüne Blätter. In den Feldern zwischen den Schlußsteinen die vier Apostel: Matthäus, Markus, Lukas und Johannes – gekennzeichnet durch Engel, Löwe, Stier und Adler!

Eine alte, hufeisenbeschlagene Türe – wohl aus dem 15. Jahrhundert – gibt den Weg frei in die ehemalige alte Sakristei (Tafel 1,2) auf der Nordseite der Kirche. Dieser Raum ist als Jugendraum eingerichtet worden.

Ein romanischer Opferstock hat auf der Kanzelseite seinen ihm gebührenden Platz bekommen. Die Kanzel selbst, aus Fichtenholz, erhielt ihre ursprüngliche bräunliche Holzfarbe.

Auf dem Altar steht ein aus Eichenholz geschnitzter Kruzifixus. Das Holz bildete vorher einen Teil einer Säule, auf dem die Empore, die anfangs des 17. Jahrhunderts im Chor eingebaut wurde, u. a. ruhte. Zwei handgeschmiedete Leuchter stehen rechts und links des Kruzifixus.

Das alte „Mönchs“-Gestühl, ebenfalls aus Eichenholz, auf der Nord- und Südseite des Chorraumes stehend, fügt sich hervorragend ein. An der Stelle, an der früher ein Hochaltar gestanden haben muß, steht die unter Denkmal-



schutz stehende Orgel, die klanglich und farblich bereichert bzw. fachmännisch verschönert wurde.

Der spätgotische Chor erhielt durch die Verglasung seiner drei großen und zwei kleineren Fenster den ihm gemäßen Charakter. Das gedämpft hereinfallende Licht gibt dem sakralen Raum seinen ihm angemessenen Charakter.

Das *m i t t l e r e* Fenster zeigt in seiner oberen Hälfte (die untere Hälfte ist durch die Orgel verdeckt), den gegenwärtigen, auferstandenen und wiederkommenden Christus auf dem Weltenmeer. Zu Füßen des erhöhten Herrn sieht man das Schiff der Kirche.

Das *l i n k e* Fenster hat als Thema den Turmbau zu Babel. Die Auflehnung des Menschen gegen den lebendigen Gott sowie das Niederfahren Gottes gegen die Empörer ist eindrucklich und dramatisch wiedergegeben.

Im *r e c h t e n* Fenster wird dem Beschauer das Pfingstgeschehen vor Augen geführt. Die Einmütigkeit der vom Geist Gottes erfüllten Menschen, sowie der Gedanke der Weltvollendung, dargestellt durch die zwölf Tore der himmlischen Stadt Jerusalem, sind überaus aussagekräftig.

Die beiden kleineren Fenster haben antike Bleiverglasung erhalten. (Die drei großen Fenster – siehe oben – farbige Verglasung.)

\* \* \*

Die Künstler, die im Chor selbst gewirkt haben:

Restaurator Steiner, Rottenburg bei Tübingen.

Bildhauer Schiller, Krumbach/Schwaben.

Glasmaler Kohler, Stuttgart (handwerkliche Ausführung der Verglasung: Firma Saile, Stuttgart.

Der aus der Zeit nach dem 30jährigen Krieg stammende Taufstein erhielt durch Goldschmiedemeister Schauler, Stuttgart-Sillenbuch, eine kupferne Taufschale mit dem altchristlichen Symbol des Fisches.

Die Paramente für Altar und Kanzel entwarf und fertigte Frau Gulbranson, München.

Nach den Plänen von Dipl.-Ing. Architekt Jung, Stuttgart-Bad Cannstatt, wurde der Chor der Martinskirche erneuert.

\* \* \*

Der Kirchplatz selbst wurde im Jahre 1962 (März–Oktober) in eine schöne anmutige Anlage verwandelt.

Pfarrer Ernst Kühnle

### **Die Cyriakus-Kirche in Bönningheim**

Nicht im Mittelpunkt unserer Stadt, aber inmitten des ehemaligen geistlichen Besitzes liegt auf einer leichten Anhöhe, genannt Kirchberg, das ehrwürdige Gotteshaus von Bönningheim. Die Anlage des jetzigen Baues geht in das 13. Jahrhundert zurück; in einer Urkunde vom 27. Mai 1280 wird diese Kirche zum ersten Male urkundlich erwähnt. „Der Edle Conrad von Magenheim überträgt seinem Sohne Zeisolf das Patronatsrecht der Kirche auf dem

Ruhelberg (Michaelsberg) und ihrer Tochterkirche in Bönningheim.“ Unserer stattlichen Kirche mit ihrem massiven Turm – dem ältesten steinernen Zeugen des Gotteshauses – sieht man das Alter gut an; das obere, mit einem spitzen Zeldach versehene Stockwerk bildet ein Achteck. In den mittleren Stockwerken sind schmale schießchartenartige Lichtöffnungen angebracht. Im Untergeschoß befand sich die alte Sakristei. Auch in Bönningheim ging 1348 der schwarze Tod um, und viele Familien starben vollständig aus; die manchmal nicht unbeträchtlichen hinterlassenen Gelder wurden auf kirchliche Stiftungen angelegt, und so wurde um 1351 der Plan gefaßt, eine größere und schönere Kirche im gotischen Stile zu bauen – im Jahre 1359 wurde sie fertiggestellt, aus dieser Zeit stammt auch die auf der Südseite gelegene „Neue Sakristei“. Das Innere der ursprünglich schönen Kirche wurde öfter einer Renovierung unterzogen, die nicht immer glücklich war, besonders als sie durch eingezogene Emporen verdüstert und entstellt wurde. Der Zahn der Zeit hatte am Gemäuer, am Gebälk genagt, es traten bedenkliche Zustände auf, die eine durchgreifende Renovierung unbedingt notwendig machten. Vor allen Dingen waren die amtlichen Stellen darum bemüht, das ursprüngliche Gepräge des Innern zu betonen, harmonisch mit Neuem zu verbinden, aber stilfremde Zutaten aus dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert zu entfernen, so daß sich unsere Kirche nun nach Fertigstellung in einem klaren einheitlichen Stil, der durch seine Monumentalität imponiert, den Gläubigen und Kunstwallfahrern präsentiert.

Man geht nicht fehl, wenn man behauptet: die Bönningheimer Kirche sei eine wahre Schatzkammer der Kunst, und sie hat den Vorzug, daß hier die Denkmäler kirchlicher Kunst an ihrem ursprünglichen Platze stehen, für welchen sie seinerzeit sowohl von den Stiftern als auch von den Künstlern geschaffen wurden. Bei einer Besichtigung sollte man doch immer den Haupteingang im Westen nehmen, von hier wird jeder Besucher von dem einzigartigen Anblick gefesselt. Der Blick geht an den dicken frühgotischen Säulen und schweren Arkaden des Mittelschiffes zum Lettner hin, der sich wie ein mächtiger Querriegel durch alle drei Schiffe unserer Kirche zieht und dennoch durch seine hohen offenen Arkaden einen breiten Durchblick in den dahinterliegenden Chor gewährt (Tafel 9). Dieser Lettner ist der einzige im Kreis Ludwigsburg und neben denen von Maulbronn, Tübingen, Eßlingen einer der letzten Kostbarkeiten im Unterland. Nachdem er von dicker Farbschicht befreit, kommt das warme Leuchten des Sandsteins voll zur Geltung, und durch die Portalöffnungen fast visionär leuchtet der Flügelaltar, und das ist das Einmalige: im Gegensatz zu Tübingen und Eßlingen, die ihre gotischen Altäre durch die Bilderstürmer verloren haben, konnte Bönningheim diese Kleinodien durch alle Fährlichkeiten der Jahrhunderte hinweg retten. Auf den zwei mittleren Säulen des Lettners stehen auf Konsolen Johannes der Täufer und über ihm ein Engel, auf der anderen Seite die schmerzreiche Mutter und über ihr Johannes der Evangelist. Zu Füßen der Mater dolorosa hält ein pausbackiger Engel zwei Wappenschilde (Tafel 10 links). Das rote Büffelhorn auf silbernem Grund gehört der Familie von Sachsenheim, daneben finden wir

eine besondere Schildeinteilung: einen dreigeteilten Schild, mit dem Mainzer Rad und im unteren Feld zwei silberne Sterne in rot und darunter mit vertauschten Farben ein roter Stern in Silber, während der zweite Wappenteil des gespaltene Schildes ein silbernes Kreuz auf blauem Grunde zeigt. Eigenartig ist diese Zusammenstellung, aber nicht verwunderlich, sondern absolut einwandfrei. Es ist das Mainzer Rad mit dem Familienschild des damaligen Erzbischof-Kurfürsten Dietrich I. aus dem Geschlecht der Schenken von Erbach, der von 1434–1459 regierte. Daneben das Kreuz des Bistums Speyer. Kurmainz hatte die weltliche Herrschaft über Bönningheim, die Territorialherrschaft mit Gerichtshoheit; dagegen gehörte Bönningheim kirchlich zur Diözese des Bistums Speyer. Nun könnte man fragen: Warum ist bei diesem Speyrer Wappen nur das Bistumskreuz und nicht auch das Wappen des damaligen Bischofs Reinhard von Helmstadt (1437–1456) angebracht (schwarzer Rabe in Silber)? Das erklärt sich daraus, daß hier nur die kirchliche Diözese, der Speyrer Sprengel, festgelegt ist, nicht der damals regierende Bischof, während bei Kurmainz, dem Landesherrn, die Feststellung wichtig war, daß gerade der damalige Erzbischof ein Gönner und Förderer des Lettnerbaues, festgehalten wurde. Wem war nun der Bau des Lettners erteilt worden? Vor der Renovierung fand sich, nur schwach sichtbar, ein Steinmetzzeichen an der Konsole über dem Haupt der Mater dolorosa. Nach dem nun die Farbschichten von allen Figuren und Ornamenten entfernt waren, fanden wir fünf dieser Zeichen, welche einwandfrei dem Kirchenmeister und Ballier Mathias Ensinger zugeschrieben werden, dem Sohn des großen Münsterbau-meisters Ulrich von Ensingen. Als Ballier war Mathias von 1334–38 an der Frauenkirche zu Eßlingen tätig. Sein Todestag fällt um den 10. November 1438. Am anderen Schildhalter finden wir die Wappen der Ganerben von Neipperg und von Gemmingen. Schauen wir nun ins Netzgewölbe des Lettners, so finden wir hier die Wappen von Ganerben, die nach der Reformation eine gewichtige Rolle in Bönningheim spielten. Als Hauptschild ist der rote Mond im silbernen Feld zu sehen, das Wappen der Familie Wöllwart-Lauterburg, die bekanntlich das Patronatsrecht nach der Reformation inne hatten; rechts und links davon sind die Wappenschilder derer von Urbach (Auerbach) und von Jannowitz; dahinter in der Mitte das Wappen der Liebensteiner und Neipperger. Auch in der Sakristei, die ein doppeltes Kreuzgewölbe hat, finden sich die Wappen derer von Neipperg und von Jannowitz. Hier entpuppte sich nach Entfernen mehrerer dicker Farbanstriche ein alter unansehnlicher Wandschrank als feiner Renaissanceschrank. Auf diesem Schrank stand, bisher unerkannt im Wert und kaum beachtet, eine Figur, die einen jugendlichen, knieenden Ritter darstellt. Wir dürfen annehmen, daß er aus dem Geschlechte der Sachsenheimer stammt. Denn nicht nur mehrere Wappenschilder der Sachsenheimer weist die Kirche auf, sondern als besonderes Attribut dieser Familie finden wir das reichverzierte steinerne Sakramentshäuschen, welches bisher garnicht recht gewürdigt wurde. Im Tabernakelgehäuse erkennen wir das Wappen der Sachsenheimer. Über dem Gehäuse, umrankt von Schlinkwerk, stehen Maria mit dem Kind, Josef und eine Kö-

nigsfigur; darüber breitet sich ein reicher Baldachin aus und auf Konsolen stehen wieder drei zierliche Figuren, die Hl. Barbara mit dem Turm, ein Prophet und eine der interessantesten Figuren, der Hl. Cyriakus mit einem Kind, vermutlich Artemia. Die Entstehung des Kunstwerkes wird um 1450–1460 geschätzt, die aufgefundene Figur darf als Stifter angesehen werden; um jene Zeit waren Bertold und Schwarzfritz von Sachsenheim Ganerben, die 1452 eine „große Ordnung und Satzung“ gegen Unordnung und Irrungen zusammen mit Reinhard von Neipperg und Albrecht Speth erlassen hatten. Wenig Beachtung fand immer die Grabplatte des am 12. 11. 1568 gestorbenen Bastian von Lierheim. Die Lierheim waren auch in Bönningheim begütert und gehörten zu den Ganerben. Dieser Sebastian war nach 1522 Kommandant auf der Feste Hohentwiel und kam um 1553 in den Besitz der Güter von Bönningheim und Kirchheim/Neckar. An der Nordwand des Chores stehen vier im Renaissancestil gearbeitete Grabsteine, zwei Ritter mit ihren Frauen darstellend. Man sieht deutlich, daß die Inschriften ausgemerzt sind, erhalten geblieben sind die an den vier Säulen zu beiden Seiten der Figuren angebrachten Wappen. Dieses Doppelgrabmal mit stehenden Porträtfiguren, Reliefs und Ahnenwappenreihen stellt den Junckherr Bernhard von Liebenstein, seine Ehefrau Margarethe, geb. von Hutten, sowie deren Sohn Albrecht von Liebenstein mit Ehefrau Margaretha geb. von Rosenberg dar. Das Totenbuch I verzeichnet: „Juncker Bernhard von Liebenstein, Baumeister, gestorben den 22. Martii (März) 1596 Sonntag under der Morgenpredigt, den Mittwoch hernach 24. 3. zur Erden in der Kürchen bestattet und Nota: den ersten tag Dezember Anno 1610 ist in Gott seliglich verschieden, die Edel und Ehrentugendsame Frau Margaretha von Liebenstein, Wittib, geborene von Hutten und folgenden 7. Tag vermehlten Monats adlichem Gebrauch alhie in der Kürchen mit Geläut und Leichenpredigt Ehrlich zur Erden bestattet worden.“ Der Sohn Albrecht, Obervogt zu Lauffen und Baumeister zu Bönningheim verstarb am 25. July 1608 zu Bönningheim und wurde in Itzingen, der alten Grablege der Liebensteiner, beigesetzt, seine Ehefrau verstarb 1616 (hier fehlt jegliche Anmerkung). Wer schuf nun dieses Grabmal? Es war der Heilbronner Bürger Jacob Müller, Bildhauer und Steinmetz, der um 1564 in Wimpfen geboren, 1585 in Heilbronn den Bürgereid geleistet und für die Adelsgeschlechter (besonders die Liebensteiner, Helmstadter, Sturmfeder, Massenbacher, Gemmingen) tätig war. Ein reiches Feld boten für ihn die Bestellungen von Grabdenkmälern und Brunnen (auch der hiesige Georgsbrunnen-Röhrenbrunnen) wurde von Müller geschaffen. Die Steine zu den Bönningheimer Arbeiten bezog Müller aus Heilbronn, die Arbeiten muß er an Ort und Stelle ausgeführt haben, denn in den Kirchenbüchern finden sich zwei Tauf-Eintragungen: am 10. 1. 1594 wurde ihm und seiner Frau Maria ein Sohn Conrad geboren, dessen Pate Albrecht von Liebenstein und der Ganerbliche Amtmann Ludwig Casimir Kugler war, ebenso waren sie Paten bei dem am 24. 5. 1597 geborenen Sohn Philipp Ludwig. Lt. Heilbronner Ratsprotokoll vom 7. Februar 1594 ist die Lieferung eines Brunnens nach Bönningheim durch Jacob Müller verzeichnet. Im Chor ist ferner noch ein Epitaph des am 11. 4. 1595 verstorbenen

„Maidlin des Juncker Albrecht von Liebenstein“, und darunter wurde jetzt die bei der Renovierung aufgefundene, gut erhaltene obere Hälfte einer Grabplatte einer Frau in Flacharbeit aufgestellt: „Anno 1525“ (Taf. 11 rechts). Wer mag es sein? Vermutlich eine Liebensteinerin. Von den zwei Chorstühlen, die bisher auf dem Lettner ihren Platz hatten, wurde an dem sogenannten Mönchsstuhl nach dem Ablaugen die Jahreszahl 1442 entdeckt, dieser Stuhl soll vermutlich aus dem Barfüsserkloster vom Frauenberg stammen (abgegangen nach der Reformation). Leider kam der andere, noch ältere Chorstuhl jetzt auf bisher noch ungeklärte Weise zum Verschwinden! Zu kleinen Kostbarkeiten wurden die Schlußsteine im Chor nach dem Ablaugen, ein Agnus dei und ein Christuskopf, die zu den ältesten Zeugen in unserer Kirche gehören sollen. Das Schönste aber ist der im Chor stehende Hochaltar, ein herrliches Prunkstück mittelalterlicher polychromer Holz-Skulptur. Neben den Altären von Heilbronn, Besigheim, Schwaigern und Ellhofen gehört unser Altar mit zu den wertvollen Arbeiten der Spätgotik im Unterland. Vor 100 Jahren hatte der Holzwurm alle „Theile arg benagt“. Die Renovierung hat das Kunstwerk 1897 wohl gerettet, aber jetzt würde eine nochmalige Restaurierung gut tun, um die ursprüngliche Schönheit wieder herzustellen. Wie wir jetzt hörten, sei eine Jahreszahl übergoldet worden im Jahre 1897! Die Hauptfiguren im Mittelschrein werden Niclaus Hagnover zugeschrieben. Die geöffneten Altarflügel (dreieinhalb Meter messend) zeigen innen polychrome Flachreliefbilder. Die immer viel zu wenig beachteten Malereien auf den Außenseiten der Flügeltüren zeigen „Verkündigung“ und „Tod Mariens“. In diesen beiden Tafelbildern darf man wohl die Schongauer-Schule erkennen. Bisher konnte das Rätsel um die Stifter – (in den unteren Ecken der Altarflügel sind in Halbreliëfarbeit zwei kniende Figuren – ein weltlicher Herr und ein Domherr, wohl ein Kanonikus zu sehen) nicht geklärt werden. Von eigenartiger Auffassung und Darstellung ist die Abendmahlsszene der Predella, eine recht lebendig gehaltene Darstellung, die aber auf eine ganz andere Schule hinweist und zu der Annahme berechtigt, daß sie von einem früheren Altar stammt. In den steinernen Unterbau wurde ein Stein vor einiger Zeit eingelassen, Maria mit dem Knaben (Tafel 11 links), der ein Wassergefäß in Händen hält; es ist dies ein Schlußstein aus dem ehemaligen Kloster auf dem Frauenberg, zu dem die Menschen wallfahrteten, weil durch das Wasser Wunder, Krankenheilungen und sonstige Gebetserhörungen geschehen waren in diesem Marienheiligtum. In einem Schriftstück aus dem 16. Jahrhundert, das den Titel trägt: was für furneme Walfarten vor Jarn Im Furstenthumb Wurtemperg gewesen, unnd auch an selbige Ort Capellenn gebaut worden „ . . . Zu Binickhenn, So Ain Ganerben, vff dem frowenperg genant, seind Barfuesser im Closter gewesen.“ Ebenso soll das unter dem nördlichen Lettnerbaldachin hängende Schnitzwerk, die Aussendung der Apostel (vermutlich 1420), aus diesem Mönchskloster stammen. Im rechten Seitenflügel des Lettners ist eine charaktervolle Schnitzarbeit der Spätgotik aufgestellt, es ist der aus Lindenholz geschnitzte „Olberg“. Hier wird dargestellt, wie Jesus in der Nacht unmittelbar vor der Gefangennahme im Garten zu

seinem himmlischen Vater betet, während drei seiner Jünger fest schlafen und Judas mit dem Schergen durch das Tor eintritt. Der bis zur Renovierung zwischen den beiden schlanken mittleren Säulen des Lettners stehende gotische verzierte Taufstein – einst zum Untertauchen – wurde versetzt, nun ist unter dem nördlichen Baldachin eine würdige Taufnische entstanden. Unter dem wappengeschmückten Netzgehölbe des Lettners steht der heutige Altar in neugotischer Arbeit. Als Mittel- und Blickpunkt steht auf diesem Altar ein hochragender Kruzifix, der nach den letzten Deutungen aus den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts stammen soll und das Hauptstück des Hl. Kreuz-Altars (Hl. Kreuz-Pfründe) war. Auch er führte jahrzehntelang – wenn nicht noch länger – ein verborgenes Dasein in der alten Sakristei. Aber erst der Lettner mit seinen schlanken Säulen und der herrlichen Bogenumrahmung verleiht dem gekreuzigten Christus mit seinem tiefergreifenden Leidesausdruck seine volle Wirkung. Der Zufall brachte jetzt noch eine selten schöne Christusfigur ans Licht, die einen Ehrenplatz in der Mitte der Brüstung des Lettners erhielt – als wenn sie dort hingehörte (Taf. 10 rechts). Beim Restaurator befindet sich noch ein größerer Epitaph des „Ehrenwertesten Herrn Johann Michael Gerung und seiner drei Frauen“, eines angesehenen Mannes, der viele weltliche und geistliche Ämter bekleidete (um 1670). Die Kirchengemeinde trägt sich mit der Absicht, in dem jetzt neu hergerichteten Turmzimmer, dem Zugang zum Lettner, wichtige und interessante kirchliche Urkunden auszustellen; ebenso wird dort auch ein altes Glaskästchen aufbewahrt, welches einen Ährenstrauß und eine Medaillon enthält und folgende Inschrift zeigt: „Im Jahre 1817 war die Theuerung im Königreich Württemberg so groß, daß ein Scheffel Dinkel 40 fl., 1 Scheffel Gersten 52 fl., ein Scheffel Haber 24 fl. kosteten.“ Es sind dies die Ährenbüschel, die am 13. Juli 1817 in einem großen Dankgottesdienst nach dem Hungerjahr 1816 die im Bönningheimer Schloß wohnende Prinzessin Albertine in einer eindrucksvollen Feier auf dem Altar niederlegte. Bei dieser letzten Innenerneuerung wurden auch Wandmalereien freigelegt, es sind aber nur Fragmente aus verschiedenen Perioden. Die am nördlichen Mittelschiff aufgefundenen Weihekreuz-Malereien konnten leider nicht erhalten werden, da dort die Empore eingezogen werden mußte. Vermutlich standen die Wandmalereien unter den Lettner-Baldachinen in einem Zusammenhang mit den verschiedenen Pfründaltären. Man erkennt einen Marterpfahl als älteste Freske um 1380, weiter Fragmente aus dem Einzug in Jerusalem und mehrere Heiligenfiguren. Bedauerlich ist es, daß wertvolle Malereien in der Sakristei vor vielen Jahren durch den Einbau elektrischer Leitungen zerstört waren. Hier ein Einzug Christi in Jerusalem und Christus in der Gloriole. Unser Blick fällt noch auf die Renaissanceborte mit der darüber herausgeholtten, frühbarocken verschlungenen Ornamentik im Mittelschiff. Die Kirche können wir nicht verlassen, ohne einen Blick auf jenes gemalte Epitaph zu werfen, welches aus dem Jahre 1506 stammt und in Wort und Bild Kunde gibt von dem einmaligen Ereignis, daß gegen Ende des 15. Jahrhunderts hier in Bönningheim ein Ehepaar lebte mit einem wahren Kindersegen; jene wundersame Geschichte weiß zu melden,

daß die Ehefrau Barbara geb. Schmotzer 53 Kindern – 38 Söhnen und 15 Töchtern – das Leben geschenkt („ . . weil dann bei unnsn inn unnsrer Pfarrkirchen wahrhaftiglich abconterfeit und gemahlet zue wahrhaftiger gedechtnuss in-geleibt . . . “). Das Ehepaar verstarb aber kinderlos. Nur einen ganz bescheidenen Winkel an der Rückwand der Kirche nimmt dieses Epitaph ein, und doch fand nun schon seit Jahrhunderten diese Rarität die meiste Beachtung ganz zuungunsten der künstlerischen Ausstattung unseres Gotteshauses. Nach der jetzigen Renovierung aber wird jeder Beschauer, jeder Gläubige ergriffen sein, und jeder Besuch wird zu einem inneren Erlebnis. Unsere Cyriakus-Kirche ist ein prachtvolles Zeugnis menschlicher Hingabe und hohen künstlerischen Könnens. Elisabeth Zipperlen

### Schrifttum und Archivalien

1. Oberamts-Beschreibung Besigheim 1853.
2. Pfarrakten der Bönningheimer Kirche.
3. Mainzer Kirchengeschichte (Gottron).
4. Mainzer Stadtarchiv.
5. Württ. Jahrbücher 1859.
6. Ratsprotokolle im Heilbronner Stadtarchiv.

### Die Kirche in Hofen

Abseits des Verkehrsstromes, der über die Straße längs des Neckars schier ununterbrochen dahinfließt und mancher der kleineren Ortschaften viel von ihrer Ruhe, ihrer Beschaulichkeit genommen hat, liegt oben an einem gegen das Neckartal steil abfallenden, mit Reben und Obstbäumen bewachsenen Abhange das kleine, freundliche Pfarrdorf Hofen am Rain; besonders von dem idyllisch gelegenen Kirchlein bietet sich eine schöne Aussicht ins Neckartal und auf die jenseitigen Höhenzüge. Ein Besuch in dem Kirchlein lohnt sich für den, dem es ernst ist mit der Suche „nach einem Weg in die Stille“ und der die heute so selten gewordene Unberührt-heit als beglückendes Geschenk zu schätzen weiß. Die Oberamtsbeschreibung Besigheim von 1853 schreibt noch über die Hofener Kirche von „einer kleinen unansehnlichen Pfarrkirche“, der nach dem veränderten Langhaus von ihrer früheren germanischen Bauweise nur noch der spitzbogige Eingang geblieben sei, dagegen sei der an der Ostseite stehende massive Thurm, dessen unteres, mit einem Tonnengewölbe versehenes Stockwerk die Stelle des Chores vertrete, noch in der alten Bauart erhalten geblieben; die an der Nordseite angebaute Sakristei habe ein einfaches Kreuzgewölbe und ein in früh-germanischem Geschmack gehaltenes, schmales Fensterchen. Seit Jahrzehnten schon wollte man das unansehnliche Kirchlein durchgreifend erneuern, aber immer scheiterten die Pläne, bis endlich, am 13. Juli 1959 umfangreiche Renovierungsarbeiten, die sich auf 9 Monate hinzogen, be-

gannen. Wer nun das Kirchlein von Hofen in seinem früheren Zustand kannte, wird bei einem neuerlichen Besuch nicht wenig erstaunt sein über die Veränderungen, die hier vorgegangen sind! Das eintönige Weißgrau der Wände, alles Unschöne ist verschwunden, der Blick in den schönen Altarraum ist freigegeben! Bei Beginn der Abbrucharbeiten ahnte niemand, welche wertvollen Funde aus dem Mittelalter das Kirchlein barg. Hofen, das schon im berühmten Schenkungsbuch des Klosters Lorsch a. d. Bergstraße als „Hofenheim“ im Jahre 836 aufgeführt ist, kann auf eine reiche geschichtliche Vergangenheit zurückblicken; da ist es auch nicht verwunderlich, wenn man bei den großen Bauarbeiten jetzt unter einer dicken, mehrfach über-tünchten Putzschicht auf Malereien stieß, und zwar im Tonnengewölbe des Chores; als erstes wurde ein Engel mit einer Posaune freigelegt; es stellte sich heraus, daß der Chor des Kirchleins reich mit Fresken geschmückt war aus der Bauzeit um 1280–1320. Ein wahrer Schatz wurde durch die Restauratoren Fräulein Barbara Schumacher und die Herren Josef Steiner, Amann und Zolpper nicht nur freigelegt, sondern die zu erkennenden Farben wurden wieder aufgefrischt, während diejenigen Stellen, deren Ton nicht mehr zu erkennen war, mit neutraler Farbe einfühlsam ergänzt wurden. Mit großem Geschick mußten die Restauratoren vorgehen, weil der Putzuntergrund der Fresken sehr brüchig geworden war und unter ihren Händen zu zerbröckeln drohte. Immer wieder ergaben sich Löcher, die dadurch entstanden waren, daß in früheren Zeiten eine Empore mit Treppenaufgang eingebaut worden war, und da war der Verputz stellenweise durchbrochen, um Balkenwerk und Verstrebungen ins Mauerwerk einzubringen. Ursprüngliches zu bewahren ist oberstes Gebot für die Restauratoren; mit feinen Spachteln, mit Sinterwasserspritzen, mit feinen Hämmerchen und Zänglein gingen sie auf Entdeckungen, nichts wurde „hineingeheimnist“, und daß den Restauratoren alles gelungen ist, zeigen die Kirchenbilder der Hofener Pfarrkirche, die jahrhundertlang in der Heimlichkeit verborgen waren und wie die Fresken zu Talheim und Duttonberg zu den Edelsteinen gehören, wie man sie schöner im Ring der Dorfkirchen des württembergischen Unterlandes kaum finden kann. Einem unbekanntem Maler verdankt auch Hofen sein „Jüngstes Gericht“. Der ganze Chorraum zeigt die Darstellungen von den Gerechten und Ungerechten. Meisterhaft ist die Darstellung des Posaunenengels des Jüngsten Gerichtes, hier hat der unbekannte Maler seine große schöpferische Kraft voll entfaltet, man vermeint förmlich den Klang der Posaune zu hören, Petrus ist mit ausgebreiteten Händen zu ihm getreten, aber welche Sprache reden allein schon seine Hände! Ein Ornamentstreifen trennt diese Szene von den Auferstandenen. Der ganze Chorraum ist eine Gesamtsymbolik des Jüngsten Gerichtes. Sehr lebendig ist auch an der Ostseite die Karikatur des Teufels in einem dezent leuchtenden grün-blauen Gewande, sehr gut sind Gesicht und Teufelskrallen gelungen (Tafel 13). Magisch wird das Auge immer wieder von den freigelegten Fresken angezogen. Besonders eindrucksvoll nimmt sich die Figur im Scheitelteil des Chores aus: Christus als Weltenrichter (Tafel 12<sub>1</sub>), ein Bild von hoher künst-



lerischer Qualität. Alle Motive sind sehr lebendig, von Geschlossenheit und durch die Leuchtkraft der Farben sehr eindrucksvoll; es ist keine aufdringliche Leuchtkraft, in dezenten Farben kommen die Bilder hervor, von denen besonders die rötlichen und grünbläulichen Farbtöne hervorstechen. Den Wallfahrern der Kunst wurde auch hier wieder ein Werk der Vergangenheit bewahrt. Eine kleine Tür an der Nordseite des Chores führt hinunter in die Sakristei; wie wertvoll dieser kleine Raum mit dem Kreuzgewölbe ist, kam durch die Wiederherstellung besonders zur Geltung. Man entdeckte hier, fast zu ebener Erde eine Nische, die ein Sakramentshäuschen darstellt. Das Kirchlein erscheint nach der Generalüberholung wesentlich größer und vor allem auch als Gotteshaus viel würdiger geworden zu sein. So haben sich hier nach dem Umbau Altes und Neues vorzüglich ergänzt. Es ist ein Werk geschaffen worden, das eine wertvolle Bereicherung des Kirchenbezirkes Besigheim ist und dem Beschauer und dem Gottesdienstbesucher einen Eindruck von der Frömmigkeit und Tiefe religiösen Empfindens in der Zeit vor 600 Jahren gibt.

Elisabeth Zipperlen

#### **Die Grabplatte des Hans-Konrad von Auerbach in der Kirche zu Hofen**

Durch die beim Totalumbau der Kirche zu Hofen im Jahre 1959/60 entdeckte Grabplatte des Hans Konrad von Auerbach (Tafel 13<sub>2</sub>) ist eine weitere wertvolle Ergänzung und Bereicherung zu der Geschichte des alten aus dem Remstal stammenden Rittergeschlechtes derer von Urbach (Auerbach und Urbach ist das gleiche) gefunden worden. Dieser am 2. April 1608 verstorbene „edel und gestrenge Juncker Hans Konrad von Auerbach“ war der Sohn von Pangratus Auerbach, derzeitigem Baumeister und Ganerben zu Bönningheim, früherem Forstmeister auf Reichenberg, Obervogt von Schorn-dorf. Die Urbachs hatten Besitzung in Bönningheim, Kirchheim am Neckar und Hofen. Pangratus, „ein gutherziger fröhlicher Junker“ verstarb am 12. Mai 1569 und liegt in der Kirche zu Kirchheim am Neckar begraben, wo eine an der Nordwand des Chores angebrachte Grabplatte den in Stein gehauenen Ritter in voller Ausrüstung zeigt. Dieser Pangraz, wie er auch öfter genannt wird, ist der illegitime Sohn des Jacob von Urbach. Von den 11 ehelichen Kindern des Pangraz sind Hans Konrad und sein Bruder Georg Michael mit Bönningheim und Hofen eng verbunden. Schon im Jahre 1379 wird ein Johannes von Urbach als Kirchherr zu „Hofohem bei Biniken“ (Bönningheim) genannt. Das kleine freundliche Pfarrdorf Hofen kann auch auf eine reiche Vergangenheit zurückblicken. Im Schenkungsbuch des Klosters Lorsch, dem codex laureshamensis, wird Hofen als „Hofenheim“ 836 aufgeführt. Wenn 1379 ein „Kirchherr“ genannt wird, darf man annehmen, daß das Kirchlein einige Zeit vorher erbaut ist. Das Dorf und seine Kirche gehörten den Ganerben von Bönningheim; als Teilhaber kommen die Geschlechter von Sachsenheim, von Neipperg, von Urbach, die Rauhen von Winnenden und die von

Liebenstein vor. Im Jahre 1440 traf das Kloster Lauffen a. Neckar mit Wilhelm von Sachsenheim wegen der Hofener Kirche und des Kirchsatzes eine Übereinkunft, daß nach dem Tode des Sachsenheimers die Hofener Kirche zu Lauffen fallen sollte. An der Kirche zu Hofen war nun im 15. Jahrhundert eine Leutpriesterstelle und eine Frühmeßpfründe. Unter dem Wort Kirchherr, so wie Johannes von Urbach genannt wurde, verstand man diejenigen geistlichen Personen, welche im eigentlichen Genuß des vollen Pfarreinkommens standen. Meist gehörten sie dem Adel an; sie verwalteten jedoch nicht selbst das Amt, sondern ließen es durch Leutpriester wahrnehmen, die nur einen Teil des Einkommens bezogen. 1522 kaufte nun das Kloster Denkendorf bei Eßlingen vom Lauffener Kloster die Hofener Kirche mit dem Kirchsatz um 2400 fl. ab. Durch die Reformation gingen die Rechte des Denkendorfer Klosters an Württemberg über, und so wurde das Hofener Kirchlein auch württembergisch und bekam als ersten evangelischen Pfarrer den Konventualen Wolfgang Kundig, der früher Mönch in Denkendorf gewesen war. Jener Hans Konrad von Auerbach, der in der kleinen Kirche begraben liegt, hatte von seinem Vater Pangratus dessen Viertel an dem Dörflein Hofen mit „aller Zubehör“ geerbt (1559). Da nun die anderen Ganerbengeschlechter (die von Sachsenheim und von Neipperg) ihre Anteile schon 1575–1582 dem Herzoglichen Haus verkauft hatten, tat Hans Konrad von Urbach das Gleiche und verkaufte am 31. März 1584 sein Erbe und am 27. Mai 1591 noch weitere in Hofen befindliche Felder und Güter gegen Zins an Herzog Ludwig von Württemberg. Hans Konrad blieb aber in Hofen wohnen, denn etliche Äcker und Nußbäume nannte er noch sein eigen. Interessant ist eine Urkunde vom 21. Januar 1580, in der es heißt: „Baumeister und Ganerben zu Bönningheim sind an Bernhard von Liebenstein als württembergischer Marschall herantreten mit der Bitte, er solle die Gebrüder Hans Konrad und Wilhelm von Auerbach vorladen und ihnen ihr unbefugtes Hetzen, Jagen und Beizen auf Bönningheimer Markung ernstlich verbieten“. Wilhelm von Urbach, Forstmeister in Neuenstadt, wird als „zu Kirchheim/Neckar“ genannt, er heiratet vor 1583 Maria Jacobina von Liebenstein. Seine Brüder Hans Konrad von Urbach zu Hofen und Georg Michael von Urbach zu Bönningheim heirateten zwei Töchter aus dem Geschlecht der Vol von Wildenau. Maria Salome, dem Junker Jörg Michaels Hausfrau, verstarb am 14. 2. 1592 und ist in der „Kirchen zu Bönningheim“ begraben; Hans Konrads Ehefrau Elisabetha verstarb am 5. 12. 1598 und liegt im Hofener Kirchlein, an ihre Seite wurde der „edel und gestrenge Juncker Hans Konrad“, der am 2. April 1608 das Zeitliche gesegnet, beigesetzt. 1620 muß noch einmal das Kirchlein umgebaut worden sein, wie die an einer Säule befindliche Jahreszahl aufweist. Wann der jetzt aufgefundenene Grabstein zugemauert wurde und aus welchem Grunde, ist unbekannt, vielleicht hat man ihm damals auch keine Bedeutung zugemessen. Bei der jetzigen Grabarbeit stieß man auch auf die ziemlich unberührten Gräber.

Elisabeth Zipperlen

## Drei neue Ortsgeschichten

**Willi Müller, Schwieberdingen, das Dorf an der Straße, Grundriß einer Ortsgeschichte, mit 129 Abbildungen, 1961.**

**Kurt Bachteler, Geschichte der Stadt Großsachsenheim, 1962.**

**Oscar Paret, Benningen am Neckar, Ur- und Frühgeschichte, mit 46 Bildern, 1962.**

Im Kreis Ludwigsburg gab es aus den vergangenen Jahrzehnten bereits eine Reihe von guten Ortsgeschichten. Ihnen haben sich jetzt im Laufe eines Jahres drei neue zugesellt. Eine neue Phase heimatlicher Geschichtsschreibung scheint damit anzuhelen.

Es ist eine besondere Kunst, eine Ortsgeschichte zu schreiben. Setzt sie doch eine genaue Kenntnis der vielen Tatsachen, aber auch einen Spürsinn für das Wesen der kleinen Dinge voraus. Der Ortshistoriker darf dabei weder im Wust der Tatsachen steckenbleiben, noch sich damit begnügen, das Schema der großen Geschichte nur mit lokalen Belegen auszufüllen. Originell wird die Leistung immer nur sein, wenn es dem Schreiber einer Ortsgeschichte gelungen ist, das **Spezifische seines Gegenstandes**, nämlich den durch die Geschichte bedingten Charakter seines Ortes, zur Darstellung zu bringen. Wem es gelingt, nicht nur Geschriebenes zu subsumieren, sondern auch Ungeschriebenes zu ertasten, die Runen im Antlitz der Landschaft zu deuten, die hinter dem heutigen Erscheinungsbild verborgenen Entwicklungslinien der Siedlung zu erspähen, die Wesenszüge im Gesicht der Menschen zu entziffern, kurz: im kleinen ein Stück der großen Welt und des schicksalhaften Lebens einzufangen, nur der wird seiner hohen Aufgabe gerecht werden und, über die engen Grenzen der Fachwissenschaft hinausgelangend, den Menschen seiner Heimat ein **Hausbuch** schenken. Solche Hausbücher im besten Sinne sind unsere drei Ortsgeschichten geworden.

Willi Müller macht Schwieberdingen, bis 1962 das „Dorf an der Straße“, gleichsam zum Schnittpunkt des Lebens. Die Bauern, die Ritter, die Künstler, die Handwerker, alle, die für eine Weile an diesem Punkte lebten, wie auch die Heere, die Kaufmannszüge, die Kaiser, die Vagabunden, die die Straße entlangzogen, sie alle zusammen wirkten mit an dem bunten Teppich des dörflichen Lebens. In immer neuen Anläufen und mit immer neuen Perspektiven sucht uns Willi Müller auf diesen Mittelpunkt „Dorf an der Straße“ hinzuführen, es ist gleichsam ein Thema mit Variationen. Dadurch ist es ihm gelungen, unter Verzicht auf ein starres Kompositionsschema doch das Buch zu einem Ganzen zusammenzuschließen. Er trägt zwar alles zusammen, was an Wissenswertem heute zu sagen ist, begnügt sich aber nicht damit, sondern provoziert oft durch behutsam formulierte Hypothesen oder Fragestellungen ein Weiterdenken und eine Stellungnahme. So ist es ein recht anregendes, ja sogar erregendes Buch geworden, in gleicher Weise reizvoll nicht nur für den Heimatfreund und interessierten Laien, sondern auch für den Fachgenossen, der hier manchen Einblick in die Werkstatt des von der Volkskunde herkommenden Historikers tun kann. Bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit ist das Buch auch recht anschaulich, oft sogar geradezu fesselnd geschrieben. Der Verfasser läßt wohl an entscheidenden Stellen die Quellen sprechen, zuweilen zieht er wichtige Literatur heran, gelegentlich gibt er auch Fachleuten das Wort in Form einer zusammenfassenden Wiedergabe, so etwa bei der Besprechung der Baugeschichte der Schwieberdinger Kirche. Die reiche Ausstattung mit Abbildungen (darunter auch eine Anzahl von Kartenskizzen) erhöht noch die Anschaulichkeit.

Das **Großsachsenheimer Heimatbuch**, das am 26. Mai dieses Jahres aus Anlaß des 60jährigen Bestehens des Handels- und Gewerbevereins der Öffentlichkeit in einer Feierstunde übergeben wurde, ist wie das Schwieberdinger die Frucht langjähriger Vorarbeiten, die teilweise bereits durch Aufsätze in „Hie gut Württemberg“ bekannt wurden.

Auch dieses Buch ist weit mehr geworden als nur eine fleißige Zusammenstellung aller für Großsachsenheim wichtigen historischen Tatsachen. Wird doch das geschichtliche Leben zwischen Glemswald und Stromberg immer wieder beleuchtet. Das wird schon im vorgeschichtlichen Teil sichtbar, fast mehr noch in dem mittelalterlichen Teil, in dem Bachteler es versteht, die für den Laien oft so schwer durchschaubaren Herrschaftsbeziehungen und rechtlichen Verhältnisse am Beispiel deutlich zu machen und durch gelegentlich eingeschobene Erklärungen zu erhellen. Daher ist das Buch gerade für den interessierten Laien von besonderem Wert, er wird das Buch nie als „zu hoch“ aus der Hand legen, er wird sich aber auch nicht langweilen, da die Fülle des Materials in kluger Weise gebündigt ist. Die zahlreich abgedruckten Urkunden sind leicht lesbar und illustrieren treffend.

Auch dieses Buch verdient eine über den beschriebenen Raum hinausgehende größere Verbreitung. Das umfangreiche Kapitel über den Dichter Hermann von Sachsenheim wird den Literarhistoriker interessieren, der Komplex „Klopferle“ den Volkskundler. Aber auch sonst findet sich für den wissenschaftlich Interessierten manche Anregung in Form von Fragestellungen (wie Seite 25), Hypothesen (Namensgebung!) oder Hinweisen auf zukünftige Arbeitsaufgaben (Baugeschichte der Kirche!). Das Buch ist gut ausgestattet, hat einen reichen Bilderanhang, jedoch vermißt man ein Register und Karten. Der Stadtplan auf Seite 246 ist maßstäblich unbefriedigend, dazu wäre eine Karte der weiteren Umgebung mit Flurnamen und Altsachsenheim erwünscht. Zwei Farbdrucke aus dem Stundenbuch hingegen geben dem Werk einen besonderen Reiz.

Die dritte Ortsgeschichte liegt nur mit ihrem ersten Teil vor: Es ist die Ur- und Frühgeschichte des Ortes Benningen. Sie stammt aus der Feder von Prof. Dr. Oscar Paret und ist Wilhelm Seyfferle, dem Gründer des Bundes für Heimatkunde in Benningen und Schöpfer des dortigen Heimatmuseums, gewidmet. Den mittelalterlichen Teil wird Walter Hagen schreiben.

Es ist nur natürlich, daß die Römerzeit des Kastellortes Benningen im Mittelpunkt steht. Ihr sind 36 von 68 Seiten gewidmet. Aber damit hat Paret auch alles Wesentliche zusammengetragen, was wir überhaupt zur Zeit darüber wissen. Besonderen Raum innerhalb des römischen Teils nimmt wiederum die „Geschichte der Entdeckungen“ ein, in diesem Kapitel fällt manch Schlaglicht auf die Geschichte der Geschichtswissenschaft und -forschung, so daß es geradezu eine kleine Delikatesse für den Wissenschaftler sein dürfte. Aber auch der vorrömischen und der alemannischen Zeit ist hinreichend Raum gewidmet, die Urgeschichte ist eingebettet in eine kurze Landschaftsgeschichte, wie sie in so gedrängter Form kaum besser geschrieben werden könnte. Dabei ist der Geschehensraum nicht zu eng gefaßt, Benningen ist aber immer Bezugsmittelpunkt. Benninger Funde sind da verwertet, wo sie sich anboten; wo sie fehlten, hat Paret mit nachbarlichen Funden Anschauung geschaffen. Ein kleiner Katalog des Benninger Heimatmuseums ist angeschlossen. Alles wird in einer bestechend klaren Darstellungsart geboten, die eine völlige Beherrschung des Materials voraussetzt. So ist dieses schlichte Büchlein nur denkbar als eine Frucht eines langen Gelehrtenlebens, eine schönere Ehrung konnte Wilhelm Seyfferle nicht zuteil werden.

Gaese

# Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg

erschienen in Hie gut Württemberg, Beilage der Ludwigsburger Kreiszeitung,  
Jahrgang 10, 1960 bis Jahrgang 13, 1962, 56.

Fortsetzung von dem Verzeichnis in Ludw. Gesch. Bl. 14, 1960, 61–66.  
Zusammengestellt von Oscar Paret

## I. DER KREIS LUDWIGSBURG (ohne Stadt Ludwigsburg)

### 2. Ur- und Frühgeschichte

**Bachteler, Kurt:** Das römische Gräberfeld in Stuttgart-Bad Cannstatt. Von R. Nierhaus. Besprechung. Jahrgang 11, 1960, 15.

**Paret, Oscar:** Neue alamannische Funde im Kreis Ludwigsburg (Bietigheim, Möglingen). 11, 1960, 43.

— Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Besprechung. 12, 1961, 29 f.

### 3. Mittelalter

**Otto, Markus:** Der „Kirchenhimmel“. Zwei Beispiele aus dem Kreis (Kirche Eglosheim und Alexanderkirche Marbach). 11, 1960, 43–45, 49 f.

**Wiedermann, F.:** Vom Straßenmarkt zum Marktplatz. 12, 1961, 12–14.

### 4. Neuere Zeit

**Wiedermann, F.:** Pfarrhäuser im historischen Blickwinkel. 12, 1961, 7 f.

**Fausser, Bruno:** Vom alten Recht. 12, 1961, 39, 42. 13, 1962, 7, 14.

**Bachteler, Kurt:** Württemberg und der Nationalverein. 11, 1960, 45 f.

**Weber, Walter:** Eine bedeutende Frauengestalt aus dem württembergischen Fürstenhaus (Friederike Dorothea Sophia). 12, 1961, 43.

**Müller, Willi:** Unser Kreisgebiet in der Beschreibung von Merian. 13, 1962, 52 f.

## 5. Bau- und Kunstgeschichte

- Wiedermann, F.:** Kirchenportale aus sieben Jahrhunderten. 11, 1960, 4 f.  
— Von mittelalterlicher Ritterburg zum wohnlischen Schloßbau. 13, 1962, 55 f.

## 6. Personen

- Burkhardt, F.:** Johann Wilhelm Flattich, Amtmann und Schulmeister in Beihingen. 11, 1960, 5 f.

## 10. Volkskunde

- Conrad, Otto:** Aus der Geschichte des Mostes und des Mostens. 11, 1960, 56, 59. 12, 1961, 2 f., 11 f.  
**Müller, Willi:** Zur Geschichte des Dachziegels. Nachtrag. 11, 1960, 6.  
— Christliche Symbole auf Dachziegeln. 12, 1961, 36–38.  
— Der Gartenzwerg – ein zeitgenössisches Phänomen. 11, 1960, 51 f., 59–62. 12, 1961, 5–7, 9 f.  
**Vogt, Gudrun:** Zur Geschichte von Tracht und Kleidung (Schwieberdingen) 12, 1961, 18 f., 30 f., 33–35. 13, 1962, 1 f., 18 f., 33 f.

## II. STADT LUDWIGSBURG

### 1. Geschichte

- Paret, Oscar:** Der römische Gutshof von Ludwigsburg–Hoheneck. Erinnerungen an die Aufdeckung vor 50 Jahren (1911). 12, 1961, 27–29.  
**Bollacher, Wolfgang:** Das Werden und die frühmittelalterliche Entwicklung Geisnangs. 12, 1961, 26 f.  
— Das altwürttembergisch-evangelische Kirchengut und die Entstehung Ludwigsburgs. 12, 1961, 45 f., 13, 1962, 1 f., 5 f.  
**Grube, Walter:** Die Zerstörung des Erlachhofs im Sommer 1519. 11, 1960, 21 f.  
**Manke, Ilse R.:** Eine Ludwigsburger Chronik von 1704–1775. 11, 1960, 7 f., 10 f., 22 f., 30 f.  
**Müller, Anton:** Eine Bürgermeisterwahl im Jahr 1755 (Schönleber). 12, 1961, 14 f.  
**Gaese, Heinrich:** Die Florfabrik im alten Ludwigsburger Rathaus. 11, 1960, 15 f.  
**Paret, Oscar:** Herzog Ludwig Eugen von Württemberg (1793–95). Gestorben in Ludwigsburg 20. Mai 1795. 11, 1960, 17 f.  
**Conrad, Otto:** Die große Menagerie in Ludwigsburg im Jahre 1810. 13, 1962, 16.  
**Manke, Ilse R.:** Eine Volksversammlung im Jahre 1848. 13, 1962, 50 f.

### 4. Einzelbauten

- Akermann, Manfred:** Das Göppinger Amtshaus in Ludwigsburg. 11, 1960, 54 f.  
**Fleischhauer, Werner:** Das Lusthäuschen Herzog Carl Eugens im Osterholz, 11, 1960, 32.

## 5. Kirchen, Schulen

- Manke, Ilse R.:** Goldschmiedearbeiten aus dem Stadtkirchen-Schatz. 11, 1960, 57 f., 12, 1961, 8.  
**Burkhardt, Felix:** 250 Jahre Ludwigsburger Volksschule. 11, 1960, 47 f., 53 f.

## 6. Kulturgeschichtliches

- Spiegler, Otto:** Das Eichwesen in Württemberg, besonders in Ludwigsburg. 11, 1960, 1 f., 14, 18–20.  
**Manke, Ilse R.:** Die Württembergica-Sammlung der Stadt Ludwigsburg. 12, 1961, 44 f.

## 7. Personen

### *v. Heuglin*

- Paret, Oscar:** Der Afrikaforscher Theodor von Heuglin und seine Ludwigsburger Vorfahren. 13, 1962, 49 f.

### *Kallenberg*

- Manke, Ilse R.:** Kunsthandwerk und Industrie. Zur Geschichte einer Ludwigsburger Familie (Kallenberg) 11, 1960, 40.

### *Kerner*

- Gehrts, H.:** Der Oberamtsarzt und der Aberglaube. Zum 100. Todestag von Justinus Kerner. 13, 1962, 10 f.

### *Reichmann*

- Uhland, Robert:** Philipp Friedrich Heinrich Reichmann. Ein Ludwigsburger Carlsakademist wurde der bekannteste Hotelier Mailands. 11, 1960, 35–38.

### *v. Schanzenbach*

- Paret, Oscar:** Der Geschichtsforscher Otto von Schanzenbach. Zum 50. Todestag am 28. Juli 1960. 11, 1960, 35.

### *Schiller*

- Bausinger, Hermann:** Schiller und Schubart. 11, 1960, 25 f., 33 f.

### *Schweizer, Carl*

- LKZ:** Ein schwäbischer Unternehmer in der Steiermark. Vor 100 Jahren in Ludwigsburg geboren. 13, 1962, 41 f.

### *Von Württemberg*

- Weber, Walter:** Franziska von Hohenheim. Zur Wiederkehr ihres 150. Todestags. 12, 1961, 1 f.  
— Kostbare Miniatur im Ludwigsburger Schloßmuseum (Königin Katharina) 13, 1962, 38.

## 8. Vororte

### *Pflugfelden*

- Weber, Walter:** Erinnerung an die Kaisertage bei Pflugfelden. 12, 1961, 22 f.

### III. DIE KREISORTE (ohne Ludwigsburg)

#### *Asperg*

- Bolay, Theodor:** Geschichte der Asperger Michaelskirche. 12, 1961, 20 f., 32, 35 f.  
— Wie der Hohenasperg eine Speisewirtschaft erhielt. 13, 1962, 48.

#### *Besigheim*

- Metzger, Wolfgang:** Der Besigheimer Hochaltar. 11, 1960, 12 f., 20 f., 28–30.

#### *Bissingen a. E.*

- Otto, Markus:** Der Glaser Otto Heinrich Dahm. Seine Glasradierungen in Bissingen. 12, 1961, 15 f., 23 f.  
— Die Fresken der Bissingener Kilianskirche. 13, 1962, 19–22, 36–38, 44–46.

#### *Erdmannhausen*

- Müller, Willi:** Zur Geschichte der Schulhäuser von Erdmannhausen. 12, 1961, 18 f., 25 f.  
— Die Jenner von Erdmannhausen. 13, 1962, 2 f.  
— Der Pfarrer, die Jungfer, die Hauptmännin und der illustre Kreis um die Familie Reichenbach in E. 13, 1962, 11 f., 17 f., 34 f.

#### *Großbottwar*

- Paret, Oscar:** Der römische Veteran Longinius von Großbottwar. Zur Auffindung seines großen Weihesteins vor 250 Jahren. 11, 1960, 48.  
**Neuffer, Hermann:** Der Pranger am Großbottwarer Rathaus. 12, 1961, 19.  
— Ein interessanter Münzfund in Großbottwar. 12, 1961, 39 f.  
— Der Bottwarer Sternwald. 13, 1962, 38 f.  
— 100 Jahre Großbottwarer Stadtchronik. 13, 1962, 46 f.  
— Ein Großbottwarer Kelterrecht von 1757. 13, 1962, 54.  
**Conrad, Otto:** Überfall der Franzosen auf Großbottwar, Verschleppung von Geiseln und ihre Lösung im November 1799. 12, 1961, 46–48.

#### *Großsachsenheim*

- Irtenkauf, Wolfgang:** Das Gebetbuch der Herren von Sachsenheim. 12, 1961, 3–5.  
— Die Bibel des Jörg von Sachsenheim. 13, 1962, 3.  
**Bachteler, Kurt:** Der Pfingstmarkt in Großsachsenheim. Von der Landwirtschaft und von alten Bräuchen. 13, 1962, 12–14.  
**Gaese, Heinrich:** Geschichte der Stadt Großsachsenheim. Von K. Bachteler. Besprechung.

#### *Hochberg*

- Streng, Wilhelm:** Die Ritter Nothaft aus Hochberg. 13, 1962, 5 f., 14 f., 22–24, 39 f.  
— Hochberg mit alter Kapelle um 1820. 13, 1962, 48.  
— Bettlerplage im Stabsamt Hochberg (1786). 13, 1962, 54 f.

#### *Hochdorf*

- Streng, Wilhelm:** Die Hochdorfer Gemeindekasse als Privatbank. 11, 1960, 31.

#### *Kirchheim am Neckar*

- Burkhardt, Felix:** Ein Himmelsbrief aus Kirchheim a. N. 12, 1961, 38 f.



### *Kleinbottwar*

**Neuffer, Hermann:** Das reichsritterschaftliche Dorf Kleinbottwar. 11, 1960, 18.

### *Löchgau*

**Wiedermann, F.:** Löchgau als mittelalterliche Stadtanlage. 13, 1962, 4 f.

### *Markgröningen*

**Müller, Willi:** Der Lecks-Füdle von Markgröningen. 13, 1962, 6.

### *Mundelsheim*

**Müller, Willi:** Das Mundelsheimer Stadtrecht. Eine Richtigstellung. 12, 1961, 15.

### *Murr*

**Becker, J.:** Das Schicksal einer Familie aus Murr in Bessarabien. 11, 1960, 55 f.

### *Oberstenfeld*

**Conrad, Otto:** Plünderung der Burg Lichtenberg im Jahre 1643. 11, 1960, 39.

### *Ottmarsheim*

**Müller, Willi:** Soldat Luitl von Ottmarsheim. 12, 1961, 40.

### *Pleidelsheim*

**Pfeiffer, Daniel:** Pleidelsheim und der Freipüschbezirk. 12, 1961, 21 f.

— Die Lehrer in Pleidelsheim und ihre Besoldung. 13, 1962, 7 f.

### *Schwieberdingen*

**Müller, Willi:** Das abgegangene Vödingen (Schluß). 11, 1960- 2-4.

— Die Herren von Nippenburg. 11, 1960, 9 f., 23 f., 26 f.

— Kirchhof und Kirche von Vödingen wieder entdeckt. 11, 1960, 38 f.

— 200 Jahre Hardt-Schönbühlhof. Das „Wasserfest“ vom 6. Juni 1892. 11, 1960, 41 f.

**Bausinger, Hermann:** Martin Haug auf dem Hardt-Schönbühlhof. Der bedeutende Orientalist war hier 1846-48 Schullehrer. 11, 1960, 62 f.

**Gaese, Heinrich:** Schwieberdingen, das Dorf an der Straße, von Willi Müller, Besprechung. 13, 1962, 8.

**Burkhardt, Felix:** Der Teufelsbeschwörer von Schwieberdingen im Verhör. 13, 1962, 53 f.

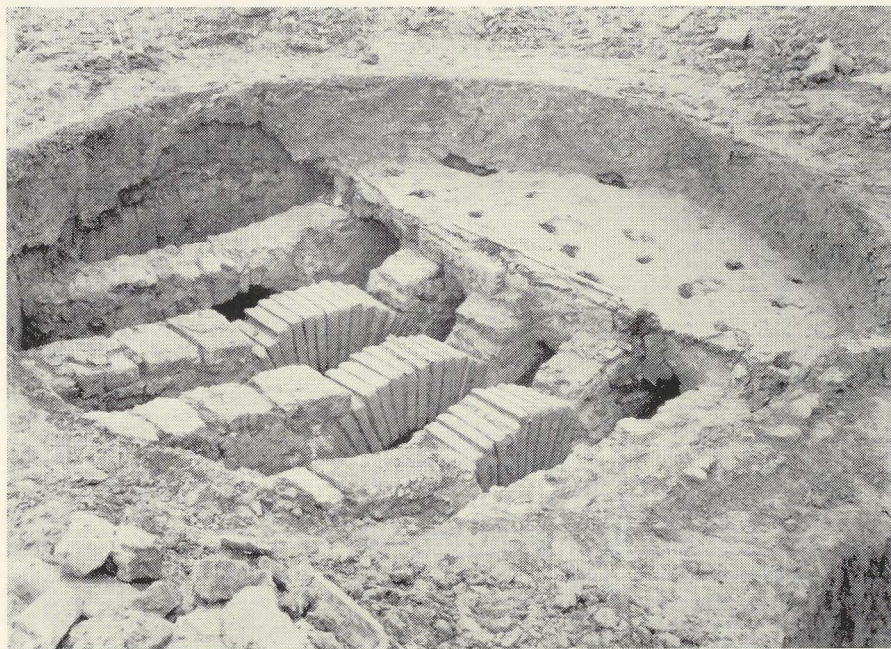
### *Steinheim an der Murr*

**Bollacher, Wolfgang:** Aus der Geschichte des Klosters Mariental zu Steinheim. 11, 1960, 50 f.

**Kopf:** Das Tagebuch der Nonnen zu Steinheim. 13, 1962, 42-44 ff., 51.

## Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes

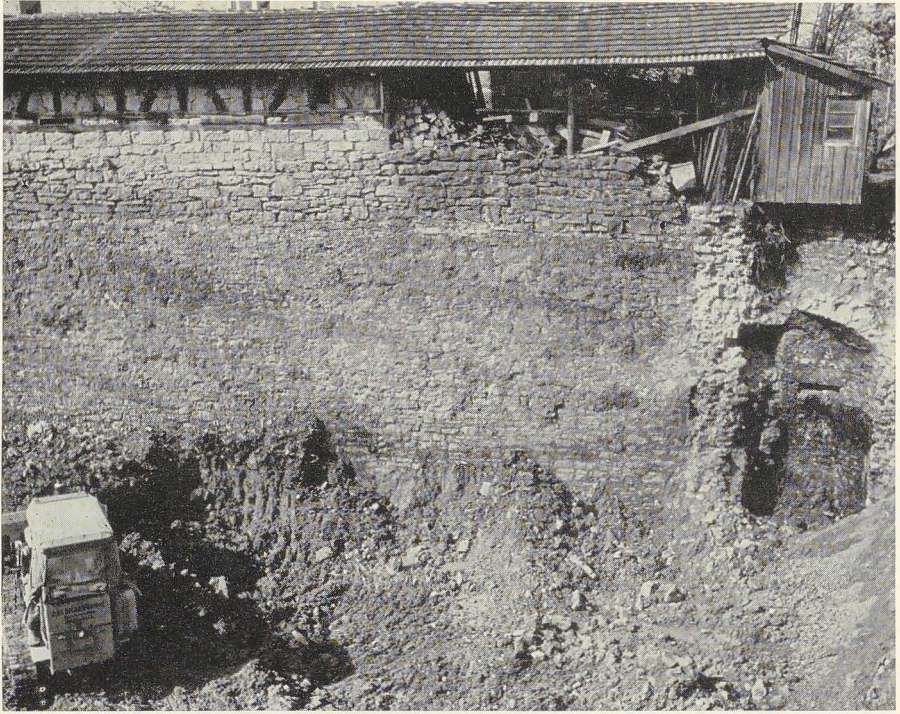
Rektor Dr. Willi Müller, Schwieberdingen, Schlöble  
Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Bollacher, Ludwigsburg, Talallee 34  
Assessor Hans Schmäh, Ludwigsburg, Tübinger Str. 26  
Professor Dr. Oscar Paret, Ludwigsburg, Moserstr. 22  
Pfarrer i. R. Walter Hagen, Ludwigsburg, Moserstr. 7  
Reg.-Oberinspektor Julius Friedrich Kastner, Karlsruhe, Guntherstr. 3  
Pfarrer Albert Groß, Aldingen, ev. Pfarramt  
Pfarrer Otto Majer, Beihingen, ev. Pfarramt  
Apotheker Markus Otto, Bissingen/Enz, Enz-Apotheke  
Elisabeth Zipperlen, Bönningheim, Stadtarchiv, privat: Goethestr. 6  
Pfarrer Ernst Kühnle, Großingersheim, ev. Pfarramt  
Studiendirektor Heinrich Gaese, Ludwigsburg, Hoferstr. 27



**Römischer Ziegelbrennofen von Steinheim a. M.**

Aufn. Staatl. Amt für Denkmalpflege

Man erkennt unter dem Ackerboden das 3,30 m weite Rund des Brennraumes mit seinen hartgebrannten Wänden. Im rechten Teil ist noch ein Teil des Brennrostes mit seinen Löchern erhalten. Wo der Rost durch den Ausgräber abgetragen ist, sieht man die fünf Mauern, die den Rost tragen. Sie sind in der Mitte, über dem Hauptfeuerkanal, durch Bogen aus keilförmigen Ziegelplatten ersetzt. Die Schüröffnung ist ganz rechts unterhalb des Bildes, nicht mehr sichtbar.



Mundelsheim

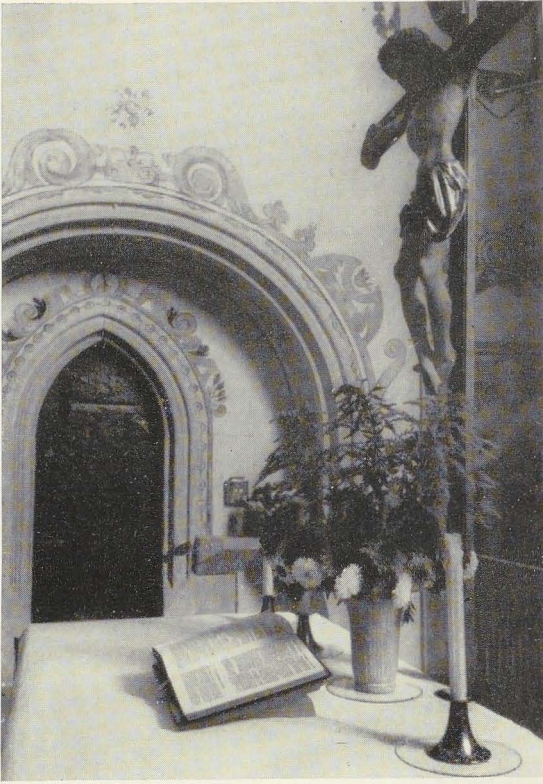
Oben: Burggraben. Vorübergehende Freilegung

Aufn. Landesbildstelle Württemberg, Anfang April 1961

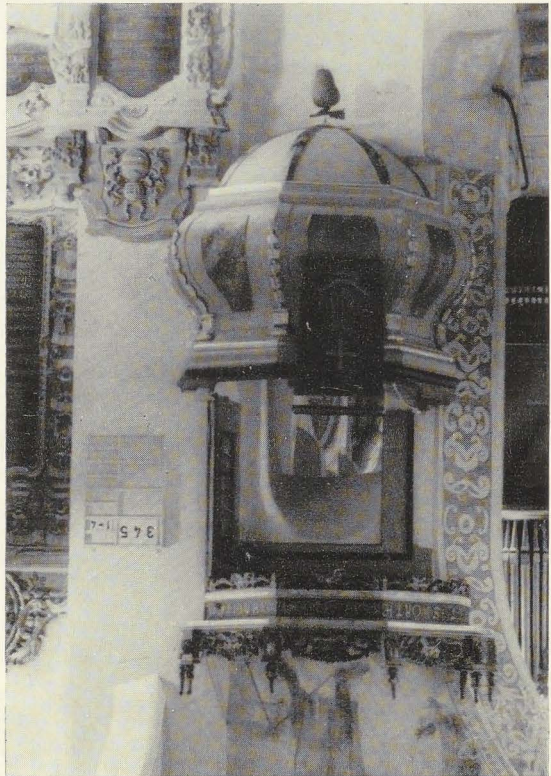
Unten: Plan von 1832

Repro (Foto-) Röckle, Ludwigsburg

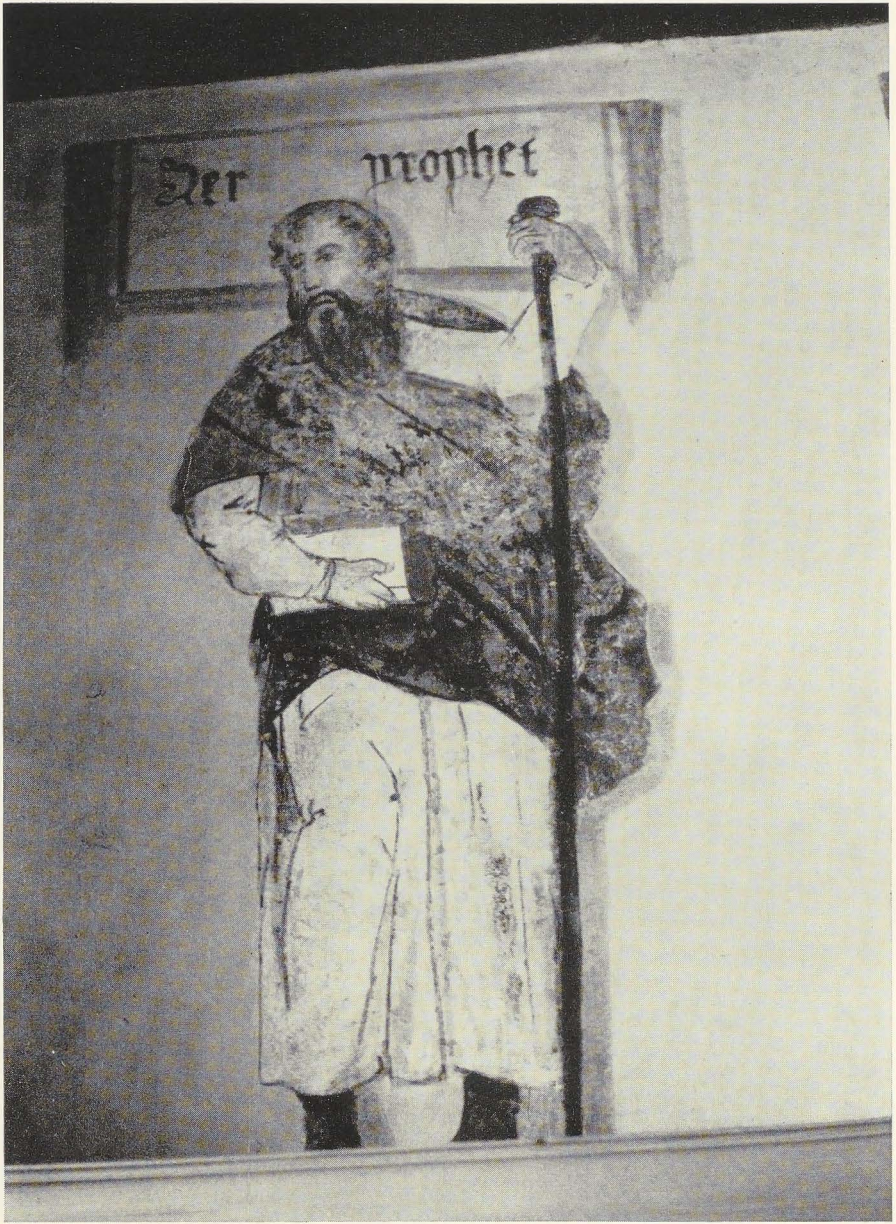




Kirche in Beihingen  
Tür zur Sakristei  
Aufn. Lindner, Beihingen



Beihingen:  
Barockkanzel  
Aufn. Lindner, Beihingen



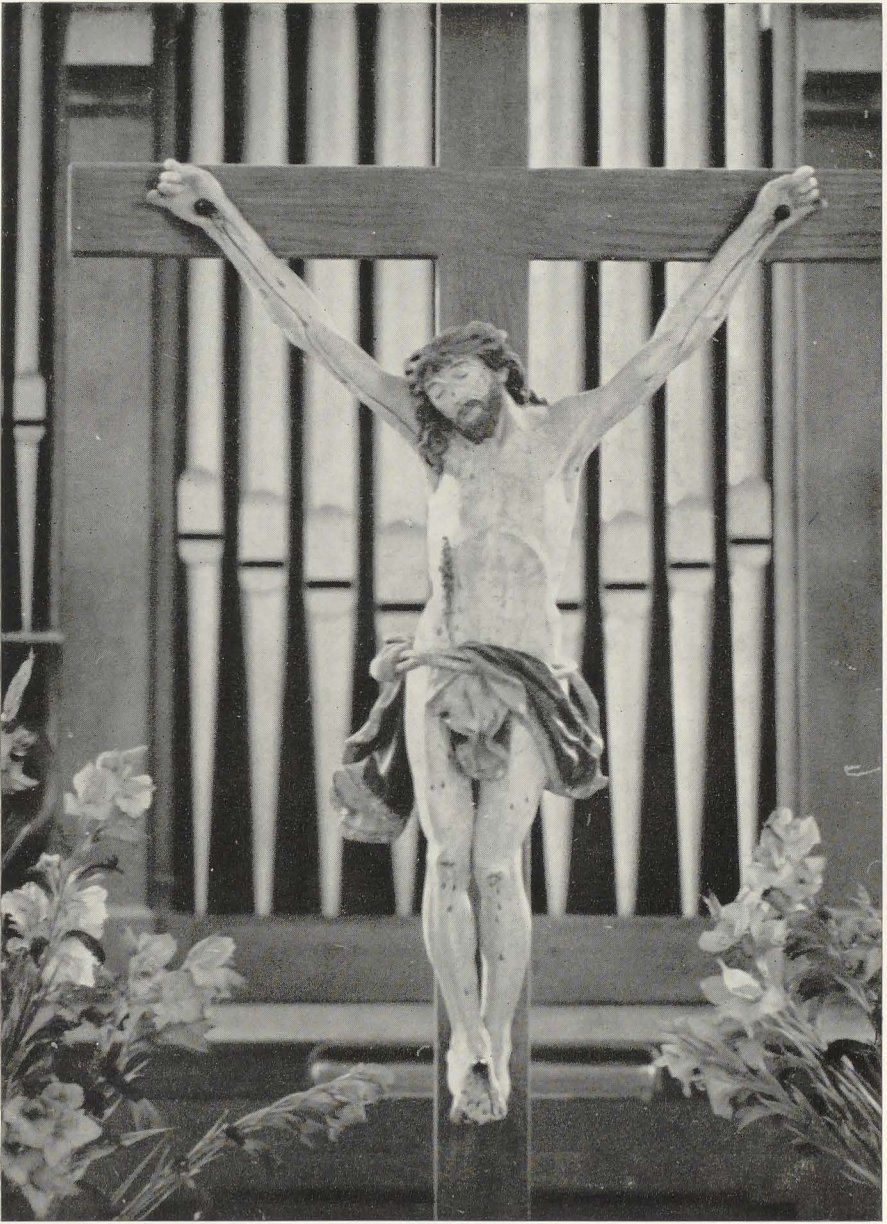
Kirche in Beihingen. Fresko eines Propheten an der Rückwand des Schiffes  
Aufn. Gaese



Kirche in Beihingen. Blick in den Chor  
Grabdenkmal des Hansjörg v. Hallweil und seiner Frau Maria-Magdalena  
geb. v. Freyberg, Orgelprospekt von 1766

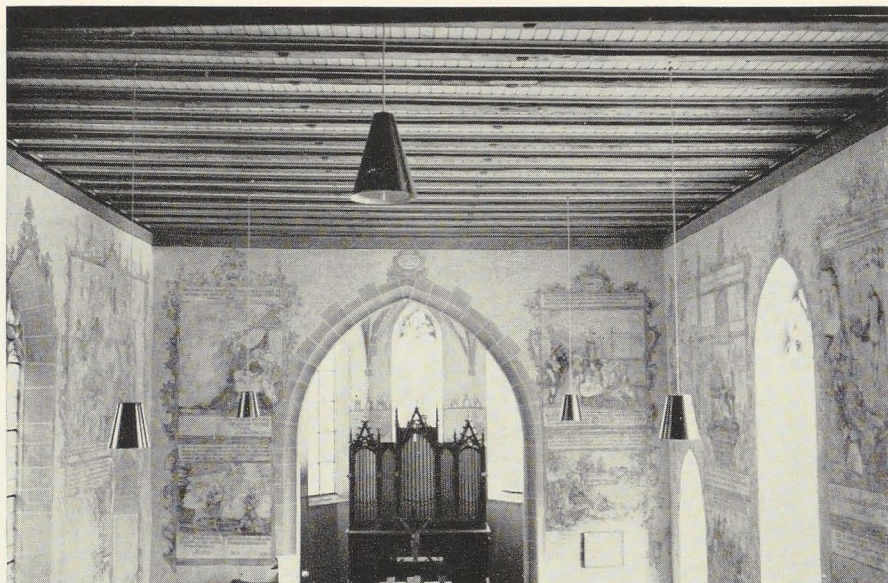
Aufn. Gaese





Bissingen, Kilianskirche. Restaurierter Barock-Kruzifixus

Aufn. Markus Otto



Bissingen, Kilianskirche

Fresken in Schiff und Chor. (Links oben das jüngste Gericht, unten der reiche Mann und der arme Lazarus, Mitte oben Mariae Verkündigung, unten Flucht nach Ägypten, rechts oben Potiphars Weib und Josef, unten Paradies)

Aufn. Markus Otto



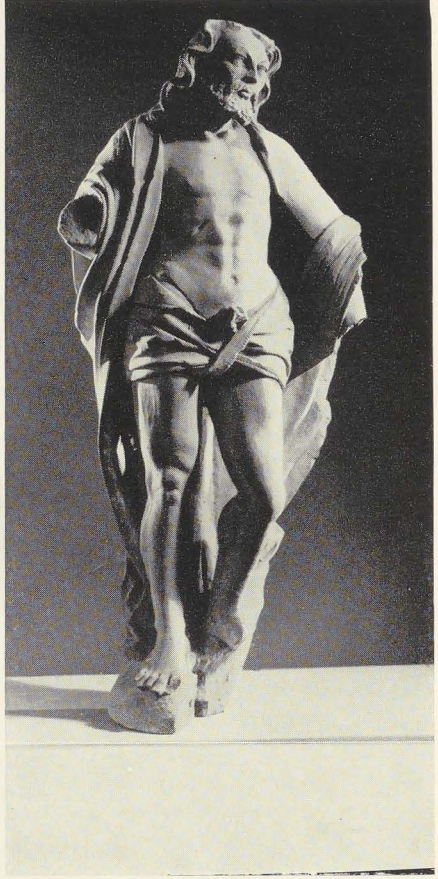
Bissingen, Kilianskirche

Schiff mit freigelegten nachreformatorischen Fresken und Holzdecke

Aufn. Markus Otto



Bönningheim, Stadtkirche St. Cyriakus. Blick durch das Schiff auf den Letzner  
Aufn. Richter, Bönningheim



Cyriakus-Kirche in Bönningheim  
Links: Mater dolorosa, Konsolfigur am Lettner, ihr zu Füßen Engel mit  
Wappenschilden. Rechts: Christusfigur

Aufn. Richter, Bönningheim



Cyriakus-Kirche in Bönningheim

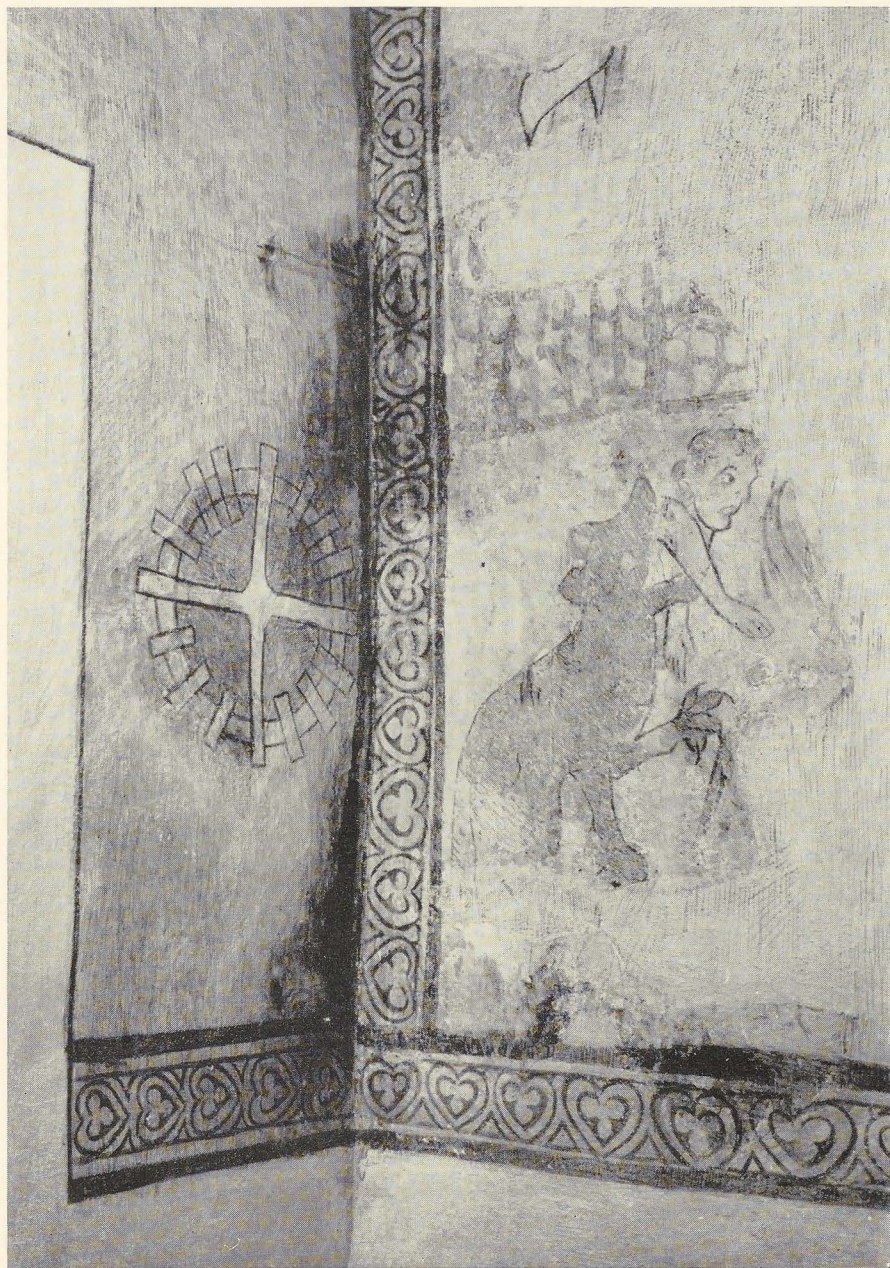
Links: Schlußstein vom ehemaligen Kloster auf dem Frauenberg (Barfüßer-Mönchs-kloster, südwestlich von Bönningheim), jetzt im Sockel des Hauptaltars der Cyriakus-Kirche eingelassen. Rechts: Grabplatte einer Frau (Flacharbeit)

Aufn. Richter, Bönningheim



Martinskirche zu Großingersheim  
Tür in die alte Sakristei, mit Hufeisen beschlagen, rechts davon das alte Chorgestühl  
 („Mönchsgestühl“)

Aufn. Schäfer, Besigheim



Kirche in Hofen

Freigelegte Fresken. Die figürliche Darstellung gehört zum Weltgericht

Aufn. Bader, Großsachsenheim



(D. die Dörferzüge von Johann Anton  
 Kerner's vollständige Beschreibung in seiner Gedicht.  
 1833. Heft 1. No. 6. S. 3!)

4. Fragt, was Kerner ist, ist in Dörfern,  
 schildert sie wirklich schön:  
 Da man dort der Freuden  
 Kopf unter grünen Lüften  
 forredlich unter klarem Gest,  
 Und geliebter Kinder Dörfer  
 Götter frohlich ein und aus.

Wiesbadener 24. April 1837.

Johann Anton.

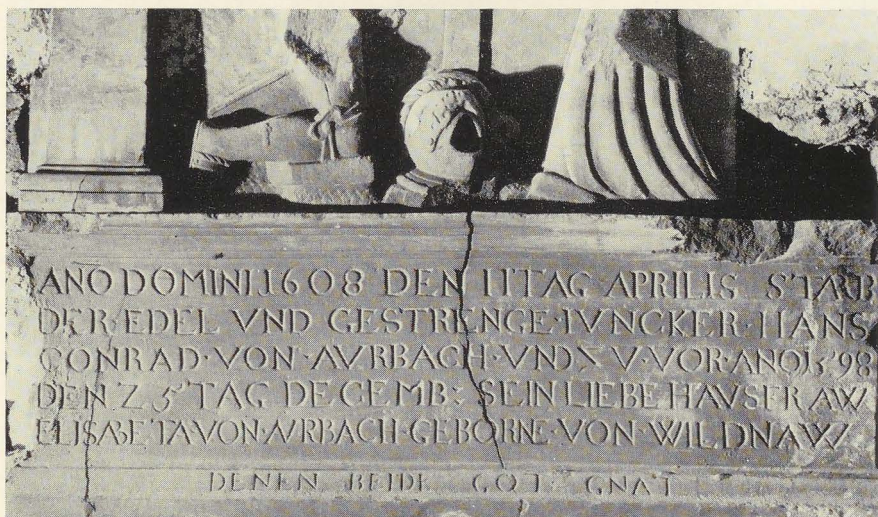




Kirche in Hofen

Fresko aus dem Weltgericht, Christus als Weltenrichter

Aufn. Bader, Großsachsenheim



Hofen: Grabplatte des Hans Konrad v. Auerbach mit seiner Gemahlin, darüber Teile eines Grabdenkmals mit figürlichen Darstellungen

Auf der Grabplatte steht: Anno Domini 1608 den II. Tag Aprilis starb der Edel und Gestrenge Juncker Hans Konrad von Auerbach und zuvor Anno 1598 den 5. Tag Decemb. sein liebe Hausfrau Elisabetha von Auerbach geborene von Wildnau denen beide Got Gnat

Gylden Jäger!

Ich will nicht bestanden werden,  
 nicht nur meine Menschen Ansehen  
 zu verlieren. Doch sehr in New York  
 Jendring. Ich soll dich von Merkmalen  
 wissen, die du in ein gelbes in Reduktion  
 für das ganze, nicht nur für die Arbeit  
 die wir in Leitung in. Dieses für Arbeit  
 was ich oft in der die werden können die  
 für den ich auch für dich. Ich war vor  
 3. Dage ließ mich in. Ich bin  
 durch die die ich ein. Mein ich  
 für dich, die ich in der ich  
 für dich. Ich war aber zu  
 der ich dich weiß ich  
 was ich die die ich  
 4. Dage die ich die ich  
 die ich die ich die ich  
 4. Dage die ich die ich

Brief Kerners an seinen Freund Obermedizinalrat Georg von Jäger vom 16. oder 17. Dezember 1851, jetzt im Besitz von Walter Hagen